Hempels wohlfeile Classiker-Ausgaben.

National-Bibliothek sämmtlicher deutschen Classiker.

Erste wohlfeile und vollständige Ausgabe ihrer Meisterwerke.

Lessing's Werke 50.

443.

Preis 2½ Sgr. = 9 Kr. Rh.

Verlag von Gustav Hempel in Berlin.

Catilina.

Ein Trauerspiel des Herrn von Crebillon.

Aus dem Französischen übersetzt von G. E. L.

Berlin 1749.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Catilina. Lentulus.

Catilina. Hör auf, Furcht vors Geschick, das mich bedroht, zu tragen!
Je mehr Gefahr ich seh', je mehr kann ich mich wagen;
Bei Näherung des Schlags, wovor Ihr Alle bebt,
Wird mein Muth nicht geschwächt, nur doppelt stark belebt.
Glaub mir, was braucht's, daß Du vor einem Freund Dich zwingest?
In Deines Herzens Grund dring' ich mehr, als Du dringest,
Und kann den Lentulus nicht ohne Mitleid sehn,
Wie nah des Stolzen Tod, wie nah er Dir mag gehn.
Der Römer Wütherich, die Vaterlandesliebe,
Verstellt sich triegrisch Dir in bange Freundschaftstriebe.
Du machst Dir blindlings nur mein Wort zu Deiner Pflicht,
Doch den unsel'gen Hang mißbrauch' ich ferner nicht.
Der Scipionen Ruhm treibt Dich zu reinern Thaten;
Was sie beschützten, will ihr Enkel nicht verrathen.
Das Prätoramt, das Dich zum Glied des Raths erklärt,
Hat der Verschwornen Herz zur ersten Pflicht bekehrt.
Du zitterst, kurz, für Rom. Rom ist es, was Dich kränket,
Wann Dein betrieglich Herz für mich zu zittern denket;
Geh! Dein Gewissen kämpft und windet sich zu sehr.
Kehr zu der Tugend um! Ich gönne Dir die Ehr'.

Lentulus. Brich diese Reden ab, die mich zu sehr verwunden!
Klugheit und Argwohn sind bei Dir zu nah verbunden.
Man glaubt oft, daß ein Herz vor uns entdecket liegt,
Wann uns durch falsches Licht ein schlauer Irrthum triegt.
Hier kann dem Klügsten wohl ein scharfer Blick mißlingen,
Doch braucht ein Mann wie Du nicht schärfer einzudringen.

Vom Mitverschworenen trenn klüglich Deinen Freund,
Gönn ihm ein freies Wort und höre, was er meint!
Von allem Glück und Ruhm, den einst Dein Sieg gewähret,
Verlang' ich nur Dein Herz, das mich vertraulich höret.
Den Vorzug schenke mir! Denn unser Freundschaftsband
Hat mich mehr als zu oft treu und gesetzt erkannt.
Sprich, wann Dein Stolz sich kann so weit herniederlassen,
Was läßt Dich Deine Wuth vor süße Hoffnung fassen?
Was büßte Nonius die Nacht das Leben ein?
Und was soll nun die Frucht von dieser Mordthat sein?

Catilina. Die Frucht ist, daß hinfort Die alle zittern müssen,
Die mir der Eid verbindt, die mein Geheimniß wissen,
Wann sie, wie Nonium, ein kühner Zweifel hält
Und ihre Untreu' sie der Rache bloßgestellt.
Doch kennt mich Lentulus, wie er mich sollte kennen,
So wird er seinen Tod des Meineids Strafe nennen,
So weiß er, daß die Wuth, die ihn zu Schaudern zwingt,
Die Staatskunst, nicht mein Herz zur blut'gen Uebung bringt.
Wo ein gemeiner Held ein Bubenstück beginge,
Da thut ein Rädelsmann wie ich erlaubte Dinge.
Recht oder ungerecht, gut oder lasterhaft,
Was kümmert er sich drum, wenn es ihm Nutzen schafft?
Man mag ihn undankbar, meineidig, grausam finden;
Doch bleibt er groß, läßt er sein Herz nur nicht ergründen,
Wagt er nur Alles, weiß er nur, wie man sich schmiegt
Und das kurzsicht'ge Volk mit äußerm Schimmer triegt.
In Tugenden sowohl als Lastern übertrieben,
Stellt er sich Allen gleich, die sein Verständniß lieben.
Sein zweifelhafter Ruhm kömmt auf den Fortgang an,
Und wen man erst verflucht, vergöttert man alsdann.
Die Schaar, die mir gehorcht, ist des Senates Schrecken,
Und ich muß seines (sic) sein, mir Ansehn zu erwecken.
Wenn jedes Glied von ihr ein Freund der Tugend wär',
So wär' ich's auch, und mir fiel' keine Tugend schwer.
Dir nur und dem Cetheg bin ich mit Grund gewogen,
Der Rest ist eine Brut, in Lastern auferzogen,
Der ohne Zwang nicht folgt, den Wechseln stets gelüst
Und uns so weit nur liebt, als man ihm ähnlich ist.
Ganz anders ist ein Fürst, vom Recht zum Thron ersehen —
Er winkt, und man gehorcht; er will, es ist geschehen.
Allein wenn man als Feind vom unterdrückten Staat

Den niedrigsten Kriegsknecht zum Mitgenossen hat,
Und der ist unvermerkt in unser Joch zu biegen,
Dazu gehöret Kunst, mehr Kunst als selbst zum Siegen.
Lentulus. So bieg sie in Dein Joch, nur mach Dich nicht verhaßt!
Doch sprich, eh noch der Tag uns überraschend faßt,
Was Dich ins Heiligthum der Tellus hergezogen!
Ihr Priester Probus — — ist Dir dieser auch gewogen?
[Ob] Bedenk, ob seine Macht allhier gleich nichts umschließt,
Ob einem Priester auch so viel zu trauen ist!
Wahr ist's, daß wir durch ihn den Zufluchtsort genießen,
Der uns so offen steht, als wir ihn sicher wissen.
Doch er ist, wie Du weißt, des neuen Consuls Freund,
Mit dem ihn Stolz und Blut, Nutz und Gemüth vereint.
Wann Seinesgleichen sich zu Mitverschwornen geben,
So rettet ein Verrath zuletzt ihr strafbar Leben.
Die Rathsversammelung ist heut hierher bestellt,
Doch dieses ist es nicht, was mich am Meisten quält.
Ich fürchte Fulvius' in Rach' verkehrte Triebe,
Und noch mehr Tullien. Schreckt Deine blinde Liebe
Nicht ihr feindseliges, ihr Dir gehässig Blut?
Sie stammt von Cicero, dem Vorwurf Deiner Wuth.
Wie kann ein großes Herz, [daß] das so viel Sorgen füllen,
So viele Liebesgluth bei so viel Haß verhüllen!
Fühlt Deinesgleichen auch der Liebe süße Pflicht?
Catilina. Ich fühl' die Liebe zwar, allein ich dien' ihr nicht.
Und wenn ein Held wie wir der Liebe unterlieget,
So hat sie seinen Sinn, nicht seinen Geist besieget.
Und wenn das freie Herz in Ruhmbegier entbrennt,
So hat sie keine Macht, als die das Herz ihr gönnt.
Auf die Art wird in mir die Liebe nur gelitten.
Die Schönheit Tullia's, Reiz, Geist und strenge Sitten
Sind meiner Neigung werth. Doch diese Leidenschaft
Ist mehr der Ehrsucht Frucht als meiner Liebe Kraft;
Denn Rom, das stolze Rom, das so viel Wunder zeiget,
Zeigt nichts, was Tullien an Anmuth übersteiget.
Ich seh' ein ganzes Volk durch ihren Blick entmannt;
Das war der wahre Reiz, der mich für sie entbrannt.

16.

Thomson's Tancred und Sigismunda.

Fragment einer Uebersetzung.

Als Lessing in seiner „Theatralischen Bibliothek" das „Leben des Herrn Jakob Thomson" im Jahre 1754 veröffentlichte, sagte er darin unter Anderm (Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 248): „Im Jahr 1744 ward sein Tancred und Sigismunda aufgeführt, welches Stück glücklicher ausfiel als alle andre Stücke des Thomson's und noch itzt gespielet wird. Die Anlage dazu ist von einer Begebenheit in dem bekannten Roman des Gil Blas [von Lesage] geborgt. Die Fabel ist ungemein anmuthig; der Charaktere sind wenige, aber sie werden alle sehr wirksam vorgestellt. Nur den Charakter des Seffredi[1]) hat man mit Recht als mit sich selbst streitend, als gezwungen und unnatürlich getadelt." Auf den Gil Blas als die Quelle des Thomson'schen Trauerspiels kommt er noch einmal in dem „Tagebuch der italienischen Reise" 1775 zurück (Th. XIX. uns. Ausg.): „Ein Graf Vincenzo Manzoli del Monte hat in Modena eine Tragödie 1771, Bianca et Enrico, drucken lassen, welche das nämliche Süjet ist, das Saurin und Thomson und Calini bearbeitet haben und eigentlich aus dem Gil Blas genommen ist. Die beiden italienischen Stücke gehen dem französischen des Saurin zu viel nach." Die Episode aus dem Gil Blas heißt „Le mariage de vengeance". — Sie ist eingeschoben in die Erzählung von „Ludwig und Aurora", die

1) So steht auch in der „Theatral. Bibl." Im englischen Original und in der prosaischen Uebersetzung des Thomson, welche 1756 mit Lessing's Vorrede erschien, heißt er Siffredi, desgleichen im Gil Blas. Es ist unser deutscher Name Siegfried.

Lessing dramatisch zu bearbeiten versuchte. Vgl. unten Nr. 37. In der Dresdner Ausgabe von 1798 steht sie Bd. II. S 26—65, Cap. 4. — Von dem Vorwurfe, sagt dann Lessing in dem obigen Aufsatze über Thomson später (S. 249), daß die Handlung während der langen Gespräche stille stehe und die Geschichte matt werde, sei nur Tancred und Sigismunde ausgenommen; „dafür aber sind auch die Charaktere darinne nicht genug unterschieden, welche sich fast durchgängig auf einerlei Art ausdrücken“. Als er 1756 die Vorrede zu der Uebersetzung von Thomson's Trauerspielen schrieb, äußerte er, er wolle sich hier eine Materie nicht vorwegnehmen oder wenigstens verstümmeln, die er nach aller möglichen Ausdehnung zu einer Fortsetzung jener Nachrichten in der „Theatralischen Bibliothek“ bestimmt habe (vgl. Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 855). Diese Fortsetzung ist jedoch nicht erschienen.

Tancred und Sigismunda.

Ein Trauerspiel.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Sigismunda. Laura.

Sigismunda. Verhängnißvoller Tag für Sicilien! So nähert sich der König seinen letzten Augenblicken?

Laura. Das fürchtet man.

Sigismunda. Der Tod Derer, die ihr Stand, noch mehr aber ihre Tugend erhebet, erwecket die Seele zu feierlicher Trauer und erschüttert mit banger Furcht; nicht daß wir für sie zitterten, sondern für uns selbst, die wir uns in den Mühseligkeiten des Lebens zurückgelassen sehen. — Und doch werden die Besten von den gaukelnden Kindern dieser Welt auf einmal vergessen, als wären sie nimmer gewesen.

Man sagt, Laura, das Herz werde dann und wann von einer prophetischen Traurigkeit überfallen. Von dieser Art, däucht mich, [ist] sei die meinige. Des Königs herannahender Tod erregt

mir tausendfache Furcht. Was für Unruhen werden mehr als jemals den Staat verwirren! Was für plötzliche Veränderungen können in dem Hause meines Vaters entstehen und mich von meinem theuersten Tancred trennen! Mich schauert für diesen Gedanken!

Laura. Wie verkehrt geschäftig, [ist] sich selbst zu quälen, ist die Einbildung, wenn Liebe sie krank macht! Doch glaube gewiß, Deines Vaters unwandelbare Freundschaft mit Hülfe eines gewissen, dem Glücke mehr gebietenden als dienenden Schutzgeistes wird hier [in dem Aug] im Angesichte Siciliens ihn unterstützen und über ihn wachen. Ueber ihn [den edeln Tancred], diesen — so kann ich ihn wohl nennen — seinen angenommenen Sohn, den edeln Tancred, gebildet nach allen seinen Tugenden —

Sigismunda. Und ach, gebildet, seine Tochter zu bezaubern! — Ihn lockte dieser schöne Morgen auf die Jagd. Sage mir, ist er noch nicht wieder zurück?

Laura. Nein. — Als Dein Vater eiligst zu dem nun sterbenden Könige gerufen ward, sandte er auf alle Wege Boten nach ihm aus, und das mit solcher Hitze und Ungeduld, als ob dieser nahe Vorfall für den Grafen Tancred von weit mehr Wichtigkeit sei, als ich begreife [begreifen kann].

Sigismunda. Es liegt, Laura, auf der Geburt meines Tancred's eine [Wolke, die ich nicht zu durchdringen vermag [durchdringen kann]] für mich undurchdringliche Wolke. Mein Vater erzog mit fürstlichen Lehren [und mit Ehrerbietung, die, wie ich oft bemerket, gegen meinen Vater seine Jugend] und mit Ehrerbietung, die, wie ich oft bemerket, seine Mienen nicht selten mit Unterthänigkeit überraschte, den Jüngling in den Wäldern von Belmont. — Ach, Ihr Wälder, wo meine Brust, die keine Verstellung kannte, zuerst die Seufzer der Liebe lernte! [Da habe ich oft bemerkt] Er gab ihn für den Sohn eines [seines] alten Freundes, Barons von Apulien, aus, dessen Tapferkeit in dem letzten Kreuzzuge ihr Ziel gefunden habe.

Aber was das Seltsamste ist: sind denn Alle von seinem Geschlechte sowohl als sein Vater gestorben? alle seine Freunde, ausgenommen der rechtschaffne, großmüthige Siffredi?

17.

Thomson's Agamemnon.

Fragment einer Uebersetzung.

Nachdem Lessing in seinem „Leben des Herrn Jakob Thomson" aus einer früheren Uebersetzung des Agamemnon die Erzählung des Melisander von seinem Aufenthalt auf einer wüsten cycladischen Insel[1]) angeführt hat, fährt er fort: „Ich habe mich nicht enthalten können, diese Stelle abzuschreiben, und zwar nach der obgedachten Uebersetzung. Sie ist in Göttingen im Jahr 1750 auf 7 Bogen in Octav ans Licht getreten. Ihren Urheber weiß ich nicht zu nennen; zwar könnte ich mit einem Vielleicht angezogen kommen; doch dieses Vielleicht könnte sehr leicht falsch sein. Wie man wird gemerkt haben, so ist sie gleich dem englischen Originale in reimlosen Versen abgefaßt. Nur bei der Rolle der Kassandra ist eine Ausnahme beobachtet worden; als eine Prophetin redet Diese in Reimen, um sich von den übrigen Personen zu unterscheiden. Der Einfall ist sehr glücklich, und er würde gewiß die beste Wirkung von der Welt thun, wann wir uns nur Hoffnung machen dürften, diese Uebersetzung auf einer deutschen Bühne aufgeführt zu sehen. Sie ist, überhaupt betrachtet, treu, fließend und stark. Ihr Verfasser aber gestehet, daß er die zweite Hand nicht daran habe legen können, sondern daß er den ersten Entwurf dem Drucker ohne Abschrift habe ausliefern müssen. Diesem Umstande also müssen wir nothwendig einige kleine Versehen zuschreiben, die ich vielleicht schwerlich würde gemerkt haben, wenn ich nicht ehmals selbst an einer Verdolmetschung dieses Trauerspiels gearbeitet hätte." (Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 246 f.) Diese Uebersetzung ist es, welche sich unter den Breslauer Papieren befindet. Sie ist bis in die Mitte des fünften Auftritts des zweiten Aufzugs fortgeführt und erscheint hier zum ersten Male gedruckt. In seinen Anmerkungen zur Uebersetzung verweist Lessing öfter auf seinen Göttinger Vorgänger.

---

1) Dieselbe Erzählung, aus der er auch im „Laokoon" (Werke, Th. VI. S. 38) eine Stelle nach dem Originale anführt.

Agamemnon.

Ein Trauerspiel, aus dem Englischen des J. Thomson übersetzt.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Klytämnestra, in einer trostlosen Stellung sitzend, und ihre **Wärterin**.

Die Wärterin. Klytämnestra, meine königliche Gebieterin, kann kein Trost Deinen Schmerz auf kurze Zeit betäuben? Seitdem man in vorigen Nächten die Flamme gesehn, die der König zum Zeichen des gestürzten Troja festgesetzet hatte, seitdem ist keine Speise über Deine ekelnden Lippen gekommen, kein Schlaf hat Deine Augen beglückt. Und wenn ja ein überhingehender Schlummer Deine Seufzer einen Augenblick verstummen ließ und Deine Zähren unterbrach, so fuhrest Du doch plötzlich mit wildem Schrecken wieder auf und schriest: „O Schuld! o Aegisthus! Troja! Agamemnon!“ Wahrhaftig, Königin, das ist zu viel!

Klytämnestra. Weg! Weg! Mein verlorener Zustand ist keiner Erleichterung fähig. Laß mir den kläglichen Trost aller Unglückseligen, daß ich mich meiner Betrübniß überliefern darf!

Die Wärterin. Höre mich, Gebieterin, ehedem theure Last meiner betagten Arme, Du meine zärtliche Sorge von der ersten aufbrechenden Blüthe des Lebens an, meine Freude, mein Ruhm, höre Deine getreue Dienerin, laß mich noch hinzusetzen, Deine Freundin! In den Augen der Vernunft, die nie nach parteiischen Absichten urtheilet, ist Dein Unglück weit größer als Deine Schuld. — — Deine Schuld? Verzeihe, das Wort ist für das zu hart [als daß es dem beigelegt werden könnte], was mehr Mitleiden als Tadel verdient. Ich weiß, durch was für verrätherische Griffe Du aus der angenehmsten Ruhe in diese unseligen Bekümmernisse, in diese ängstlichen Verwirrungen versunken bist.

Klytämnestra. Fort mit mir aus dem Angesichte der Welt! Aller Trost ist umsonst. — —

Die Wärterin. Erlaube, daß ich Deine nicht so schlimme Sache gegen Dich selbst führen darf! Als Agamemnon die Griechen nach Troja führte und Dich für das Gepränge des Krieges verließ; als er Dich, Du Schmuck Griechenlands, Du holdseligste Mutter, Dich zärtlichstes Gemahl, in der vollen Blüthe Deiner

Schönheit, wenn anders das Gerücht wahr redet, für Trojanische Sclavinnen vergaß — — Doch dieses beiseite! — — — Wie verließ er Dich? — sprich! Als eine betrübte, gereizte Königin und Mutter, die in Aulis mit ihrer erstgebornen Hoffnung, der blühenden Iphigenia, unter dem Vorwande ihrer gleich zu erfolgenden Verbindung mit dem Achilles verrathen ward. Kaum war die vom Winde aufgehaltene Flotte angelangt, als Du ihr unsträfliches Blut [auf dem befleckten Altar der Diana strömen sahest], den Preis der Winde und theuer erkauften Lüfte, die sie nach Troja bringen sollten, von dem befleckten Altare der Diana strömen sahest. [Durchdrungen] Du warst von Herzeleid durchdrungen, zur Raserei und beinahe zur Rache gegen einen grausamen, hochmüthigen Ehemann angereizt; alle Leidenschaften schwärmten in Dir unordentlich unter einander, sie waren auf dem Punkte, sich zu verändern; und doch ließ er Dich in der Gewalt eines schmeichelnden, unterthänigen Liebhabers, den er Dir in Verwaltung des Reichs zum Gehülfen gab, und der gegen Dich ebenso biegsam als Agamemnon übermüthig war.

Klytämnestra (steht auf)*). Ach, es ist nur allzu wahr! Du hast die Quelle meines Unglücks entdeckt. Warum verließest Du mich, barbarischer Agamemnon? und verließest mich weinend um die ermordete Tochter? Warum überließest Du mich hülflos meinem verwirrten Gemüthe? Ach, warum verkauftest Du mich selbst meinem Liebhaber? Ich weiß es allzu wohl, was Aegisthus für Künste anwendete, welche das Herz eines Frauenzimmers unvermerkt stehlen und süß bezaubern! Weg, theure, klägliche Ideen! Weg, Ihr Verderber! Und noch wagt Ihr es [mich in diesem Augenblicke], treulose Sirenen, mich in diesem Augenblicke zu versuchen? O Natur! warum hast Du uns, Natur, so widersprechend gebildet? Zu einem beständigen Spiele streitender Kräfte! Ach, warum hast Du einen solchen Krieg in uns gepflanzt, einen so ungleichen Streit zwischen der trägen Vernunft und der ungestümen Leidenschaft? Die Leidenschaft reißt uns ohne Widerstand mit sich fort, ehe uns die langweilige Vernunft zu

*) Rising steht im Englischen; ich weiß nicht, warum es mein Vorgänger übersetzt hat: in einer starken Gemüthsbewegung. So lange hatte sie gesessen, und nunmehr steht sie auf. Freilich zeigt diese Bewegung zugleich ihre innerliche Verfassung mit an; deswegen aber kann man hier nicht Eines für das Andere setzen. Diese kleine Erinnerung ist für die Schauspielerin, welche die Meinung des Dichters schlecht erfüllen würde, wenn sie sich nur in einer heftigen Gemüthsbewegung zeigte und nicht zugleich aufstünde. — Lessing.

Hülfe kommen kann, und dann nutzt sie uns nichts, als daß sie uns Vorwürfe macht. [Hör auf!] Laß nach, Peiniger!

Die Wärterin. Du thust Dir selbst allzu viel Unrecht. Bedenke, wie Du der Liebe Jahre durch ausgewichen bist. Aegisthus, ob er gleich Dein Herz rührte, obgleich manche mitternächtliche Zähre, mancher verborgene Seufzer mir, und mir nur allein Deinen Schmerz entdeckte, der Deine verschwindenden Wangen verdunkelte, doch konnte er mit allen seinen Künsten und Reizen, mit aller seiner Liebe und Unterwürfigkeit den ringenden Vorsatz der Seele nicht überwältigen, bis er den Melisander in eine wüste Insel von Deinen Ohren verbannte.

Klytämnestra. Ach, Melisander! Du wardst eine Beute wilder Thiere oder des noch wilderen Hungers.*) Ach, unglücklicher Freund! Hellas' führendes Licht, das mir Agamemnon, mein Reich zu regieren, hinterließ! Du, den alle Wissenschaften und alle Musen geschmückt hatten, weil Dein redliches, ehrliebendes Herz ihnen alle Ehre machte! O, wärest Du stets um mich geblieben, so würde ich heute ebenso beglückt sein, als ich unglücklich bin! Die Gottheit strahlet empfindbar aus der Tugend, aus der

*) Given to the beasts a prey, or wilder famine. Dieses hat mein Vorgänger ganz falsch übersetzt: Dich gab ich den Thieren preis; ihr wilder Hunger hat längst meinen Freund verdauet.[1]) — Erstlich ist es falsch, daß ihn Klytämnestra den Thieren preisgegeben habe; Aegisthus war es, der ihn in die wüste Insel verwies. Zum Andern bezieht sich wilder famine nicht auf beasts, sondern sie will sagen: entweder die Thiere haben ihn daselbst umgebracht, oder er hat verhungern müssen. Drittens ist der Ausdruck: die Thiere haben meinen Freund verdauet, sehr niedrig und ekel. Ich bin kein Spötter, sonst würde ich fragen, warum der Uebersetzer nicht noch einen Schritt weiter über die Verdauung gegangen sei. Alsdann wäre es vielleicht noch nachdrücklicher. Doch sollte ich nicht bedenken, daß dergleichen Redensarten von unsern neuern Dichtern einen nicht geringen Platz unter dem Erhabenen bekommen haben? Wenigstens ist: die Thiere haben meinen Freund verdauet, nicht schlechter als ein: sie sind mir ein Gestank in der Nase. — L.

---

1) Vgl. hierzu die Stelle im „Leben des Herrn Jakob Thomson" (Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 247): „Zum Exempel in der ersten Scene des ersten Aufzuges werden die Worte given to the beasts a prey, or wilder famine übersetzt: Dich gab ich den Thieren preis; ihr wilder Hunger hat längst meinen Freund verdauet. Ich will hier nicht erinnern, daß zwar Aegisthus, aber nicht Klytämnestra den Melisander auf die wüste Insel setzen lassen, auch nicht, daß der Ausdruck: der wilde Hunger der Thiere hat ihn schon längst verdaut, der schönste nicht sei, sondern nur dieses muß ich anmerken, daß wilder famine gar nicht auf beasts gehet, und daß der Dichter die Klytämnestra eigentlich sagen läßt: entweder die Thiere haben ihn umgebracht, oder er hat verhungern müssen." — A. d. H.

reinen, großmüthigen, sich nichts anmaßenden Tugend. Selbst ihr Schweigen redet, und ohne stolze, förmliche Lehren bringt sie uns Verachtung des elenden beschimpfenden Lasters bei. Mit ihm aber, mit Melisander, verlor ich Vernunft, Namen, Ehrliebe, Wahrheit und lautre Ermahnungen; mit ihm entwich mein guter Genius. Ohne Freund, geschmeichelt, bestürmt, bezaubert, ward ich mit der Alles verführenden Liebe allein gelassen; der Liebe, die, blind für das Zukünftige, alle gesunden Gedanken, alle Folgerungen verachtet, über Alles spottet, außer was ihr die sie selbst bezaubernden Träume einblasen. Was konnte ich thun? — — — Doch weg, Dir selbst schmeichelnde Sünde! Ich hätte bedenken sollen, daß die Ehre, wann sie einmal befleckt ist, von keinen Thränen der winselnden Reue kann wieder reingewaschen werden; daß eine Beschimpfung wie die meinige die stolze Ehre eines vermählten Königs und meine Kinder, meine armen, unsträflichen Kinder, mit Schande überhäufen müsse; daß ihre Wange bei dem Namen ihrer Mutter entbrennen würde; ich hätte denken sollen — — Ach, könnte ich nur nicht mehr denken! Das Denken ist eine Marter!

Die Wärterin. Was hilft das, Königin?

Klytämnestra. Ach, Melisander! Itzt, könnte der Tod hören! itzt würde ich Deinen freundschaftlichen Beistand anrufen, in dieser Stunde der Verwirrung wollt' ich Deine Gegenwart erflehen. Vielleicht hat die Weisheit, die leutselige Weisheit, die unsere Schwäche kennt und sie also verzeihen kann, vielleicht hat sie einen heilenden Trost für ein schuldiges Gemüth, vielleicht hat sie einige Gewalt, es wieder zur Ruhe zu locken, und befiehlet ihm aufs Neue, ohne Verstellung zu lächeln. Doch fruchtloser Wunsch! Nein, er kann nicht, er kann nicht erfüllt werden! Aegisthus, der mir von nun an Gesetze geben mag, die Furcht der Entdeckung, der schrecklichste Tyrann der Schwachen, und mein eignes mitschuldiges, beflecktes Herz verbieten mir, zurückzugehen.

Die Wärterin. Hier ist, Gebieterin, der Mann, der auf seiner Wache das feurige Zeichen des überwundenen Troja's bemerket hat und itzt Deinen Befehl erwartet, Dir von Allem, was er sah, mehr Nachricht zu geben.

Zweiter Auftritt.

Klytämnestra. Ihre **Wärterin** und der **Mann**, der das Zeichen gesehen hat.

Klytämnestra. Bist Du denn gewiß, daß Du das Zeichen gesehen hast? Oder war es ein Hirngespinnst, das Dir Dein

wachender Wunsch im Schlafe vormalte, oder auch vielleicht ein nächtliches Luftzeichen?

Der Mann. Meine Königin, Troja ist nun gewiß ein Steinhaufen. Ich sahe das Zeichen seines Schicksals allzu deutlich. Die Nacht war dunkel und stille. Mir bedeckte eine dichte Finsterniß die Erde. Die Sterne waren tief in traurige Wolken verhüllet, und auf der Erde schimmerte in und um Mycen kein Strahl: als schnell am entferntesten Ost*) ein rothes Licht auffuhr und sich, weit um sich greifend, fortwälzte. Bald fiel es, bald stieg es wieder, gleich feurigen Wellen. Die brennende Nachricht trug sich von Insul zu Insul, von Vorgebirge zu Vorgebirge weiter, bis sich die letzte Flamme ganz deutlich in Nauplia endigte. Welch herrlicher Anblick! Wie freute sich mein griechisches Herz!**)

Klytämnestra. Was ist für Wind?

Der Mann. Er bläset gerade von Troja her, stark und anhaltend.

Klytämnestra. Gut! Geh nur wieder! Deine Sorgfalt und treue Mühe soll Dir belohnt werden.

Dritter Auftritt.

Klytämnestra. Ihre Wärterin.

Klytämnestra. Er kommt! Er kommt, der unglückliche Sieger! Eben jetzt durchstreicht sein triumphirendes Schiff das hohe Meer und durchpflüget mit siegrischem Schnabel die Wogen. Vielleicht begrüßet er schon sein väterliches Ufer und wird von einer freudigen Menge empfangen und eilet zu seiner Schande. Mit Ehren überhäuft, fröhlich über den Sieg und gekrönt mit den Lorbeern der zehn berüchtigten Jahre, träumt er, den friedlichen Oelzweig damit zu verbinden und nach harten Bemühungen des gefährlichen Krieges in dem Myrtenbette einer ruhigen häuslichen Glückseligkeit sanft zu ruhen. Wie eitel ist die Hoffnung, wie kurz die Aussicht eines leichtgläubigen Menschen! Ich

*) At farthest east. Mein Vorgänger hat es übersetzt: am allerersten Ost. Eine sehr gezwungene Undeutlichkeit. — L.

**) And as a Greek rejoic'd me: und als ein Grieche erfreute ich mich darüber, sagt das Original. Wenn der Göttingische Uebersetzer nur gesagt hätte: es schwoll mein treu und griechisch Herz vor Lust, so wäre es sehr wohl und poetisch ausgedrückt gewesen; allein sein Zusatz: und drohet dem überwundnen Troja, ist sehr elend. Der Engländer schildert diesen Griechen als einen Mann, den die Siege seines Volkes erfreuen; der Uebersetzer aber bildet ihn durch diesen Zug als einen Poltron. Denn was soll das für eine Tapferkeit sein, einer überwundnen Stadt zu drohen? — L.

wag' es nicht, vor mich zu sehen, noch mir das sich aufziehende Wetter vorzustellen.

Die Wärterin. Aegisthus kommt, Königin!

Klytämnestra. Verlaß mich!

Vierter Auftritt.

Klytämnestra. Aegisthus.

Aegisthus (nach einem kurzen Stillschweigen). Wie, Klytämnestra? begegnen Verliebte in Stunden der Gefahr einander so? (Er hält inne.) Währt das kalte Stillschweigen noch? Sind die Augen, woraus nichts als Zärtlichkeit strahlet, noch abgewandt? Zorn, Furcht, Ekel und kranke Reue verfinstern Deine veränderlichen Wangen. Es ist offenbar, Du hast mich nie geliebt.

Klytämnestra. O, wäre es wahr!

Aegisthus. Es ist nur allzu wahr. Selbst das Vermögen, so was zu wünschen, beweiset es.

Klytämnestra. Der hat meine Liebe nie verdient, der daran zu zweifeln wagt!

Aegisthus. Nicht daran zu zweifeln, würde Schwäche und Thorheit sein.

Klytämnestra. Zweifle nicht blos, glaube Deinen Zweifeln!

Aegisthus. Ich thue es schon.

Klytämnestra. Du thust es?

Aegisthus. Genug, ich bin von ihrer Wahrheit überzeugt.

Klytämnestra. Mir diesen niederträchtigen und undankbaren Vorwurf zu machen! Stürme nicht zu arg, Aegisthus, stürme nicht zu arg auf meinen schuldigen, niedergeschlagenen Geist! Ob Du gleich meine erhabne Tugend, den edeln Stolz meiner Seele, der keine Furcht kennet und keinen Vorwurf erträgt, unter Dich getreten hast, so will ich doch wenigstens gegen Dich, gegen Niemand als Dich so kühn sein, als hätt' ich nie gefühlt; Dir will ich Königin, Blut des Jupiter's und Klytämnestra sein!

Aegisthus. Mäßige Dich! Ich habe nichts gesagt, als daß ich Deiner Liebe unwerth bin.

Klytämnestra. Verflucht sei der Hochmuth, der sich mit verstellten Mienen unter der Demuth verstecket! Und bin ich denn so niederträchtig, habe ich denn Verstand und Ehre so gänzlich verloren, daß ich mich ohne die Alles bezwingende Furie, ohne die Liebe, die erniedrigende, sinnlose, blinde Liebe, von der Höhe eines glücklichen Lebens zu dem niedrigen, ängstlichen Stande der

kleinmüthigen Scham herablassen muß? Verkenne mich nicht! —— Dich von der Eifersucht, der ärgsten Raserei, zu heilen, wollte ich, da ich so beschimpft bin, kein Wort, kein flüchtiges Wort verlieren, wenn nicht eine Art trauriger Gerechtigkeit, die ich mir leider selbst schuldig bin, dieses schimpfliche Bekenntniß der vollen Brust entriß. Wie bist Du gefallen! wie schimpflich bist Du gefallen, unselige Klytämnestra!

Aegisthus. Ungerechte Auslegung! Und doch gefallen mir diese verächtlichen Blicke, und doch bezaubert mich dieser Zorn. O mehr als liebenswürdige, o majestätische Schöne! Da Du die Stärke der eifersüchtigen Liebe kennest, so vergieb ihrer zärtlichen Furcht, ihrer schmeichelnden Beleidigung! Ich gedachte Dich nicht zu beleidigen.

Klytämnestra. O Unglückselige, die vergeben muß!

Aegisthus. Nein, lieber verstoße mich, als daß Du mir eine so erzwungene Vergebung vorwirfst! O Klytämnestra! wo sind nun jene Blicke, jene Blicke des lächelnden Himmels, der strahlenden Freundlichkeit, die den Morgen unserer Liebe beglückten, dessen Bezirke sich kein Uebel, keine Traurigkeit nahen durfte, weil wir Beide, durch unsern Anblick entzückt, weder Furcht noch Gefahr kannten? Und sollten wir uns itzt in finstre Zänkereien einlassen? Weg mit dem Zanke! Warum sollten Liebhaber zanken? Das Leben ist darzu zu kurz, die Zeit darzu zu kostbar, und besonders diese Augenblicke, diese stürmische Augenblicke, die unser gemeinschaftliches Schicksal dem Verderben so nahe gebracht zu haben scheinen. Eben itzt — —

Klytämnestra. Es ist wahr, es ist wahr! So oft ein hohler Wind diesen Palast erschüttert, so oft denke ich, Agamemnon kommt. Und doch, und doch, Aegisthus, weil noch ein Zeichen, das vorzüglichste Zeichen meiner Liebe übrig ist, so will ich Dir es geben. Mit Freuden will ich das königliche Gepränge verlassen und mit Dir den Augenblick ein entlegnes Land suchen, ein thracisches dunkles Thal, wo uns ein fichtener Hämus in seinen undurchdringlichen Schatten verbergen mag. Da soll mir das abscheulichste Leben, die härteste Arbeit gegen das, was ich itzt fühle, gegen die herben Schmerzen, die mein Herz foltern und meine verwirrten Leidenschaften beängstigen, eine wollüstige Ruhe sein. Geschwind! laß uns fliehen, Aegisthus, laß uns diesen Augenblick fliehen, der zweite möchte uns ergreifen und uns der Schande, der gräulichsten Schande überliefern!

Aegisthus. Was, Klytämnestra, fliehen? Das nur ist der

geradeste Weg zur Schande, zur ewigen Beschimpfung. Der Niederträchtigste auf der Welt ist Der, welcher flieht und seinen großen Vorsatz aufgiebt, es sei im Kriege oder im Frieden. Der aber, welcher hartnäckig fortarbeitet, seinen Zweck erreicht, der Zweck sei, wie er sei, und sich durch den Ausgang krönet, der ist ein Kind des Glücks und der Ehre und wird von dem Niederträchtigen, von dem scheinheilig Niederträchtigen, der ihn sonst mit den schimpflichsten Vorwürfen beläftiget hat, am Meisten bewundert. Und kannst Du Dir träumen lassen, daß Dein Ehemann, Dein eitler, ehrsüchtiger Ehemann, der stolze Agamemnon, welcher zehn ganze Jahre vor Troja gefochten hat, den Raub Deiner Schwester Helena zu rächen, daß dieser uns nicht verfolgen sollte, wenn wir auch in Cimmeriens Schatten unsere Zuflucht suchten; daß er uns nicht zur alsdann verdienten und unbeklagenswerthen Beschimpfung zurückschleppen und der Verachtung des spöttischen Griechenlands bloßstellen würde?

Klytämnestra. Entschuldige mein schwächeres Herz! Aber, Aegisthus, wie kann ich den Anblick eines beleidigten Ehemannes ertragen? Der schrecklichste Feind hat kein so entsetzliches Ansehn als ein Gemahl, den wir beschimpfen.

Aegisthus. Die Furcht, Klytämnestra, wirft ein falsches Licht auf Deine verwirrte Vernunft und blendet sie gänzlich. Er ein beleidigter Ehemann? Er beschimpft? Nein, nein, Klytämnestra kann den Agamemnon, ihren und des ganzen Griechenlands Wüthrich, nimmermehr beleidigen; nimmermehr kann sie einen Ehemann beschimpfen, der sie zehn Jahre, zehn einsame Jahre für die eitle Ehre eines närrischen Krieges vergessen konnte! Und wenn der Ruf wahr redet, so hat er nicht einmal diese zehn Jahre mit Krieg zugebracht, sondern anstatt zu kriegen, hat er sich mit seinen edlern Freunden gefangner Mägde halber schimpflich gezankt. Er zog eher verliebter Lustbarkeiten als des Krieges wegen fern von seinem Vaterlande, seinem Hause und seiner Königin. Wie kannst Du nun einen so Ungetreuen beleidigen? Gedenke an Aulis, wie schimpflich Du in diesem Hafen verrathen wurdest, und was für eine schreckliche Hochzeit Deiner Tochter daselbst wartete! Bedenke, durch welchen Preis er seine grausamen Siege erkaufte! Siehe die erstgeborne Blüthe Deiner Jugend, Deine Iphigenia: ihre holden Augen sind niedergeschlagen, ihre Wangen mit Furcht bedeckt, mit bloßer Brust stehet sie da, ein hülfloses, unschuldiges, unbeweintes Opfer, und wird von dem mörderischen Kalchas durchstochen! Ihr Vater, ihr un-

beweglicher Vater stehet dabei, damit ja Niemand seinem Kindermorde hindere! Siehe, sie vergießt reiche Ströme Bluts, von Dir überkommenen Bluts; sie fällt gleich einer verwelkenden, zur Unzeit abgerissenen Blume, einem ungeduldigen Vater von einem grausamen Geiste, der sich betriegerisch für Dianen ausgab, günstigen Wind zu erkaufen! Die Winde erheben sich und füllen die Segel. Er reist ab. Zufrieden reist er ab und verläßt die unglückliche Mutter, die ihr ermordet Kind beweinet! — — — Wenn noch ein Funken des vorigen Geistes in Klytämnestren brennt, wenn sie noch die Natur fühlt und dem Rechte noch lebt, so werden ihr dieses — — — dieses werden ihr Beleidigungen sein, die um Rache schrein. Und ich weiß, ich weiß die kühnen Hände, die Dich — — erstaune nicht! — — — die Dich rächen zu können, stolz sein werden.

Klytämnestra. Wie? was für Hände? was für Rache? Sprich! Falle nicht in einen so wilden Ton! er erweckt neuen Streit in meiner kämpfenden Seele. Den gerechten Göttern, nicht uns gehört die Rache. Nein, nimmermehr kann ich, nimmermehr will ich meine Einwilligung zu — — Götter! wohin verliert sich meine Zunge! — Nein, das war Deine Meinung nicht — — das hast Du nicht sagen wollen — — Ach, schone, Aegisthus, schone den letzten Rest meiner Tugend! Mache nicht, daß ich ihn unwiederbringlich verliere! Mache mich nicht zum Abscheu meiner selbst! — Wie elend sind sie, die ihre sterbende Tugend fühlen und sie nicht retten können! (Man hört ein Freudengeschrei.) — — Was soll das Frohlocken des unsinnigen Volkes? Ach — — dem Herzen ahnet — — Hilf mir! — — Von Neuem! — — Ach, wie wenig müssen sie mich durch ihre Freude zu schrecken glauben!

Aegisthus. Es kömmt Jemand *) — — fasse Dich wieder, Klytämnestra!

Fünfter Auftritt.

Klytämnestra. Ein Hofbedienter.

Der Hofbediente. Der König ist in der Nähe. Er kömmt von Nauplia; allein die freudige Menge des ihn umringenden Volks verzögert seine Ankunft. Eben itzt kam Talthybius und brachte diese Nachricht. Er bittet, vorgelassen zu werden.

Klytämnestra. Führe ihn herein!

*) Some move this way. Mein Vorgänger hat es übersetzt: Es nähert sich ein Theil des Volks. Weder die Sprache noch der Verstand erlauben die Auslegung. Die Annäherung des Hofbedienten ist es, die den Aegisthus vertreibet. — L.

Sechster Auftritt.

Klytämnestra (allein).

Klytämnestra. Ach! Nur allzu wahres Zeichen! Ich muß schon noch einen Schritt im Laster fortgehen. Herunter, unbiegsames Herz, und lerne Verstellung! ja, lerne lächeln, ob Dich schon der Kummer umringet hat; lerne Dich nur mit der Niederträchtigkeit verschwistern! Sieh, wie erfreut der Herold einhertritt! Betrogner Mann!

Siebenter Auftritt.

Klytämnestra. Talthybius mit einigen griechischen Soldaten, die ihn begleiten.

Klytämnestra. Willkommen, Talthybius! Willkommen, Ihr tapferen Griechen! Wie lebt der König?

Talthybius. Der König, Gebieterin, lebet wohl. Gesundheit, Glück und Ehre vereinigen sich, ihn zu krönen. Sein Herz ist voller Ungeduld, sich mit Deinem zu unterhalten. Er hat mich mit seinen brünstigsten Wünschen und seinen freudigsten Freudensbezeigungen vorausgesendet. „Sage," sprach er, „geh, sage meiner Klytämnestra, daß die Vorstellung, sie zu umarmen, eine angenehmre Freude in mir erwecket, als mir alle Eroberung gemacht hat! Selbst die Liebe meines Volks sei mir zuwider, die mich sie einen Augenblick später sehen läßt." Diese Krone, die vordem die königliche Schläfe der Hekuba, der stolzen Königin des Priamus, umschloß, bittet er Dich anzunehmen.

Klytämnestra. Setze sie nur hin! Ich gestehe es, Talthybius, weichliche Thränen treten in meine weiblichen Augen, da ich an die plötzlichen Umstürzungen des Schicksals, an die traurigen Veränderungen des Glücks gedenke. Oft, wenn blinde Sterbliche auf der Höhe ihres Wohlstandes am Sichersten zu sein vermeinen, sind sie am Rande ihres Verderbens. Aber, in der That, Eure Reise ist sehr geschwind gewesen. Noch nicht drei volle Tage . . . Ist die ganze Flotte zurückgekommen?

Talthybius. Das einzige Schiff, das den König trug, ausgenommen, die übrigen alle sind weit verschlagen worden. Als wir den freudigen Winden unsere Segel übergaben und den Meerbusen verließen, wo sich Simois und Skamander mit dem reißenden Hellespont vermischen; als Troja oder vielmehr der wirbelnd gen Himmel steigende Rauch, der vormals Troja war,

und die waldichte Spitze des Ida hinter dem aufwallenden Meer verschwand, war der Himmel noch heiter; mäßige Lüfte beflügelten unsern Lauf, und die ganze Nacht segelten wir unzertrennet mit einander fort. Doch eben als der Abend hereinbrach, wurden die flatternden Winde nach und nach stärker und bliesen vom röthlichen Nordost mit schrecklicher Gewalt. Endlich brach das Wetter heulend aus. Den Morgen darauf erblickten wir nichts als See und Himmel, beide im zornigsten Streite. Unterdessen trieb unser stärkres Schiff vor dem Winde her, der nun weniger tobte und uns eine glückliche, geschwinde Reise verschaffte. Wir strichen sicher bei den cycladischen Inseln vorbei, die auf der unruhigen Tiefe unter dem Alles vermengenden Sturme zu schwimmen schienen. Einer einzigen näherten wir uns nicht ohne Mühe und mit vieler Gefahr.

Klytämnestra. Und warum?

Talthybius. Ein heiliges Erbarmen trieb uns dahin. Auf einer schäumenden Klippe stand eine armselige Figur und winkte. Die fürchterlich wilde, vom Hunger abgemattete Stimme ward halb von murmelnden Wellen verschlungen, und ihre Klage erreichte mit genauer Noth unsre Ohren. Er rufte auf Griechisch und beschwor uns bei den Göttern, die für Unglückliche besondere Sorge tragen, ihn aus dieser wilden Einöde zu retten und wieder in die freudige Gesellschaft der Menschen zu versetzen.

Klytämnestra. Und wie? — — Schien er von Stande zu sein?

Talthybius. Er schien es, ja, obgleich das hülflose, elende Leben sein Ansehn verdunkelte. Der König hat viel Achtung für ihn — — — Doch verzeihe, Gebieterin, ich sehe, daß dieses jämmerliche Bild Deine großmüthige Seele beunruhiget.

Klytämnestra. Ich danke Dir, wackerer Talthybius; das Uebrige will ich von dem Könige selbst hören. Nimm diesen Ring für Deine Neuigkeiten, auf welchen eine Siegesgöttin mit seltner Kunst gegraben ist! Ich bleibe in Deiner Schuld, Soldaten, und auch in Eurer.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Klytämnestra und ihre Wärterin.

Klytämnestra. So plötzlich ist er angekommen! Und ich bin nicht halb vorbereitet! Gewissen und Scham schlägt noch meine Blicke nieder; noch sind meine Augen zu zart, sich verstellen zu können.

Die Wärterin. Fasse Dich, Gebieterin! Wische diese dunkelen Thränen ab, in welchen Deine unruhige Seele allzu deutlich zu lesen ist! Eben itzt verkündet die Trompete die Annäherung des Königs.

Klytämnestra. Endlich ist sie gekommen, die richterische Stunde! O, könnte sich mein Herz verhärten! Könnte mein Gesicht heucheln! Die Trompete schallt aufs Neue — —

Die Wärterin. Ein Augenblick, Königin, ein Augenblick kann Dich verrathen.

Klytämnestra. Und meine Scham verschlingen! — — Was soll ich thun? Wohin soll ich sehen? Was soll ich sagen? Verwirrung! Marter!

Die Wärterin. Königin — —

Klytämnestra. Ja! Ich Niederträchtige! War kein Dolch, der mich von diesem zehnfachen Tode retten konnte?

Die Wärterin. Höre! Der laute Einzug nähert sich.

Klytämnestra. Wohl, laß mich zu Athem kommen — — (Indem sie sich von ihrer Verwirrung zu erholen sucht, sagt Agamemnon hinter der Scene.)

Agamemnon. Verlaßt mich auf einen Augenblick, meine Freunde!

Klytämnestra. Hörst Du seine Stimme? Ja, ja, er ist es. Geh! bringe meine Kinder hieher! Vielleicht stärkt mich ihr Anblick.

Die Wärterin. Aber erinnere Dich — —

Klytämnestra. Himmel!

Zweiter Auftritt.

Agamemnon. Klytämnestra.

Agamemnon. Wo ist mein Leben, meine Liebe? Meine Klytämnestra! O, laß Dich an meine auf den Lippen flatternde Seele drücken — die eben auf dem Wege ist, sich mit Deiner zu vermischen! O Du, für die ich lebe, für die ich sorge, die Du

mir reizender als die Ehre bist! o meine Klytämnestra! Itzt, in dieser zärtlichen Umarmung vergess' ich alle Beschwerden der kriegerischen Jahre. Dieser bezaubernde Augenblick vertilget alle Martern der Abwesenheit. Gütigste Götter! Nein, nie war ein Herz von Freuden so erfüllt — als meines — — — (Er bemerkt ihre Unruhe.) Aber, Schönste, was sollen diese Thränen? Das sind nicht Thränen der glücklichen Liebe, wie ich vergieße. — — Was will dieser finstre Blick, der mich seiner Anmuth nicht würdiget? Warum empfangen wir uns so kalt? Warum willst Du mein Feuer so unfreundlich ersticken? O rede, meine Klytämnestra!

Klytämnestra. Vergieb mir, Agamemnon! Ich kann Dein Gesicht, ach, ich kann es nicht wiedersehen, ohne zurückzudenken, wie ich es das letzte Mal gesehen habe. Aulis stellt sich von Neuem meinen Augen dar. Ich sehe die Schiffe, ihre Führer, die Wache, den blutigen Kalchas, das ganze schreckliche Gepränge des Opfers! Ich sehe meine schimpflich verrathene Tochter, ich sehe sie von Neuem bluten! Ich sehe die schreckliche Stirne — worauf ihr Urtheil geschrieben war, und Agamemnon darf sich über meine Thränen wundern?

Agamemnon. Warum will meine Klytämnestra neue Stacheln in mein Herz drücken, da die alten noch zu tief stecken? Ach, warum rechnest Du des Schicksals Härte mir zu? Nicht die weichliche Neigung gegen das, was uns angehöret, nicht die Eigenliebe ist es, welche die Welt erhält und ihre Regierer beliebt macht: nein, dieses sind nicht die Quellen der Ehre und unsterblicher Thaten. Wer würdig zu herrschen denket, in dem muß das allgemeine Beste, das Beste Anderer die angenehmsten Triebe der Natur unterdrücken; und wer am Besten herrschet, über den herrscht die Ehre am Meisten. Schickte es sich für mich — — — laß Deine eigne Neigung urtheilen — — schickte es sich für den Agamemnon, als er einmüthig zum Führer der Griechen erwählt wurde, als zwanzig Könige sich zu meiner Fahne hielten, als das ganze um mich versammelte Griechenland, durch den Raub Deiner Schwester erhitzet, sich an seinem alten Erbfeinde, dem treulosen Asien, zu rächen verlangte, schickte es sich damals für mich, das Feuer der Ehre zu ersticken? Konnte ich ein Leben Tausenden versagen, diesen großmüthigen Tausenden, die alle für meine Ehre, für die Ehre des Bluts meiner Klytämnestra zu sterben bereit waren? Wäre ich gegen die vereinte Stimme der Ehre, der Pflicht, der allgemeinen Wohlfahrt, der gebietenden Götter taub gewesen; wäre in dem schwachen Vater der Grieche, der Patriot,

der König, und was noch mehr als der König ist, der Anführer der Griechen schimpflich verschwunden, so hättest Du mich selbst — — laß Dein Herz die Wahrheit gestehen —, meine Klytämnestra selbst hätte mich verachten müssen. Und glaubst Du, daß mir mein Entschluß leicht ward? Ach, Klytämnestra! hättest Du gesehen, was in mir, in meiner gefolterten Brust vorging! Alle meine Schlachten sind dagegen ein Spiel. Nein, die zärtlichste Mutter, die über ihrem mit dem Tode ringenden Kinde in Thränen zerfließt, fühlt das nicht, was ich erlitt! — — Erinnre Dich — — noch itzt zerschmelzt die Vorstellung den Vater in Thränen — — erinnre Dich, wie ich mein Gesicht verhüllte, weil ich mich schämte, den um mich stehenden Griechen Thränen sehen zu lassen, die sich für die Wangen ihres Anführers nicht schickten. Höre auf, das zu schelten, was Mitleiden, ja, ich möchte sagen, Ruhm verdienet! Wer ein zärter Vaterherz hat als ich, der hat ein allzu zartes. Ich liebe meine Kinder, wie sie ein Vater lieben soll, und liebe sie noch aus einem anderen, angenehmern Grunde: weil ich meine Klytämnestra liebe.

Klytämnestra. Ach, hätte mich Agamemnon geliebt, würde er mich in der rasenden Betrübniß, da meine blutende Tochter vor meinen (?Augen)[1]) lag, wohl verlassen haben? Würde er mich so lange verlassen haben? Die überlegende Liebe hätte gewiß in dem weiten Raume von zehn Jahren ein Mittel, mich zu sehen und mich zu tröſten, gefunden. Warum wurde ich so vergessen, Agamemnon?

Agamemnon. Laß mich diese Thränen aufküssen — o reizende Thränen! wenn Euch die zweifelnde Liebe, wenn Euch die Abwesenheit fließen läßt! Anstatt dieser Vorwürfe frage mich lieber, wie ich diese Abwesenheit ertragen habe! Hier sind alle Worte, alle Beredsamkeit ist hier stumm, den Kummer auszudrücken, der sich über die wilden Stürme des Krieges erstreckte. Wenn der schimmernde Tag verschwand und das Lager schwieg, ach, alsdann nagte unter tausend andern Sorgen diese mein Herz am Schmerzlichsten, die mich an Dich erinnerte, an meine lang verlassene Klytämnestra, an die wilden Seen und Berge, die uns trennten.

Klytämnestra. Unglücklicher Mann!

Agamemnon. Was sagt meine Klytämnestra?

Klytämnestra. Unglückliche Sterbliche, die ein eitles

1) „Augen" fehlt im Original. — A. d. H.

Wort betriegt, die sich zu Sclaven ihres eigenen Stolzes, zu Sclaven der freudenlosen Ehre machen!

Agamemnon. Nur Der hat einen Anspruch auf die Glückseligkeit, der den rauhen Weg der Ehre gegangen ist.

Klytämnestra. Aber was nutzt der Anspruch auf eine verschwundene Glückseligkeit?

Agamemnon. Ich beschwöre Dich nochmals, Klytämnestra, bei Allem, was den zärtlichen Namen der Liebe trägt, beschwöre ich Dich, übergieb unsern vergangnen — — wie gerne wollte ich ihn keinen Zank nennen — — übergieb ihn der liebreichen Vergessenheit! Ach, es war, es war eine Zeit — — — wie süß ist es, diesen Gedanken nachzuhängen! — — da unsre Seelen in einer immerwährenden Entzückung zerflossen, da im Frühling unsres Lebens der Frühling der Liebe sanft um uns wehte, da Himmel und Erde und die ganze lächelnde Natur uns mit Freuden erblickte. Und noch, wenn mir nur Klytämnestra hülfliche Hand reichet, kenn' ich eine Leidenschaft von weit eindringenderer Entzückung, als nimmermehr die unruhige Jugend fühlt: dieses ist die durch lange Erfahrung zur Freundschaft reif gewordene Liebe. Wie weit ist das verdrießliche Kind der Einbildung davon entfernt! Es ergetzet sich einige Augenblicke an der Schönheit; schnell wird es ihrer überdrüssig und sucht ein andres Spielwerk. Wie viel edler ist die Frucht der unveränderlichen Vernunft, die mit den Jahren angenehmer wird und immer ihren Reiz behält! — — Nur selten, Klytämnestra, lass' ich mich zu wiederholten Bitten herab — — Vernichte doch nicht meine zusammengesammelte Hoffnung der Liebe und des Lebens! — Mache mir meine Eroberungen nicht verhaßt! Ich muß sie verabscheuen, wenn sie mir Dich, wenn sie mir Deine Liebe kosten. Eine Tochter, eine zehnjährige Abwesenheit von Klytämnestra war schon zu viel. Setze keinen neuen Verlust hinzu! Dich zu verlieren, ist mir unerträglich, Dich, Du Geliebteste, vormals die Holdeste Deines Geschlechts!

Klytämnestra. Ach!

Agamemnon. Wende Dich nicht weg! Schon sehe ich sie in Deinen Blicken, die mitleidige Güte!

Klytämnestra. Ach, zur Unzeit zärtlicher Agamemnon! allzu großmüthiger Agamemnon! Du ängstigst mich! Wärst Du doch itzt minder freundlich, minder zärtlich! Oder wärst Du vielmehr niemals so grausam gewesen!

Agamemnon. Welche Ungerechtigkeit, mich grausam zu

nennen! Das Schicksal, das Glück, die Götter waren für uns Beide grausam. — — Wie konnte ich Dir unsre getheilten Schmerzen mehr lindern, wie konnte ich Dir meine Abwesenheit mehr erleichtern? Ich ließ Dir Melisandern zum Rathgeber, den weisesten, den getreuesten, den besten — — — Ach, sanft redende Natur! — — Sind das nicht meine Kinder? —

Dritter Auftritt.

Agamemnon. Klytämnestra. Elektra. Orestes.

Agamemnon. Meine Tochter! meine Elektra!

Elektra. O mein Vater!

Agamemnon. Komm in meine Arme, mein Kind, mein theurer Orestes! Du, in dem ich neu lebe, Du mein verjüngtes Selbst! Und Du, Elektra, in Deinen offnen Wangen erkenne ich die Blüthe Deiner Mutter. So sah sie aus; so waren die sanften Blicke ihrer hervorbrechenden Schönheit. O Du angenehmstes Bild meiner Klytämnestra! meine andre Iphigenia!

Elektra. O mein Vater! meine Freude! mein Stolz! mein Ruhm! den ich oft im Traume, als käme er von Troja zurück, gesehen habe! Doch immer löschte der unwillkommne Morgen die werthen Täuschereien der Nacht mit Thränen aus. — — Ist es also kein unglaubliches Gesichte mehr? Nein, er ist's; es ist mein Vater, dessen Abreise von hier wie des Todes der Iphigenia ich mich noch wohl erinnere. Wie glorreich war Dein Tod, Iphigenia! ein Tod, den ich mehr beneide als beklage. Wer wollte nicht sterben, einen unsterblichen Ruhm zu gewinnen, Griechenland zu befreien und die Ehre eines Vaters zu vermehren!

Agamemnon. Umarme mich nochmals, großmüthige Tochter! Auch Du, mein Sohn! O, hätte es Dir Dein zartes Alter erlaubt, an unsern Thaten vor Troja Theil zu nehmen! Der Krieg ist es, was einen Fürsten bildet. Schweiß, Ermattungen, schlaflose Nächte und nimmer ruhige Tage, Sorge, Gefahr, verschmähter Tod, ein Allen gleiches Schicksal, veränderliches Glück: die sind es, welche den Geist zur Ehre erheben, diese sind es, welche die edelsten Tugenden, die sanftmüthigsten Betragungen einprägen. Wo werde ich, Orestes, wo werde ich, Dir dies Alles zu lehren, ein neues Troja finden?

Orestes. O, wie glücklich wäre ich gewesen, wann ich es hätte sehen können, was ich itzt nur hören muß! Doch oft will

ich es hören, täglich will ich die Geschichte lernen und Deinem Exempel nachdenken. Ich will mich bestreben, Deine Tugenden mit Deinem Blute zu verbinden, die geerbten Lorbeeren nicht zu entehren. In meiner Brust erhebt sich, ich weiß nicht was — — Verzeihe, Herr, ich bin zu jung, es Dir zu sagen — — doch hier fühle ich was, was mich hoffen läßt, daß ich meinen Vater nicht beschämen werde.

Agamemnon. Sohn meiner Seele! Siehe her, meine Klytämnestra, siehe her und weine mit mir Thränen der Zärtlichkeit und der Entzückung! Was sind alle geschmacklose Wollüste gegen diese eines Freundes, welche eine heilige Liebe schenkt! O Natur, o väterliche Natur, Du, Du bist allein der untriegliche Richter dessen, was uns glückselig macht!

(Ein Hofbedienter kömmt.)

Der Hofbediente. Aegisthus, Herr, erwartet Dich.

Agamemnon. Ach, laß ihn hereinkommen! Entferne Dich, Klytämnestra, entfernet Euch, werthe Kinder! bald werden wir wieder beisammen sein; unterdessen lebt wohl!

Vierter Auftritt.

Agamemnon.

Agamemnon. Gehorcht mir, Mienen, auf einen einzigen verstellten Augenblick! Ich will Euch nicht lange martern! Hier am Hofe muß man das ehrliche Gesicht des Kriegers ablegen. Wie wenig glaubt er, daß ich ihn durch Melisandern in der Falle habe, den ich auf meiner Rückfahrt von dem wüsten Eilande zu retten das Glück hatte, wohin ihn der Verdammte — —

Fünfter Auftritt.

Agamemnon. Aegisthus.

Aegisthus. Heil dem Agamemnon und Glückseligkeit, die seinem Ruhme gemäß ist!

Agamemnon. Ich grüß' Euch, Vetter!

Aegisthus. Vergieb mir, Herr! Du hast uns mit dieser schleunigen Rückkunft überrascht. Denn nach dem Zeichen, dessen herrliche Flamme ganz Griechenland erfreute, konnten wir Deine Gegenwart die ersten drei Tage darauf nicht hoffen. Verzeih also, daß wir Dich unbereitet, einzig mit der Freude, mit der Entzückung und dem Erstaunen, welches sich jeder griechischen Brust bemeistert

hat, empfangen! Und wahrhaftig, so einen Ausbruch der Freude, als dieser vollkommene Triumph verursacht hat, habe ich noch nie gesehen. Stadt und Land und Alles drängte sich in einem lauten triumphirenden Ungewitter durch einander. Kaum konnte ich mich durchpressen. Der Schall der Trompete verlor sich in dem unzähligmal wiederholten Jauchzen, das Deinen Namen in Himmel erhob. Viel Tausend Augen stehen unten und glühen, den Ueberwinder von Troja zu sehen.

Agamemnon. Der edelste Ruhm, der mein Herz beglücken kann, die angenehmste Musik ist mir die Freude meines Volks. Aber, wahrhaftig, Deine Zunge kann ihr vortreffliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Glaube mir, Du kannst Deine Beschreibungen sehr artig ausmalen. Ich habe eine so verbindliche Sprache in langen Zeiten nicht gehört.

Aegisthus. Mißdeute meinen Eifer nicht! Dem vollen Herze steht stets der dienstfertige Ausdruck bereit. Ich empfinde, Agamemnon, Deinen Ruhm so tief, daß sich mit meiner Freude eine Art von Leidenschaft vermengt, die fast dem Neide ähnelt. O Ihr Götter! Hat, weil ich lebe, ein Krieg, der allerberühmteste Krieg, den je ein Alter gesehen hat oder noch sehen kann; hat ein Krieg, dessen nimmer sterbender Ruhm die Welt überfliegen und die entferntesten Zeiten erreichen wird: hat so ein Krieg meine Tage geziert, und ich habe keinen Antheil an seiner Ehre gehabt? Entkräftet, unbekannt habe ich im ruflosen Frieden mein Leben verloren.

Agamemnon. Diese Hitze ist Mode! Doch wisse, Aegisthus, ein freies Volk im Frieden ohne Anmaßung, aber auch ohne Aufgebung der Gewalt wohl beherrschen; die Ehre der Gesetze unverletzlich erhalten, dann und wann aber ihr Urtheil, wann es strenger ist, als es der Glimpf erfordert, lindern; das Steuer des Staats unter den parteiischen Stürmen oder während der noch gefährlicheren Stille des durch die lange Dauer verderblichen Friedens klug regieren; und was noch mehr ist, die Bahn rennen, welche das Glück zu dem süßen Ruhme der beschützten Künste, der Gnade, des Wohlthuns, von welchem die Götter selbst ihren prächtigsten Glanz borgen, eröffnet: wahrlich, Aegisthus, dieses kömmt, der wahren Ehre nach, den täuschenden Eroberungen gleich, wo es sie nicht übertrifft, und erfordert nicht weniger Beherrschung, Muth, Sorge und anhaltende Arbeit.

Aegisthus. Sage danklose, rauhe, unangenehme Arbeit, welche anstatt des Preises und schuldiger Belohnung öftrer Ver-

spottung, Vorwürfe, halsstarrige Widersetzungen gegen die lautersten Maßregeln, Ungerechtigkeit, Verbannung, ja wohl den Tod findet! Und so will es die Natur des übelgesinnten Menschen. Ganz anders aber ist die Belohnung des Siegers: ihn loben Alle, ihn bewundern Alle.

Agamemnon. Gut, ob es schon eine mühsame Beschäftigung, eine undankbare Arbeit ist, zu regieren, so wag' ich es doch nicht, Aegisthus, so hart von dem menschlichen Geschlechte zu urtheilen. Wahrheit, Weisheit, Muth, Gerechtigkeit, Wohlthun, ein durch wohl überlegte Unternehmungen wirksames ununterbrochenes Bestreben nach dem gemeinen Besten: diese müssen auch in den verderbtesten Zeiten angesehn, beliebt und werth sein, weil doch zuletzt Verdienst das Verdienst erweckt und Tugend anzündet. Unterdessen hat ja wohl er, den ich Klytämnestren zum Rathgeber ließ, Melisander, Dir Deine Arbeit um die Hälfte erleichtert.

Aegisthus. Wollte der Himmel, er hätte es gethan!

Agamemnon. Du bestürzest mich — — — Ist Melisander nicht weise, gerecht und treu?

Aegisthus. Ja, Herr, ich gesteh' es, er trug eine sehr schöne Larve.

Agamemnon. Sachte, Aegisthus! Ich kenne seine unbewegliche Tugend und werde nicht die geringste Erwähnung von etwas vertragen, was einen Mann, den ich liebe, beschimpft.

Aegisthus. Ich muß also, von der Wahrheit gedrungen, meine Vertheidigung selbst übernehmen. Kühnlich will ich behaupten, Agamemnon, daß er geschickter ist, einen Staat zu beunruhigen und zu verwirren, als ihn zu regieren.

18.

[Justin.

Nach dem „Pseudolus" des Plautus.]

Wir haben geglaubt, diesen dem unbetitelten Entwurfe von Karl Lessing beigelegten Titel beibehalten zu sollen, „weil Justin im Deutschen ohngefähr das werden sollen, was Pseudolus im Lateinischen ist" (Theatral. Nachl., Th. I. S. XLII f.). In seiner Abhandlung „Von dem Leben und den Werken des Plautus" (Werke, Th. XI. 1 Abth. S. 33) bemerkt Lessing über den Pseudolus: „Ueber dieses Stück und über den Truculentus soll sich Plautus, nach dem Zeugnisse des Cicero, am Meisten gefreuet haben. Es hat seinen Namen von dem Knechte, den Plautus darinnen in der Schelmerei rechte Wunder thun läßt." „Sehr viel leichter [als beim Schatz]", sagt Danzel (I. S. 152), „wollte sich Lessing die Sache bei der Bearbeitung des Pseudolus machen. Hier verändert er im Grunde nichts anders, als daß er das Mädchen von der Frau des Ballof erzogen sein läßt und statt des Soldaten, welcher dasselbe gekauft, eine Dame einführt, die für sie Kostgeld bezahlt, und den Vater des Liebenden erspart, indem er diesen zugleich den Mündel des Alten sein läßt, als dessen Tochter das Mädchen zuletzt erkannt wird. Mit der ersten Abänderung war der Stoff den modernen Sitten etwas mehr angenähert, die keine Sclaven kennen und Kuppler aufs Theater zu bringen nicht erlauben; doch mochte Lessing fühlen, daß das Mädchen immer noch zu sehr als bloße Sache behandelt würde, als daß das Stück nicht von vorn herein einen fremdartigen Anstrich bekommen haben sollte, und so blieb dasselbe unausgearbeitet."

Wir geben nun zunächst nach Vorberg, „Hellas und Rom" (Stuttgart 1842), zur Vergleichung eine ausführliche Inhaltsangabe des lateinischen Originals:

„Die Intrigue dieses äußerst anziehenden und durch rasche Entwickelung sich auszeichnenden Stückes ist ebenso sinnreich angelegt als genial durchgeführt: es dreht sich dieselbe um den Besitz eines Mädchens; allein dieses Object des humoristischen Wettkampfes tritt so sehr in den Hintergrund, daß wir es kaum beachten. Plautus selbst scheint, einer Aeußerung Cicero's (Vom Greisenalter, Cap. 14) zufolge, besonderen Werth auf den „Pseudolus" gelegt zu haben; er giebt kein griechisches Vorbild an, weshalb Einige vermuthet haben, die Erfindung gehöre ihm allein an. Die Aechtheit des Prologes, der auch sehr wenig sagt, wird bezweifelt.

„Des Atheners Simo Sohn Calidorus hat eine Geliebte, Namens Phönicium, die er mit jugendlicher Leidenschaft liebt und ganz zu besitzen wünscht; allein sie ist Sclavin des gewinnsüchtigen Kupplers Ballio, der sie einem macedonischen Officiere um zwanzig Minen verkauft hat. Dieser muß Athen verlassen, bezahlt dem Kuppler einstweilen funfzehn Minen und läßt ihm bei seiner Abreise einen Abdruck seines Wappens zurück, mit dem Auftrage, er solle Demjenigen, welcher einen Abdruck desselben Wappens sammt fünf Minen ihm überbringe, das Mädchen übergeben. Phönicium, welcher der ganze unwürdige Handel nur zu wohl bekannt ist, und welche den Officier ebenso verabscheut, als sie den Calidorus liebt, schreibt Diesem einen Brief, worin sie ihm meldet, daß morgen ein Sclave des Verhaßten kommen werde, um das Versprochene zu überbringen und dafür sie in Empfang zu nehmen. Calidorus ist in Verzweiflung; er entdeckt sich seinem Sclaven Pseudolus (hiermit beginnt das Stück). Dieser, der sich seiner unüberwindlichen Schlauheit bewußt ist, tröstet den verzweifelnden Herrn und verspricht ihm, daß der Officier exemplarisch geprellt werden soll; zwanzig Minen, meint er, werden sich schon auftreiben lassen, wenn man es klug anfange; wie, das weiß er selbst noch nicht. Ihr Gespräch wird unterbrochen durch das Auftreten Ballio's, der sich den Zuschauern in einer der vortrefflichsten Plautinischen Scenen (Act 1, 2) in seiner ganzen Nichtswürdigkeit und Keckheit zeigen muß, damit wir uns später nur freuen können, wenn er der Betrogene ist; denn er verspricht sogar, den Officier betriegen zu wollen, wenn Calidorus ihm zwanzig volle Minen für das Mädchen auszahle. Der Elende entfernt sich; Simo, der von Allem unterrichtet ist, tritt auf und macht dem Pseudolus bittere

Vorwürfe darüber, daß er seinem Sohne in allen lockeren Streichen ein bereitwilliger Helfer sei. Pseudolus aber weiß sich mit solcher Gewandtheit zu vertheidigen und den Alten mit dem Liebeshandel seines Sohnes so auszusöhnen, daß er am Ende kein anderes Bedenken hat, als es werde dem Pseudolus nicht gelingen, den schlauen Ballio zu überlisten. Dieses aber verspricht Pseudolus mit solcher Zuversicht, daß sein Herr eine Wette von zwanzig Minen mit ihm eingeht, er werde es nicht können. Nun gilt es, mit allen Segeln zu segeln!

„Sehr zur rechten Zeit kommt ihm, da er noch speculirt, wie er die Wette gewinnen will, Harpax, der Diener des Officiers, der gegen Ablieferung von Geld und Wappen Phönicium in Empfang nehmen soll, in den Weg. Er giebt sich bei dem ungeschickten Menschen, der ihn nach der Wohnung des Ballio fragt und ihm sogleich seine ganze Mission anvertraut, für einen Sclaven des Ballio aus und bringt es dahin, daß ihm Jener wenigstens Wappen und Brief des Officiers ausliefert. Nun hat er schon gewonnenes Spiel; die fünf Minen hat er bald von Charinus erhalten, und während der übertölpelte Bote abgeht, um in einer Kneipe so lange zu warten, bis Ballio selbst zu sprechen sei, schickt sich Pseudolus an, mit dem, was er in Händen hat, dem Ballio die Phönicium zu entführen.

„Unterdessen hat Simo den Ballio, der heute seinen Geburtstag feiert, auf dem Markte getroffen und ihn, nur an den Gewinn seiner Wette mit Pseudolus denkend, vor Diesem gewarnt, weil er im Sinne habe, ihm mit List die Phönicium abzujagen. Ballio, stolz auf sein eigenes Gaunertalent, fürchtet den schlauen Sclaven so wenig, daß er ebenfalls mit Simo eine Wette um zwanzig Minen eingeht, derselbe werde ihn nicht überlisten können. Seines Sieges gewiß, geht er nach Hause; denn um zu gewinnen, darf er ja nur heute mit Pseudolus in nichts sich einlassen. Allein Dieser ist schlau genug; er nimmt einen zu Allem willfährigen Sykophanten, Simia, in Dienst, übergiebt diesem die fünf Minen, Wappen und Brief des Officiers und schickt ihn damit zu Ballio, um als wohlbestallter Bote unter Erfüllung der festgesetzten Bedingung die Auslieferung des Mädchens zu bewirken; Simia spielt seine Rolle ganz gut, stellt sich als Harpax, Diener des Officiers, dem Kuppler vor, und dieser übergiebt ihm, da er Alles in Ordnung findet, die Phönicium, frohlockt noch überdies darüber, daß er nun sicherlich von Pseudolus nicht mehr angeführt werden könne, da er ja bereits die Sache mit dem rechten Manne

abgemacht und das Mädchen an seinen legitimen Eigenthümer abgegeben worden sei. Er eilt zu Simo, um die nach seiner Meinung schon gewonnenen zwanzig Minen in Empfang zu nehmen; doch da kommt leider der ächte Harpax, der unterdessen in seiner Kneipe lange genug auf die Heimkehr des Ballio, die ihm Pseudolus anzuzeigen versprochen, gewartet hat; er verlangt das Mädchen für seinen Herrn und läßt die baaren fünf Minen sehen. Ballio und Simo verspotten ihn, weil sie glauben, er sei eine von Pseudolus zur Ueberlistung des Ballio aufgestellte käufliche Creatur. Als aber der verhöhnte Tropf, nach Brief und Wappen seines Herrn befragt, erklärt, er habe diese bereits einem Sclaven des Ballio übergeben; — als er nun gar das Aeußere dieses Sclaven so genau beschreibt, daß nach dem Signalement es Niemand als Pseudolus gewesen sein kann: — da gehen dem Betrogenen die Augen auf: Pseudolus hat durch einen Unbekannten, nachdem er sich in Besitz von Wappen und Brief gesetzt, den Kuppler betrogen und seine Wette gewonnen. Gewonnen hat aber auch Simo, der mit Ballio gewettet hat, daß Pseudolus ihn betriegen werde. Dieser Pseudolus also ist der Gewinnende, Ballio der Verlierende, und Simo hat nur die Mühe, die zwanzig Minen in Empfang zu nehmen, um sie dem schlauen Pseudolus einzuhändigen."

So endigt die überaus heitere Komödie; von Mädchen und Liebhaber ist, wie billig, keine Rede mehr; denn ihr weiteres Schicksal kümmert uns wenig, nachdem wir erfahren, daß ihre Leidenschaft nur dazu diente, um einem eminenten Schlaukopfe zu einem glänzenden Siege über unebenbürtige Gegner zu verhelfen. Dies war das eigentliche Thema eines Stückes, das in manchen Beziehungen als ein unübertreffliches Muster gelten kann.

[Justin.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Nach Plauti „Pseudolus".] [1])

Personen.

Herr Ballof, in Trauer um seine jüngst verstorbene Frau, welche eine Französin gewesen war, bei der man die Jungfer

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", I. S. 237—248. Lachmann hat auffallender Weise diesen Entwurf in seiner Ausgabe weggelassen. — A. d. H.

Charlotte in die Kost gethan hatte. Sie hatte die Mamsell dü Babil geheißen, ehe sie den Herrn Ballof geheirathet, einen Geizhals und Betrieger, der siebzig Professionen schon versucht, Sprachmeister, Coffetier, Fechtmeister, Komödiant, und wer weiß was gewesen war.

Jungfer Charlotte, die als ein Kind von vier Jahren bei der Mamsell dü Babil in die Kost gethan worden. Niemand hatte seit dieser Zeit das Kostgeld für sie bezahlt. Sie hatte allerhand künstliche Frauenzimmerarbeit gelernt, und Herr Ballof hatte endlich eine vornehme Dame gefunden, die das Kostgeld für sie bezahlen und sie als Kammermädchen zu sich nehmen will. Er hatte auch wirklich bereits mehr als die Hälfte davon bekommen, und das übrige sollte er bekommen, wenn die Dame Charlotten würde abholen lassen. Dieses soll heute geschehen.

Calidor, ein junger Mensch, der sich in Charlotten verliebt und von ihr auch wieder geliebt wird.

Simon, des Calidor's Vormund, und wie man am Ende erfährt, der Charlotte Vater, von der auch dieses zu merken, daß sie nicht lange mit dem Ballof an den Ort gekommen, wo die Komödie vorgeht.

Martin Knecht, der Kutscher der vornehmen Dame, welcher Charlotten abholen will.

Justin, Bedienter des Calidor, welcher dem Martin die Briefe abnimmt, indem er sich für einen Bedienten des Ballof ausgiebt.

Wolfgang, ein andrer Bedienter, der die Rolle des untergeschobenen Martin Knecht's spielt.

Plautina longa fabula in scenam venit!

Entwurf.

Actus primus. Sc. I. v. eandem Scenam apud Pl. Calidor und Justin. — Sc. II. Ballof. Calidor. Justin. vide Sc. III. Act. I. Ballof sagt, er gehe eben, um sich einen Domestiquen zu suchen, weil er, wenn Charlotte wegkomme, einen Domestiquen haben müsse, der ihm den Tisch besorgen könne. — Sc. III. Calidor. Justin. Justin verspricht dem Calidor, sein Möglichstes anzuwenden, dem Ballof das Mädchen aus den Zähnen zu rücken. Unterdessen solle er sehen, wo er Geld auftreiben könne, wodurch man es zwingen müßte, wenn List nicht anschlagen wollte. — Sc. IV. Justin. v. Sc. IV. Act. I. — Sc. V. Simon. Justin. v. zum Theil Sc. V. Act I. Simon muß

sich als ein guter, ehrlicher Mann beklagen, daß Calidor auf solche Ausschweifungen falle; er habe gehört, daß er sich in ein fremdes Frauenzimmer in der Nachbarschaft verliebt habe. Er ist besorgt, daß er etwas Unrechts thun möge. Es geht ihm nahe, daß er wenigstens an seinem Mündel seine Freude nicht erleben solle, da er sie an seiner Tochter nicht erleben können, die er als ein Kind von vier Jahren, als er eines Unglücks wegen das Land verlassen müssen, in die Kost gegeben, ohne seitdem von Der, der er sie anvertrauet, das Geringste erfahren zu haben. Er befiehlt dem Justin, zu Hause zu bleiben, weil er einen nöthigen Gang unterdessen verrichten wolle.

Actus secundus. Sc. I. Justin. v. Sc. I. Act. secundi. — Sc. II. Justin. Martin Knecht. v. Scenam eandem apud Plautum. — Sc. III. Justin. v. eandem apud Plautum. — Sc. IV. Calidor. Justin. Calidor hat etwas weniges Geld bekommen, welches aber ungefähr so viel ist, als Martin Knecht dem Ballof von der Dame auszahlen sollen. Siehe zum Theil ebendieselbe Scene bei dem Plautus. Sie gehen ab, einen falschen Martin Knecht zu suchen.

Actus tertius. Sc. I. Ballof und ein neuer Domestique. v. Sc. II. Act. III. — Sc. II. Simon zu den Vorigen. Ballof schiebt den Bedienten voran in das Haus. Simon redet den Ballof unbekannter Weise an und warnet ihn wegen seines Mündels. — Sc. III. Simon. — Sc. IV. Simon. Calidor. Simon redet seinem Mündel vernünftig zu und tadelt ihn, daß er sich in eine Unbekannte verlieben können. „Nun“, sagt Calidor, wenn Simon weg ist, „wird es drauf ankommen, ob ich glücklich sein soll. Es ist Alles bestellt, und ich will mich nur in dieser Gegend aufhalten, um von Weitem zu sehen, wie die Sache ablaufen wird.“

Actus quartus. Sc. I. Justin. Wolfgang. v. Sc. eandem apud Plautum. — Sc. II. Ballof und die Vorigen. v. eandem apud Plautum. — Sc. III. Justin. v. eandem. — Sc. IV. Justin und Wolfgang, welcher Charlotten geführt bringt. Ballof ruft dem verstellten Martin Knecht noch nach, sie richtig zu überbringen. Charlotte sagt wenig Worte, mit welchen sie sich ohngefähr beklagen kann, daß sie Ballof gleichsam in eine Dienstbarkeit verkaufe, indem ihr Wolfgang immer heimlich in das Ohr flüstert, sich nicht so zu sperren — sie werde es besser finden, als sie es glaube — und wird oben an der Scene sogleich von Calidor in Empfang genommen. Sie führen sie fort.

Actus quintus. Sc. I. Ballof. v. Scenam V. Act. IV. — Sc. II. Ballof und Simon. v. Sc. VI. Act. IV. — Sc. III. Martin Knecht v. Sc. VII. Act. IV. Martin Knecht geht voller Bosheit fort, um sich bei einem Richter zu beschweren. — Sc. IV. Ballof und Simon. Hier geht die Entdeckung vor sich, daß Simon der Charlotte Vater sei. — Sc. V. Charlotte, Martin Knecht und Justin zu den Vorigen. Martin Knecht hatte den Justin ertappt und erkannt, eben als er sich mit Charlotten in einen Wagen werfen und sie davonführen wollen. Er bringt ihn also mit Gewalt nebst dem Frauenzimmer zurück. Die Erkennung geht vor sich. — Sc. VI. Zu diesen Calidor. Er kömmt verzweifelnd zurück, weil er vergebens vor dem Thore auf Beide gewartet und erfahren, was mit seiner Dirne vorgegangen. Der vergnügte Schluß und das Ende des Stücks, nachdem Simon dem Martin Knecht versprochen, an die Dame einen Brief mitzugeben und sie in allen Stücken zu befriedigen.

19.

Palaion. — Vor Diesem!

Nachdem Lessing sich ungefähr zwei Jahre in dem durch Friedrich's des Großen Einfluß französirten Berlin aufgehalten hatte, erwachte in ihm die Lust, sich auch einmal in der durch französische Lectüre und französischen Umgang, wie mit Voltaire's Secretär, Richier de Louvaine, erworbenen Fertigkeit im französischen Stil zu versuchen und ein einactiges französisches Lustspiel zu entwerfen, dessen Hauptcharakter sich schon durch den Namen Palaion (der Anhänger des Alten) und durch das Horazische Motto: „Laudator temporis acti" (ein Lobpreiser der vergangenen Zeit) kennzeichnet. Danzel (Lessing, I. S. 162) äußert sich darüber: „Karl Lessing meint im „Theatralischen Nachlaß", dies sei wohl nur eine Stilübung gewesen und also nicht zur Herausgabe bestimmt; aber sich mit dergleichen abzugeben, hätte Lessing wohl in jener Periode

Palaion.

Comédie en un Acte.

A Berlin 1750. 1)

Laudator temporis acti. *Horace.*

Acteurs.

Palaion.
Lucile, fille de Palaion.
Codex, avocat.
Cliton, amant de Lucile.
Toinon.

---

1) Der Anfang des französischen Originals erschien zuerst gedruckt in „Lessing's Leben" von Danzel, Th. I. S. 508—511, mit folgender Bemerkung des Letzteren: „Ich habe mir in diesem Fragment nach Lachmann's Beispiele einige offenbare Schreibfehler zu verbessern erlaubt; es bleibt immer noch genug übrig, um dasselbe zu einem Beweise mehr zu machen, daß man zu der Zeit, als in Deutschland das Französische die Grundlage aller Bildung war, darum nicht eben mehr Französisch wußte." — A. d. H.

wenig Zeit und Lust mehr gehabt, das Manuscript stellt sich auch ganz so dar wie die übrigen, bei welchen er schriftstellerische Zwecke im Auge hatte; endlich spricht dafür, daß diese auch hier nicht fehlten, der Umstand, daß Lessing in dem Stücke von den Hugenotten als einer fremden Secte spricht und also für einen Katholiken gehalten sein will. Was wäre es auch Besonderes, wenn er einen Augenblick auf den Gedanken gekommen wäre, im französirten Berlin eine französische Schrift drucken zu lassen, so wie später Mylius in London mit einer englischen auftrat? Einen Freund, der sich einer Durchsicht des Manuscripts in sprachlicher Beziehung sehr gern unterzogen haben würde, hatte Lessing ja in jenem Richier de Louvaine zur Seite." — Als Lessing dann im Jahre 1756 während seines zweiten Leipziger Aufenthaltes (siehe unten Abschnitt III) daran ging, die bisher am Weitesten gediehenen Entwürfe seiner Lustspiele (darunter wohl Nr. 13) vollständig auszuarbeiten und sie zu Ostern in einen Band zusammengestellt erscheinen zu lassen, entschloß er sich, das französisch entworfene Lustspiel in das Deutsche unter dem Titel: „Vor Diesem!" zu übertragen, ohne jedoch auch damit viel weiter als mit jenem zu gelangen. Wir stellen beide Fragmente einander gegenüber.

Vor Diesem!

Ein Lustspiel in einem Aufzuge.

1756.[1])

Personen.

Wilibald.
Charitas, Tochter des Wilibald's.
Hedwig, der Charitas Mädchen.
Codex, ein Advocat.
Florian, dessen Vetter.
Philibert, der Charitas Liebhaber.

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", I. S. 47—70. — A. d. H.

Scène première.

Palaion (en robe de chambre).

Palaion. Oh que tout honnête homme aujourd'hui est à plaindre! Le bon vieux tems est passé; et le siècle où nous sommes n'est que trop fait pour dégoûter entièrement du monde toute âme vertueuse. Ce n'est pas le chagrin qui me fait dire cela, quoique j'en ai beaucoup, car un procès éternel de vingt ans et une fille nubile suffisent, je crois, à mettre au désespoir un mortel qui est assez malheureux pour les avoir sur ses bras. Ah — — un procès — — une fille nubile — nubile — ah — j'enrage! Mais que me feroit tout cela, si la vertu n'étoit pas plus inconnue aux filles d'aujourd'hui que la justice ne l'est à nos juges. Oh le heureux tems que celui de ma jeunesse! Jadis tous les juges étoient de Rhadamanthes et toutes les filles de Pénélopes. Oui! jadis on n'étoit pas obligé de confier sa cause à des avocats ou ignorants ou intéressés. Oui! jadis on la plaidoit soi-même, et on étoit sûr que le bon droit l'emporteroit. Oui! il étoit plus incompréhensible à nos pères, qu'on puisse acheter la justice, qu'il ne l'est aux Hugenots qu'on puisse acheter le ciel. Tout est changé! O tems! o moeurs! — Enfin c'est aujourd'hui que le président m'a promis de me défaire de la moitié de mes maux infernals, et de mettre fin à l'éternité de mon procès. — Nous verrons — — pour moi je n'en crois rien. Car je le vois bien qu'il y va de l'intérêt du diable que la chicane ne me laisse jamais en repos. Uniquement occupé de mon procès pourrais-je jamais revenir à moi-même pour donner le vil reste de mes jours à mon âme, à mon Dieu! Non. Il faut absolument qu'à force de plaider je me donne en proie à l'enfer. — — Mais voilà ma fille qui vient.

Scène II.

Palaion. Lucile.

Palaion. Approchez-vous, Lucile! Mes pensées viennent de rouler —

Lucile. N'est-ce-pas? sur la corruption du tems? Voilà le triste objet de vos idées. En vérité, mon très-cher père, je suis fort fâchée que vous n'êtes pas fait pour ce monde là — Il est, je pense, passablement bon pour quiconque s'y veut plaire.

Palaion. O jeunesse! O ma fille que je souhaitrois de vous voir penser plus sainement! Est-ce ainsi que vous voulez démentir le sang de votre père? Oh que j'ai pitié de vous!

Erster Auftritt.

Wilibald (unangekleidet im Schlafrocke).

Wilibald. Wie sehr ist jeder ehrliche Mann heut zu Tage zu beklagen! Die gute alte Zeit ist vorbei, und die, in der wir itzt leben, muß Allen zum Ekel und zum Verdruß werden, die nur noch ein Fünkchen Vernunft und Tugend haben. Ich sage das aus Ueberzeugung und nicht aus Aergerniß, ob ich gleich Aergerniß mehr als zu viel habe. Es müßte auch mit einem Wunderwerke zugehen, wenn es mir bei einem ewigen Processe von zwanzig Jahren und bei einer erwachsenen Tochter daran fehlen sollte! Ein Proceß! Eine erwachsene Tochter! Aber was würde mir Alles das schaden, wenn heut zu Tage unsern Mädchen die Ehrbarkeit nicht ebenso unbekannt wäre als die Gerechtigkeit unsern Richtern? Nein, wirklich, vor Diesem war das so nicht! vor Diesem, da alle Richter Rhadamanthen und alle Mädchen Susannen waren! vor Diesem, da es noch eine ebenso große Unmöglichkeit schien, die Gerechtigkeit zu erkaufen als den Himmel! — — Wegen meines Processes zwar hat mir der Präsident gestern gute Hoffnung machen lassen. Ich soll heute mit meinem Advocaten zu ihm kommen. Aber es wird gewiß wieder nichts sein; denn es liegt dem Teufel zu viel daran, daß mich die Chicane nicht in Ruhe läßt — Gut, meine Tochter, daß Du kömmst — —

Zweiter Auftritt.

Charitas. Wilibald.

Wilibald. Ich hatte itzt eben meine Gedanken über — — —

Charitas. Ueber die itzigen verderbten Zeiten, nicht wahr? Diese sind ja immer der traurige Gegenstand Ihrer Gedanken. Wahrhaftig, Herr Vater, es thut mir herzlich leid, daß Sie so wenig für diese Welt gemacht sind. Ich dächte doch, sie wäre noch so ziemlich gut.

Wilibald. O Jugend! O meine Tochter, wie sehr wünsche ich Dir gesundere Begriffe! Du machst mein ganzes Mitleiden rege. Komm, Kind, und laß Dir meine Erfahrungen mittheilen! Sie können Deiner jungen Schönheit statt der Stärke des Geistes dienen, die sonst nur das Vorrecht des Alters zu sein pflegt. Ein Weniges von meiner Einsicht kann Dir zehn Jahr mehr geben — —

Charitas. Wie, Herr Vater? Zehn Jahr mehr? Sie bedenken nicht, was Sie sagen. Zehn Jahr mehr? O, ein vortreffliches Geschenk für ein junges Mädchen!

Venez, je vous communiquerai mes réflexions avec toute la sincérité d'un père. Elles sont fondues sur l'expérience qui ne nous vient qu'avec les années. Elles serviront à votre jeune beauté de la force de l'âme, qui n'est que le partage de l'âge avancé. Un peu de mes lumières vous donnera dix ans de plus.

Lucile. Comment, mon père? dix ans de plus? Vous n'y pensez pas? dix ans de plus? Ah! le joli présent pour une jeune fille!

Palaion. Vous ne m'entendez guère.

Lucile. Oh que oui! Dix ans de plus? Donnez-moi plutôt, si vous pouvez, dix ans de moins. Oh que me font peur ces dix ans de plus!

Palaion. Ces dix ans, ma fille, ne seront préjudicables ni à votre beauté ni à votre jeunesse. Vous n'en aurez que l'utilité sans en avoir le fardeau.

Lucile. N'importe. Ne précipitons point mes années. Pourquoi prévenir la nature? Si l'austère sagesse ne vient qu'avec l'âge, elle ne viendra jamais trop tard.

Palaion. Ne craignez rien, ma fille! Avec de telles dispositions elle ne vous importunera jamais.

Lucile. Tant mieux.

Palaion. Ce tant mieux me perce le coeur. O que je crains que vous ne parlez sérieusement! Jadis, Lucile, jadis les filles de votre âge étoient plus dociles, plus modestes. Jadis, vous dis-je, elles passoient avec plaisir des heures délicieuses dans la conversation d'un père sensé et tendre. Jadis elles ne couroient pas au bal, elles n'étoient pas folles de la comédie. Jadis elles ne tuoient pas des jours entiers en lisant des romans qui ne charment l'esprit que pour gâter le coeur. Jadis — —

Lucile. Je le vois bien. Jadis, mon père, toutes les filles étoient des matrones vénérables. N'est-ce-pas?

Palaion. Oui, justement.

Lucile. Oh mon père, ne me faites pas rire.

Palaion. Rire? Et je voudrois bien vous faire pleurer de vos sottises.

Lucile. Les sottises que je fais, sont les sottises du tems et non pas les miennes. Et je crois que s'accommoder au tems est le devoir du sage. Mais rompons là-dessus. Monsieur Cliton a été hier chez vous, que vouloit-il?

Palaion. Oh rompons là-dessus, et continuons notre premier discours. Le sage, dites vous, devroit-il s'accommoder au tems?

Wilibald. Du verstehst mich nicht.

Charitas. O, ich verstehe Sie ganz wohl! Zehn Jahr mehr? Geben Sie mir, wenn es sein kann, lieber zehn Jahr weniger! Ich erschrecke über diese zehn Jahr mehr.

Wilibald. Diese zehn Jahr mehr würden weder Deiner Schönheit noch Deiner Jugend nachtheilig sein. Du würdest den Nutzen davon genießen, ohne ihre Last zu fühlen.

Charitas. Wenngleich. Wir wollen uns lieber nicht übereilen. Wir wollen dem Laufe der Natur lieber nicht zuvorkommen. Wenn die finstere Weisheit nur mit dem Alter erlangt wird, so kann sie nie spät genug erlangt werden.

Wilibald. Fürchte nichts, meine Tochter! Bei solchen Gesinnungen wird sie Dich in Deinem Leben nicht incommodiren.

Charitas. Desto besser!

Wilibald. Dieses „Desto besser" geht mir durch die Seele! Ich fürchte, ich fürchte, Du sprichst im Ernst. Vor Diesem, Charitas, waren die Mädchen von Deinem Alter weit lehrbegieriger, weit bescheidner. Vor Diesem hörten sie einem vernünftigen und zärtlichen Vater mit mehr Vergnügen zu. Vor Diesem liefen sie nicht so auf die Bälle und in die Komödien. Vor Diesem lagen sie nicht den ganzen Tag über den Romanen, die dem Witze nur schmeicheln, um das Herz zu verderben. Vor Diesem — —

Charitas. Ich höre wohl. Vor Diesem waren alle junge Mädchen ehrwürdige Matronen. Nicht wahr?

Wilibald. Ja!

Charitas. Sie machen mich zu lachen, Herr Vater.

Wilibald. Zu lachen? Und ich wollte, daß Du über Deine Thorheiten weintest!

Charitas. Die Thorheiten, welche Sie mir Schuld geben, sind die Thorheiten der Zeit und nicht meine Thorheiten. Und ist es nicht unsre Pflicht, sich in die Zeit zu schicken? Doch lassen Sie uns diese Unterredung abbrechen! Philibert ist gestern bei Ihnen gewesen.

Wilibald. Laß uns diese Unterredung abbrechen, um wieder auf die erste zu kommen! Man muß sich, sagst Du, in die Zeit schicken? O, was für ein gefährlicher Grundsatz! Man muß sich nicht von der Menge hinreißen lassen, sondern man muß den Weg der Tugend wandeln, und wenn wir auch ganz allein darauf wandelten.

Charitas. Wir werden nicht ganz allein darauf wandeln, wenn Sie erlauben, daß uns Philibert begleiten darf. Er ist es

O quel dangereux principe! Non, ma fille, il ne faut jamais se laisser entraîner par le torrent. Prenez l'exemple sur la foule, et voilà votre vertu sur le précipice. Allons le chemin de la vertu, et qu'importe si nous y sommes les seuls?

Lucile. Nous n'y serons pas les seuls, si vous permettez que Cliton nous accompagne. Il est digne de se former sur votre modèle. Il vous aime, il estime la justesse de votre esprit, il m'adore.

Palaion. Il vous adore?

Lucile. De tout son coeur.

Palaion. De tout son coeur?

Lucile. Oui.

Palaion. Il vous adore de tout son coeur? Cela me charme.

Lucile. Ne contrariez donc plus longtems notre amour si pur, si tendre, si fait pour vous charmer vous-même — — si — —

Palaion. Oh, n'épuisez vous pas en épithètes inutiles! Il vous adore, et cela suffit pour me le faire connaître au fond.

Lucile. Oh que je suis heureuse, que vous lui rendez justice! Oui, c'est le plus poli, le plus complaisant, le plus aimable de tous les hommes.

Palaion. Et pour comprendre tout en un mot, le fou le plus accompli.

Lucile. Que dites-vous?

Palaion. Je dis, que vous poussez l'effronterie trop loin. Une fille bien née ne devroit-elle pas plutôt mourir de honte que de parler à son père de ses amants? Jadis les filles aimoient aussi, mais elles aimoient avec bienséance, elles aimoient tout bas. Si j'étois fille, moi, je confesserois plutôt un meurtre que mon amour. Savez-vous bien ce que c'est qu'aimer?

Lucile. Si je le sais?

Palaion. Vous le savez? Tant pis! Mariez-vous donc au plutôt. Je ne suis pas si fou que de vouloir étouffer la curiosité d'une fille qui sait ce que c'est qu'aimer. Je ne me mêle pas de l'impossible. Non, morbleu, non. Allez, mariez-vous, mais choisissez un objet plus digne d'être mon gendre que ce Cliton. Est-ce à un homme qui adore les femmes que je me dois allier? Adorer une femme, ne vous en déplaise, est adorer la folie même. Jadis on n'avoit pour les créatures de votre espèce que de petits égards; on étoit bien loin de les

werth, sich nach Ihrem Muster zu bilden. Er liebt Sie; er bewundert Ihren richtigen und scharfen Verstand; er betet mich an.

Wilibald. Er betet Dich an?

Charitas. Ja, von Grund seiner Seelen.

Wilibald. Von Grund seiner Seelen?

Charitas. Ja.

Wilibald. Er betet Dich an von Grund seiner Seelen? Das entzückt mich — —

Charitas. Warum wollen Sie also länger einer so reinen, so zärtlichen Liebe zuwider sein? einer Liebe, die Sie selbst so entzückt—

Wilibald. Erschöpfe Deine Beredsamkeit nicht! Er betet Dich an, und mehr brauch' ich nicht zu wissen, um ihn aus dem Grunde zu kennen.

Charitas. Wie glücklich bin ich, daß Sie ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen! Ja, er ist der artigste, gefälligste, liebenswürdigste von allen jungen Menschen.

Wilibald. Und mit einem Worte Alles zu sagen: der vollkommenste Narr unter der Sonne.

Charitas. Was sagen Sie?

Wilibald. Ich sage, daß Du in Deiner Unverschämtheit zu weit gehst. Ein wohlerzognes Mädchen sollte eher vor Scham sterben, als mit ihrem Vater von ihren Liebhabern sprechen. Vor Diesem liebten die Mädchen auch; aber sie liebten mit Anständigkeit, sie liebten ganz in der Stille. Und wenn ich ein Mädchen wäre, ich, so würde ich eine Mordthat eher bekennen als meine Liebe. Weißt Du denn, was das ist, lieben?

Charitas. Ob ich es weiß!

Wilibald. Du weißt es? Desto schlimmer. Verheirathe Dich also je eher je lieber. Ich bin so ein Thor nicht, daß ich die Neubegierde eines Mädchens, das schon weiß, was Lieben ist, zu ersticken versuchen wollte. Ich vermenge mich mit dem Unmöglichen nicht. Nein, wahrhaftig, nein! Geh, verheirathe Dich, aber nur wähle Einen, der es würdiger ist, mein Schwiegersohn zu sein als dieser Philibert! Ich sollte einen Menschen, der die Frauenzimmer anbetet, in meine Familie nehmen? Ich? Ein Frauenzimmer anbeten, wenn Du mir es nicht übel nehmen willst, heißt die Narrheit selbst anbeten. Vor Diesem hatte man für Euch Geschöpfe nur kleine Achtungen; Euch zu lieben, davon war man weit entfernt; aber Euch gar anzubeten, das ist eine Raserei, die unsern itzigen Zeiten vorbehalten ward, die ausdrücklich dazu bestimmt zu sein scheinen, mit der gesunden Vernunft in Streite

aimer; et pour les adorer, c'étoit une phrénésie qui n'étoit reservée qu'à nos tems destinés expressément à faire la guerre au sens commun. Et, ma foi, si je m'y connois, votre Cliton s'est fort distingué dans cette guerre. Babillard, impertinent, amateur zèlé de toutes nouveautés, coureur du monde, voilà les aimables qualités que je lui ai trouvées hier en m'honorant de sa visite ennuyeuse. Au reste il ne faut pas être trop clairvoyant pour voir qu'il a bien éclairci ses biens par ses voyages inutiles. Ne seroit-ce pas la véritable cause pourquoi il vous adore?

Lucile. Du moins, mon père, ne soupçonnez pas sa droiture. Je le connois. Son amour est désintéressé. Peut-être il n'est pas trop à son aise: mais qu'importe? Il a des talens qui ne manquent pas à faire sa fortune. Il a aussi un oncle puissamment riche — —

Palaion. Des talens — un oncle — Vous vous moquez, ma fille. Dans ce siècle barbare, où le plus opulent est le plus habile, où l'argent nous peut faire savoir tout sans en avoir rien appris, quels avantages croyez-vous que puisse avoir un homme de talent sur un butor? — Et quant à l'oncle, ne croyez-vous pas que les oncles sont des hommes à vouloir survivre leurs neveux?

Lucile. Je conviens que ses espérances ne sont pas trop bien fondues. Mais vous conviendrez aussi, mon père, que ce ne sont pas les richesses qui font le bonheur des mariages.

Palaion. Ni l'amour non plus. Ce sont les moeurs qui le font, et Cliton n'en a point. Si mon gendre est un homme de probité connue, d'un coeur non-infecté du poison de nos tems, d'une simplicité digne de nos pères, je lui ferai grâce de ses biens et de sa naissance.

Lucile. Ah! ah! j'entrevois votre dessein!

Palaion. Et quel dessein m'imputez-vous?

Lucile. Oh de grâce! Il est tout-à-fait digne de mon père? Parceque l'homme qui lui faut sera un peu difficile à trouver, il fera revenir de l'autre monde un bon garçon pour être mon époux.

Palaion. Oui, c'est ce que je ferois certainement.

Lucile. Quel horreur! la crainte m'étouffe — je —

Palaion. — S'il étoit possible.

Lucile. Oh grâce à l'impossibilité! je reviens.

Palaion. Mais non — Vous connaissez le jeune Martin

zu leben. Und wenn ich mich nicht sehr irre, so hat sich Dein Philibert in diesem Streite vortrefflich hervorgethan. Er ist galant, er schwatzt, er ist in der Welt herumgeschwärmt, er hat einen Narren gefressen an Allem, was neu ist: das sind die schönen Eigenschaften, die ich gestern an ihm bemerkte, als er mich mit seinem verdrießlichen Besuche beehrte. Und übrigens darf man so gar scharfsichtig nicht sein, um zu merken, daß er sein Vermögen durch seine Reisen ziemlich dünne gemacht. Sollte das etwa gar die wahre Ursache sein, warum er Dich anbetet?

Charitas. Wenigstens ziehen Sie die Redlichkeit seines Herzens nicht in Zweifel. Vielleicht zwar, daß er nicht mehr der Reichste ist. Aber was schadet das? Er besitzt Geschicklichkeiten, die ganz gewiß sein Glück machen werden, und hat einen sehr reichen alten Vetter, der — —

Wilibald. Geschicklichkeiten! — — Einen alten Vetter! — — Du hast mich zum Besten, Tochter. In diesen barbarischen Zeiten, in welchen der Reichste der Geschickteste ist, in welchen Der, der Geld hat, Alles zu wissen glaubt, ohne das Geringste gelernt zu haben; in diesem Jahrhunderte der glücklichen Dummköpfe, was können da Einem Geschicklichkeiten helfen? Vor Diesem waren sie wohl so gut als das größte Capital; aber das war vor Diesem — Und was den alten Vetter anbelangt — glaubst Du denn nicht, daß die alten Vetter Leute sind, die ihre jungen Vetter überleben wollen? Vor Diesem starben die alten Leute wohl eher als die jungen; aber itzt, itzt stürmen ja die jungen Leute so entsetzlich in ihre Natur, daß sie Kahlköpfe werden, ehe sie einen Bart kriegen.

Charitas. Auch liebt ihn sein gewesener Vormund so sehr, daß er ihn zu seinem Erben einsetzen will.

Wilibald. Davon schweig vollends still! Das Märchen ist mir so unglaublich vorgekommen, daß ich nicht einmal nach dem Namen dieses großmüthigen Vormunds habe fragen mögen. Vor Diesem machten die Vormünder ihre Mündel wohl lieber reich als arm; aber das war vor Diesem!

Charitas. Und wenn ich es Ihnen nun auch einräumen müßte, daß seine Hoffnungen nicht allzu gegründet sind, so müssen Sie mir doch wiederum einräumen, daß der Reichthum nicht die glücklichen Ehen mache.

Wilibald. Die Liebe noch weniger. Tugend und gute Sitten müssen sie machen. Wenn mein künftiger Schwiegersohn diese hat, so will ich ihm Reichthum und Geburt schenken — Zum

Colibri? Voilà encore un garçon qui fait honneur à sa famille! C'est le seul — —

Lucile. Et que voulez-vous faire de ce marmouset?

Palaion. J'en voudrois bien faire votre époux.

Lucile. De lui? qui est à peine sorti du collège? C'est un livre et non pas un homme.

Palaion. Oui, oui, c'est un garçon savant, très-savant. Il a lu beaucoup de livres anciens, et les livres anciens, ma fille — — ah —

Lucile. Ne sont plus muets que lui. Il ne dit mot, si sa bouche ne s'ouvre par hasard pour dire de sottises.

Palaion. C'est justement par-là que j'augure bien de sa raison profonde. Car jadis les jeunes gens ne parloient plus que ce mon butor. C'étoit aux vieillards de parler peu, mais de choses instructives et pleines de sens, et aux femmes de parler beaucoup, mais sans rime et raison; le jeune homme ne faisoit que taire et qu'écouter.

Lucile. Et à sa façon de s'habiller ne le prendroit-on pas pour un de ses ancêtres du siècle quatorzième?

Palaion. Jugez donc de son goût solide; il s'habille tout comme nos pères! ah l'aimable garçon!

Lucile. Ah l'aimable garçon! ah qu'il est ténébreux, ah qu'il est stupide!

Palaion. Tout comme nos pères! Il s'habille tout comme nos pères.

Lucile. Ah l'aimable garçon! ah qu'il est grossier, ah qu'il est lourd!

Palaion. Tout comme nos pères! il s'habille tout comme nos pères. O que ce seul point le rend estimable à mes yeux! l'habit a été toujours le miroir du coeur — et la mode — qui est-ce qui nous vient interrompre? —

Lucile. Comment, votre avocat? vous voilà sur votre matière favorie et l'impertinent —

Scène III.

Palaion. Lucile. Codex (avec des actes sous chacun des bras).

Palaion. Ah, ah! Monsieur Codex! bon jour! bon jour! Monsieur Codex, bon jour!

Codex. O que le diable vous emporte avec tous vos bons

Exempel, was meinst Du von dem wackern Florian, dem jungen Vetter meines Advocaten, des Herrn Codex?

Charitas. Nun, was soll der Kahlmäuser?

Wilibald. Der soll Dein Mann werden!

Charitas. Wer? der steife, düstre Florian?

Wilibald. Ei, meine Tochter, es ist ein sehr gelehrter junger Mensch! Er versteht Lateinisch und Griechisch und hat die Alten gelesen. Die Alten! Weißt Du, wer das sind, die Alten? Das sind Die, die vor Diesem geschrieben haben.

Charitas. Ich bin der Alten ihre gehorsamste Dienerin, und des Herrn Florian's zugleich.

Wilibald. Folge mir nur in Gutem, oder — — Nun, wer kömmt da, uns zu stören?

Dritter Auftritt.

Codex Wilibald. Charitas.

Wilibald. Sind Sie es schon, lieber Herr Codex?

Codex. Schon? Was zum Henker wollen Sie mit Ihrem Schon? Denken Sie, daß ein Advocat wie ich nicht punctuell ist? Und warum sind Sie noch nicht angekleidet? Haben Sie es vergessen, daß uns der Präsident um zehn Uhr bestellt hat?

Wilibald. Ja, um zehn Uhr — — aber zehn Uhr —

Codex. Wird's für Sie den Vormittag nicht noch einmal schlagen. — Machen Sie geschwind und ziehen Sich an — Himmel! den Präsidenten warten zu lassen! Und Sie wollen in Ihrem Processe glücklich sein? So lange als die Welt stehet, ja ich dürfte wohl sagen, so lange als man processirt, hat sich kein Client so einer Ungereimtheit schuldig gemacht! [1]) Den Präsidenten warten zu lassen! (Indem er gar zu heftige Gesten macht, fallen ihm unvermerkt die Acten, die er unter dem Arme hat, zur Erde.)

Charitas. Das kömmt aus der Händeberedsamkeit!

Codex. Nein, unerhört! unerhört! — Es ist zwar kein Verbrechen, worauf die Carolina den Tod gesetzt, aber von weit größern Folgen, von weit verwickelterm Nachtheile. Den Präsidenten warten zu lassen, der auf Ordnung und Pünktlichkeit mehr hält als auf Proceßordnung selbst; den Präsidenten warten zu lassen!

Wilibald. Aber, lieber Herr Codex! —

---

1) Das aus kleinerer Schrift Gedruckte von hier ab bis S. 559, Z. 7 ist Karl Lessing's Zusatz. Vgl. S. 558, Anm. 1. — A. d. H.

jours! Pas encore habillé? Diantre! Avez-vous donc oublié que Monsieur le président nous attend à l'heure qu'il est?

[1]) **Palaion.** Il est vrai; mais dix heures — —

Codex. Ne sonneront pas deux foix pour vous. Faire attendre le président, et vous voulez gagner le procès!

Palaion. Voilà donc ma fille, c'est votre faute! Dois-je toujours vous prêcher la morale? Jadis — — —

Codex. Taisez-vous donc avec votre jadis. C'est à moi de parler du tems passé. Vous êtes un ignorant plus ignorant qu'un enfant, tout nouveau né qu'il est. Faire attendre le président? Oui, oui. Depuis la naissance du monde, et j'ose même assurer, depuis — depuis le tems qu'on plaide — (faisant des gestes trop violens avec le bras il laisse tomber les actes sans s'en appercevoir.)

Lucile. Voilà donc ce que c'est que de parler avec le bras!

Codex. — Jamais plaideur ne s'est souillé d'un crime si impardonnable — si noir, si énorme, d'un crime si — — si criminel — — ah les idées se confondent, se brouillent — — le crime est trop grand! je ne sais plus que dire! Faire attendre le président.

Palaion. Mais — —

Codex. Quoi? vous êtes encore ici? Par tous les diables allez donc, habillez-vous! Mais que vois-je? (Il le retient) Mes actes par terre? — Ne suffit-il pas d'avoir insulté le président, faut-il encore insulter mes actes? — — mes actes! Allez, poussez, si vous pouvez, poussez plus loin votre négligence irréligieuse, votre impertinence profane! — Mais je vous en défie. Le vice a ses extrémités, et les voilà! Oh mes actes! Et personne ne les ramasse? Monsieur, vous êtes (Tout cela en ramassant les actes. Il les met sur la table, après en avoir soufflé soigneusement le poudre), vous êtes indigne d'un avocat tel que moi — vous êtes indigne de mes soins, — de ma science — — que j'épuise pour perdre votre procès si tard qu'il est possible.

---

1) Von hier ab bis zum Schlusse („qu'il est possible") zuerst gedruckt in der Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken, Bd. II. S. 459 f. Karl Lessing theilt im „Theatralischen Nachlaß" (Th. I. S. 60, Z. 2 v. u. bis S. 62, Z. 2 v. o.) diesen Schluß der französischen Bearbeitung in deutscher Uebersetzung mit, ohne anzugeben, daß es seine eigene Uebersetzung ist. Wir lassen letztere S. 557 u. 559 aus kleinerer Schrift als Einschaltung an der betreffenden Stelle folgen. — A. d. H.

Codex. Wie? Sie sind noch hier? Gehn noch nicht und ziehn Sich an? (Wilibald will gehn, wird aber sogleich zurückgehalten.) Was sehe ich? meine Acten auf der Erde? Das ist Niemand anders als Sie gewesen — Meine Acten auf der Erde! Weiter kann man Nachläßigkeit und Verachtung der heiligen Justiz nicht treiben. (Indem er sie aufhebt und den Staub davon bläst.) Sie verdienen nicht, mich zum Advocaten zu haben, der ich dichte und trachte, Ihren Proceß so spät als möglich zu verlieren.

Wilibald. Es ist aber nicht möglich, daß es schon zehn Uhr sein sollte.

Codex. Möglich? Als wenn nichts wahr sein könnte, als was möglich ist!

Wilibald. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo die Zeit muß hingekommen sein. Vor Diesem verlief sie nicht halb so geschwind!

Charitas. Machen Sie Sich doch keinen Kummer! Es ist ganz gewiß noch nicht neun Uhr.

Codex. Ei! Sie wollen es auch besser wissen, Mamsell? Wenn's noch nicht Neune wäre, wie käm's denn, daß ein Mädchen wie Sie schon im völligen Putze wäre?

Charitas (beiseite). Der verdammte Haberecht!

Codex. Ich habe Zehne schlagen hören, und habe gezählt, und habe gleich darauf nach meiner Uhr gesehen, da war es eine halbe Minute auf Elfe.

Charitas. Nach Ihrer Uhr haben Sie gesehen?

Codex. Ja, nach meiner Uhr. Sie denken etwa, ich habe keine, weil ich kein ellenlanges Zeichen für die Beutelschneider heraushängen lasse? (Er zieht sie heraus.) Da! sehen Sie selber nach! sehen Sie selber nach!

Charitas. Kann Ihre Uhr nicht unrichtig gehn?

Codex. Nein, sie geht niemals unrichtig.

Charitas. Nun wohl, ich sehe, und sehe, daß es nach Ihrer Uhr fünfundfunfzig Minuten auf Neune ist.

Codex. Was?

Charitas. Sehen Sie doch nur!

Codex (sieht). Das kann nicht sein. — — Sie werden wohl machen, daß ich noch meine Brille hervorsuchen muß. (Er setzt sie auf und besieht die Uhr.)

Charitas. Was sagen Sie nun?

Codex. Meine Uhr geht unrecht. Genug, es hat Zehne geschlagen; ich habe gezählt.

Charitas Von wem haben Sie Ihre Uhr?

Codex. Ich mag sie haben, von wem ich will; es ist eine gute englische Uhr.

Charitas. Wenn Sie sie für eine englische gekauft haben, so sind Sie sehr betrogen worden.

Codex. Betrogen? Wie so?

Charitas. Eine Uhr, die so falsch geht — —

Codex. Falsch? Es ist eine von den allerrichtigsten Uhren.

Charitas. Wenn sie richtig wäre, so würde sie nicht um mehr als eine Stunde zu spät gehen.

Codex. Sie geht nie zu spät.

Charitas. Aber sie zeigt auf Neune, und es hat schon Zehne geschlagen.

Codex. Meine Uhr geht untrieglich.

Charitas. Ganz gewiß untrieglich? — Also, wie ich gesagt habe, ist es noch nicht Neune.

Codex. Sie sind sehr naseweis, Mamsell. Kurz, meine Uhr geht richtig, und es hat Zehne geschlagen. — — Wollen Sie Sich anziehen, Herr Wilibald, oder soll ich wieder gehen?

Wilibald. Erzürnen Sie Sich nur nicht, Herr Codex! Ja, ich gehe, ich will mich gleich anziehen. (Er geht.)

Codex. Mir mein Gehör abzustreiten!

Wilibald (kehrt wieder um und sagt sachte zum Codex). Aber, Herr Codex, Sie bleiben itzt mit meiner Tochter allein; reden Sie ja nicht mit ihr von dem Processe!

Codex. Gehen Sie doch nur! (Wilibald geht.) Als wenn ich nicht Zehne zählen könnte!

Wilibald (wie vorher). Sagen Sie ihr ja nicht, was der Proceß betrifft!

Codex. Nein doch! — Meine Uhr für einen elenden Bratenwender zu halten!

Wilibald (der nochmals umkehrt). Daß sie ja nicht den Anlaß erfährt!

Codex. Herr, für was sehen Sie mich an? Gehen Sie, oder — — Mich für einen Mann zu halten, den man mit einer Uhr betriegen könnte! — —

Wilibald (wie vorher). Meine Ehre und mein ganzes väterliches Ansehn beruht darauf, daß sie nichts davon erfährt. Kommen Sie lieber mit, damit Sie Sich nicht verschnappen!

Codex. Ich mich verschnappen! Welch eine Beleidigung! Gehen Sie den Augenblick, oder ich gehe! (Wilibald geht ab.)

Vierter Auftritt.

Charitas. Codex.

Codex. Ich mich verschnappen! Habe ich mein Maul nicht etwa in meiner Gewalt? — Nun wirklich, bei dieser zweiten Grobheit muß ich die erste vergessen!

Charitas. Allmählich, Herr Codex, fange ich es nun an zu begreifen, wie Ihre Uhr richtig gehn und doch falsch weisen kann, wie Sie richtig haben zählen und Sich doch verzählen können —

Codex. Hören Sie einmal davon auf, Mamsell! — Wissen Sie, daß Ihr Vater ein alter Narr ist?

Charitas. Er ist Ihr guter Freund, Herr Codex.

Codex. Und wenn er mein Bruder an Leib und an der Seele wäre. Er ist ein alter Narr! — Mir, mir, einem Manne von meiner Ueberlegung zu vier Malen die Verschwiegenheit zu empfehlen? Das sollen Sie mir nicht umsonst gethan haben, Herr Wilibald! Sie verrathen Ihr Mißtrauen gegen mich, und Ihr Mißtrauen muß bestraft werden. Als wenn ich nicht von mir selbst so viel Verstand würde gehabt haben, Ihrer Tochter die Ursache Ihres Processes zu verschweigen!

Charitas (beiseite). Er macht mich neugierig.

Codex. Kindern muß nicht Alles auf die Nase gebunden werden, das weiß ich von mir selbst.

Charitas (beiseite). Rede nur weiter!

Codex. Was würde das Töchterchen nicht für einen Begriff von dem lieben Papa bekommen, wenn sie ihn näher als aus seinem ewigen Vor Diesem! sollte kennen lernen.

Charitas (beiseite). Ich muß nur thun, als ob ich ihm gar nicht zuhörte, wenn er mehr plaudern soll.

Codex. Wenn sie erfahren sollte, was für Streiche er in seiner Jugend angegeben hat —

Charitas (fängt an zu trillern). Lalala! Lalala! Sind Sie ein Liebhaber von Musik, Herr Codex?

Codex. Nein! — Freilich wäre es alsdann um das väterliche Ansehen geschehen. Sehe ich denn das nicht ebenso gut ein als er? Und er muß mir es noch lange auf die Seele binden, verschwiegen zu sein? — — Nun will ich es auch ihm zum Possen nicht sein.

Charitas (singt, als ob sie gar nicht auf ihn Acht hätte). [1])

Wenn der finstre Damon spricht,
Amor sei ein Ungeheuer,
Seine Gluth ein höllisch Feuer:
O, so fürcht' ich Amorn nicht!

Codex. Sie hören es ja, daß ich kein Liebhaber von Musik bin. — — Ja, nun will ich nicht verschwiegen sein, und wenn es ihm auch noch so viel Verdruß machen sollte. Hören Sie, Mamsell, der Proceß Ihres Vaters —

Charitas. Ich bin keine Liebhaberin von Processen. (Singt.)

Aber hebt mein Thyrsis an,
Amor sei der schönste Knabe,
Seine Gluth des Himmels Gabe:
O, wie fürcht' ich Amorn dann!

[2]) **Codex** Sie wollen mich nicht anhören?

Charitas. Nein!

Codex. Sie wollen mir es verwehren, mich an Ihrem Vater zu rächen?

Charitas. Das will ich!

Codex. Sie wollen nicht hören, daß — —

Charitas (die sich die Ohren zuhält). Sie sehen, ich höre nichts, Herr Codex — —

Codex. Daß Ihr Vater um das Vermögen Ihrer Mutter processirt?

Charitas. Ich höre nichts; denn mein Vater will nun einmal nicht, daß ich es wissen soll.

Codex. Und zwar mit einem weitläuftigen Anverwandten Ihrer Mutter, welcher vorgiebt, Ihre Mutter wäre von ihren Eltern enterbt worden.

Charitas. Ich höre nichts.

Codex. Sie wollen nicht hören, daß Ihre Mutter deswegen von ihren Eltern enterbt worden, weil sie sich von Ihrem Vater entführen lassen?

---

1) Das obige Lied findet sich unter Lessing's Liedern in unserer Ausgabe Th. I. S. 92. Es stammt aus dem Jahre 1746 und wurde zuerst im Hamburger Musen-Almanach für 1780, S. 203 veröffentlicht. Vgl. Ramler, „Lieder der Deutschen", S. 125, und Felix Weiße, „Kleine lyrische Gedichte", I. Reutlingen 1781, S. 116. — A. d. H.

2) Die ursprüngliche Fassung des Folgenden im Manuscripte lautete:

[**Codex.** Sie wollen mich nicht anhören? Sie wollen mir es verwehren, mich an Ihrem Vater zu rächen?

Charitas. Nein, ich will Sie nicht anhören.

Charitas. Ich höre nichts.

Codex. Sie wollen nicht hören, daß wenigstens so viel gewiß ist, daß Ihr Vater Ihre Mutter in seiner Jugend wirklich entführt hat — —

Charitas. Was höre ich! (die die Finger von Ohren wegthut). Wie, Herr Codex?

Codex. Ei! wird das Mädchen endlich neugierig? Nun sollen Sie nichts hören, Mamsell. Es ist mir lieb, daß Sie Sich die Ohren zuhielten.

Codex. Sie wollen nicht hören daß vor Diesem, [nach] da nach Ihres Vaters Vorgeben alle junge Leute Muster der Tugend waren, — —], daß er mit einem weitläuftigen [Vetter] Anverwandten Ihrer Mutter processirt —

Charitas. Ich will nichts hören — —

Codex. Daß [vor Diesem Ihr Vater selbst] dieser Proceß, um ihm das Vermögen [daß] Ihrer Mutter, welches sich dieser Anverwandte zulegt, weil er —

Charitas. ([Sie] die sich die Ohren zuhält). Sie sehn, ich höre nichts, Herr Codex; mein Vater will nun einmal nicht, daß ich es wissen soll — —

Codex. Daß, sag' ich, Ihr Vater als ein junger verwegener Wüstling ein Frauenzimmer entführte, welches Ihre Mutter ward — —

Charitas (beiseite). Ich erstaune — —

Codex. Daß er [als Zeit her dieses Frauenzimmer von ihren Eltern enterbt ward] seit [ein] vielen Jahren mit einem nahen Anverwandten dieses Frauenzimmers processirt, weil dieser vorgegeben —.] — A. d. H.

20.

Die aufgebrachte Tugend.[1])

Personen: Der Graf. Die Gräfin. Der Baron. Die Baronesse. Fräulein Amalia. Lionel.

I. Aufzug. 1. Auftritt. Die Gräfin und Amalia. Siehe die erste Scene p. 1. — 2. Auftritt. Amalia. Sie ist um ihren Lionel besorgt, daß er der gedoppelten Versuchung unterliegen möge, und über seine Untreue unwillig. — 3. Auftritt. Amalia. Lionel. Sie giebt ihm mit wenig Worten ihren Unwillen zu erkennen. Er macht, als sie ihn allein läßt, die Betrachtung, daß diese verstellte Liebe leicht seiner wahren Leidenschaft Eintrag thun könne. — 4. Auftritt. Lionel. Der Graf. Siehe p. 5. Der Graf verspricht ihm, wenn er seine Verstellung einige Tage glücklich unterhalten kann, sein Glück zu machen, sowohl in Ansehung seiner Versorgung als mit Amalia. — 5. Auftritt. Der Graf allein. Er macht einige gute Betrachtungen über seine Untreue, welchen er aber mit Fleiß nicht nachhängen will, um von seinem entworfenen Glücke mit der Baronesse nicht abzukommen.

II. Aufzug. 1. Auftritt. Der Graf und die Baronesse. Siehe p. 11. — 2. Auftritt. Der Graf, die Baronesse und der Baron. Siehe p. 13. — 3. Auftritt. Der Graf allein. Der Graf ärgert sich über die Unempfindlichkeit des Barons, und das halbe Vergnügen scheint ihm wegzufallen, weil dieser nicht eifersüchtig ist. — 4. Auftritt. Die Gräfin. Der Graf. Sie macht ihm hundert unschuldige Schmeicheleien, aber wie überlästig muß Einem eine Gemahlin sein, wenn man eine Geliebte im Kopfe hat! Lionel kömmt dazu. „Komm, Lionel,“

1) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing, I. S. 514 f. — A. d. H.

sagt der Graf, „meine Frau ist heute gesellschaftlicher als jemals; vertritt meine Stelle, ich habe Geschäfte!" — 5. Auftritt. Die Gräfin. Lionel. Siehe die erste Scene des 2. Acts, p. 15.

III. Aufzug. 1. Auftritt. Die Gräfin und die Baronesse. Siehe p. 16. — 2. Auftritt. Die Gräfin, die Baronesse und Lionel. Siehe p. 17. Die Gräfin begiebt sich weg, aber in dem Vorsatze, sie zu behorchen. — 3. Auftritt. Die Baronesse und Lionel. Siehe p. 26. Und indem er vor ihr niederfällt, kömmt der Graf dazu. — 4. Auftritt. Die Baronesse. Lionel. Der Graf. p. 26. — 5. Auftritt. Lionel und der Graf. p. 27. Bei welcher Scene es die Gräfin in dem Cabinette erfährt, daß der Graf selbst den Lionel aufmuntert, seine Frau zu lieben. — 6. Auftritt. Die Gräfin allein. In vollem Zorne. Siehe p. 28.

IV. Aufzug. 1. Auftritt. Die Gräfin und Amalia. Die Gräfin ist fest entschlossen, der Liebe des Lionel Gehör zu geben. Sie hat deswegen schon einen Brief an ihn geschrieben, den sie ihm nur noch auf eine gute Art in die Hände zu spielen sucht. Amalia verstellt sich und will die Besorgung über sich nehmen. Die Gräfin geht ab. — 2. Auftritt. Amalia. Sie sieht, daß sie die Tugend so vieler Personen gleichsam in ihren Händen hat, und ist fest entschlossen, sie alle zu ihrem Besten zu hintergehn. Sie würde stolz drauf sein, wenn sie nicht ihre Liebe am Meisten dazu antriebe. — 3. Auftritt. Amalia. Lionel. Sie spielt die Eifersüchtige mit ihm, indem er eben von der Baronesse einen Brief bekömmt. Sie reißt ihn dem Bedienten aus der Hand; sie will ihn lesen, weil sie vorgiebt, sie wisse gewiß, er sei von einer Nebenbuhlerin. Er will es nicht zugeben, und sie giebt ihm endlich den Brief der Gräfin anstatt jenes und geht mit verstellter Verbittrung ab, damit er seine Bestellungen allein lesen könne. — 4. Auftritt. Lionel liest den Brief, p. 30, und macht seine Anmerkungen darüber. Er sieht, daß er sich zu weit mit der Gräfin eingelassen, um das Rendezvous nicht anzunehmen; es wäre ihm aber lieber gewesen, wenn ihm die Baronesse eines gegeben hätte.

21.

Die Witzlinge.[1])

Herr Blunt. Madame Blunt.[2]) Miranda, Charlotte, Zwillinge und Töchter des Blunt. Herr Morey, Herr Fuhl,[3]) Anbeter der Miranda und lächerliche Witzlinge. Philint, Liebhaber der Charlotte. Graf von Cheville. Lisette.

I. Act. 1. Scene. Madame Blunt. Miranda. Zwei affectirte, witzig sein wollende Närrinnen.[4]) Miranda ist das Schooßkind ihrer Mutter, weil sie vortrefflich in ihre Weise einschlägt. Philint ist den Abend vorher angekommen. Sie weiß, daß es ein Freier ist, und hofft, daß er sich an Miranda wenden werde. Die Mutter will durchaus, daß Miranda eher heirathen solle, und der Vater, daß Charlotte; Keine will der Andern den Vorzug lassen. Die Mutter aber schmeichelt sich, ihrem Manne diesmal den Rang abzulaufen, und tröstet ihre Tochter deswegen. - 2. Scene. Die Vorigen und Charlotte. Sie kömmt, der Mutter einen Guten Morgen zu bieten und sich zu erkundigen, ob sie in Ansehung der angekommenen Gäste etwas zu befehlen habe. Charlotte besorgt das Hauswesen, und Miranda spielt die gelehrte Dame. Charlotte geht ab. — 3. Scene. Ma=

---

1) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing, I. S. 516 f. — A. d. H.

2) blunt bedeutet im Englischen: stumpf, fade, abgeschmackt. — A. d. H.

3) fool, närrisch. — A. d. H.

4) Vgl. unten den Auszug aus Otway's „The Soldier's Fortune“: „Eine Witzlingin (she-wit); vielleicht daß dieses ein Charakter wäre, welcher sich auf dem Theater nicht übel ausnehmen sollte und auf einer ganz andern Seite geschildert werden könnte, als daß er mit den gelehrten Weibern des Molière zu vermengen wäre.“ — A. d. H.

dame Blunt. Miranda. — 4. Scene. [Siehe p. 18. Die Scene mit der Abschrift Verse.] Herr Fuhl und die Vorigen. Fuhl ist der ernsthafte Afterwitzling. Dorinde und Eugenius.[1]) Siehe die Rolle des Trim p. 4. — 5. Scene. Lisette und die Vorigen. Sie meldet,[2]) daß Philint einen Grafen mitgebracht habe. — 6. Scene. Herr Fuhl. Madame Blunt und Miranda sind abgegangen, sich zu . . . (? Tische) des französischen Gastes wegen zu putzen. Fuhl macht seine Anmerkungen über die Verrückung der Miranda, daß sie wie verliebt in den Grafen zu sein scheine, ohne ihn gesehen zu haben.

II. Act. 1. Scene. Philint und der Graf. Man erfährt die Intrigue. Der Graf ist ein Perrückenmacher und soll in die Miranda verliebt thun, damit die Mutter desto eher zur Verheirathung der Charlotte ihre Einwilligung gebe. — 2. Scene. Herr Blunt und die Vorigen. Er bewillkommt sie nunmehr förmlich. Er ist einer von den alten Witzlingen — siehe den Charakter des Oldwit. Er verspricht dem Philint die Tochter, wenn er nur seiner Frau Einwilligung erhalten könne. — 3. Scene. Madame Blunt. Miranda. Charlotte. Die Vorigen. Der Vater stellt seine Frau und Töchter ihnen vor. Der Graf stellt sich sogleich, als ob er die Miranda bewundre. Er führt sie weg, ihr vor ihrer Toilette an dem Haarputze etwas zu ändern, und die Mutter folgt ihnen. — 4. Scene. Herr Blunt. Philint und Charlotte.

---

1) Eugenius (wofür Danzel Eugabius lesen möchte) und Trim sind zwei Charaktere aus dem Romane von Lorenz Sterne: „Tristram Shandy". — A. d. H.

2) ? entdeckt. — A. d. H.

22.

Der Dorfjunker.

Der Charakter der beiden in dem kurzen Fragmente begegnenden Dorfjunker weist auf englische Muster (aus Romanen oder Dramen) hin. Vielleicht gehört zu der Rolle des Herrn von Garloh Nr. XIII. aus den „Komischen Einfällen und Zügen" (s. weiter unten), vielleicht auch zu der der Angelica ebenda Nr. II.

Der Dorfjunker.[1])

Herr Wahn, der Dorfjunker, arm und stolz. Fräulein Angelica, seine älteste Tochter, die er aus der Pension zurückgerufen, um sie mit einem andern groben Bauernedelmann, der sein Nachbar ist, zu vermählen. Dieser heißt: Herr von Garloh.

---

1) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing, I. S. 517. — A. d. H.

23.

Das Leben ein Traum, von Calderon.

Fragment einer Uebersetzung.

Ueber Lessing's Studium der spanischen Literatur verweisen wir auf die Vorbemerkung. — Mit glücklichem Griffe hatte er bei der Absicht, auch das spanische Theater durch Uebersetzungen bei uns einzubürgern, sich gerade an dasjenige Drama Calderon's gewandt, welches dem deutschen Geiste am Meisten zusagt und später durch die gelungene Uebersetzung von Schreyvogel (West) bei uns eingeführt wurde. 1812 wurde es mehrere Male mit großem Beifall in Weimar gegeben und entflammte damals den jungen Dichter Fr. Rückert zu dramatischen Compositionen in Calderon'scher Manier. Ob Lessing folgende, gleichfalls 1750 erschienene Bearbeitung überhaupt gekannt habe oder gar durch sie zu einer Uebersetzung nach dem Original bestimmt worden sei, läßt sich nicht entscheiden: „La vie est un songe, Das Leben ist ein Traum, ein Schauspiel, aus dem Ital. übersetzt, von 5 Handlungen, französisch in Prosa, deutsch in Versen. Straßb. einzeln.“ (Gottsched, Nöthiger Vorrath, II. S. 274.)

Das Leben ist ein Traum.

Ein Schauspiel, aus dem Spanischen des Don Pedro Calderon de la Barca übersetzt.[1])

Berlin, den 23. August 1750.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Rosaura kömmt von der Höhe eines Berges herab, sie ist als eine Mannsperson verkleidet, im Reisehabit, und sagt Folgendes.

---

1) Zuerst gedruckt in der Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken, Bd. XIII. S. 647. — A. d. H.

24.

Massaniello.

Bei Gelegenheit der Untersuchung der Moral des „Rasenden Hercules“ von Seneca in der „Theatralischen Bibliothek“ (Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 378 f.) berührt Lessing den Unterschied in der Behandlung antiker Mythen für die alten und für die neueren Dichter. „Da sie übrigens“, sagt er von den alten Dichtern, „in gewissen Fällen ziemlich genau bei der hergebrachten Geschichte zu bleiben gezwungen waren, so mußte es ihnen entweder gleichgültig sein, ob die moralische Folge aus der Begebenheit selbst gut oder böse sei, oder sie mußten überhaupt von der Aufführung gewisser Begebenheiten abstehen. Allein kann ein neuer Dichter eben diese Entschuldigung haben? Und ist seine Freiheit ebenso eingeschränkt? Gewiß nicht; er kann ändern, was er will, und es liegt nur an ihm, wenn das Ganze bei ihm nicht ebenso lehrreich ist als die besondern Theile. — — Nun kömmt es darauf an, was er in dieser Absicht mit dem Rasenden Hercules thun müßte. Ohne Zweifel würde es auf eine feinere Bearbeitung dieses Charakters selbst ankommen. Seine Raserei müßte eine natürliche Folge aus demselben werden. Juno müßte sich daran nur erfreuen, nicht aber sie selbst bewirken. Und dieses ist leicht; denn was ist näher verbunden als Tapferkeit und Uebermuth, als Uebermuth und Wahnwitz! Man schildre also den Hercules als einen Helden voll Muth und Tapferkeit; man lasse ihn die größten Thaten glücklich ausgeführt haben; man lasse ihn noch größere sich vorsetzen. Allein sein allzu großes Vertrauen auf eigene Kräfte bringe ihn zu einer stolzen Verachtung der Götter. Man lasse ihn nach und nach sich in seine eigne Anschläge verwickeln; man gebe ihm einen Schmeichler zu, der durch übertriebene Lobsprüche das ohnedem geringe Gefühl seiner Mensch-

heit unterdrückt. Wenn der Dichter alle diese Staffeln glücklich hinanzugehen weiß, so bin ich gewiß, der Zuschauer wird endlich geneigt sein, die völlige Raserei des Hercules als einen ganz natürlichen Erfolg anzusehen. Ich habe schon angemerkt, daß das Gebet, welches ihm der Römer in den Mund giebt, eine sehr feine Vorbereitung ist;[1]) und wenn man auch das Gebet wieder vorbereitet, so wird sich Eines aus dem Andern ungezwungen ergeben. — — Welche schreckliche Lection würde dieses für unsre wilden Helden, für unsre aufgeblasenen Sieger sein!" Ueber Lessing's sonstige Vorschläge, wie das Süjet des „Rasenden Hercules" als Oper und als „regelmäßiges Stück" mit Beibehaltung der antiken Fabel zu behandeln wäre, vgl. man ebendas. S. 375 bis 377. In ähnlicher Weise dachte er sich im Jahre 1760 eine moderne Umarbeitung der Motive in dem Süjet des verloren gegangenen Sophokleischen „Athamas". Er sagt darüber in dem „Leben des Sophokles" (Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 936): „Von dem Inhalte des zweiten Trauerspiels dieses Namens [Athamas] wissen wir etwas mehr. Aus einer Stelle des Aristophanischen Scholiasten, in den Wolken, erhellt nämlich, daß es die Opferung des Phrixus betroffen habe. Die Tragödie hat können vortrefflich sein; denn die Geschichte ist ungemein und sehr werth, von einem neuen Dichter behandelt zu werden. Sie ist diese: Vor der Ino hatte Athamas die Nephele zur Gemahlin gehabt, mit welcher er den Phrixus und die Helle gezeugt hatte. Die rachgierige Juno gab der Ino in den Sinn, diese Kinder aus dem Wege zu räumen. Es war eben eine große Theurung, und das Delphische Orakel hatte man um Rath gefragt. Ino bestach den Gesandten, welcher den Ausspruch des Orakels holen mußte; und dieser gab vor, das Orakel habe befohlen, den Phrixus zu opfern. Der Vater, wie natürlich, will durchaus nicht darein willigen. Das Volk dringt darauf. Der Prinz selbst verlangt, daß der Wille des Orakels an ihm vollzogen werde. Die Großmuth des Phrixus rührt

1) A. a. O. S. 362 f.: „Hierauf will er selbst das Opfergebet anfangen, ein Gebet, das, wie er sagt, des Jupiter's und seiner würdig sei. Er fängt auch wirklich an und bittet nichts Geringeres, als daß der Himmel und die Erde auf ihrer Stelle bleiben und die ewigen Gestirne ihren Lauf ungestört fortsetzen mögen, daß ein anhaltender Friede die Völker nähre, daß kein Sturm das Meer beunruhige, daß kein erzürnter Blitz aus der Hand des Jupiter's schieße, daß kein ausgetretener Fluß die Felder überschwemme, und daß nirgends ein wilder Tyrann regiere &c. Schon dieses Gebet ist unsinnig genug, um der Anfang zu einer förmlichen Raserei zu sein. Diese äußert sich nunmehr auch auf einmal." — A. d. H.

den Abgesandten. Er entdeckt den Betrug. Athamas ergrimmt, liefert dem Phrixus die Ino in die Hände, um sich nach eignem Gutbefinden an ihr zu rächen. Der edle Phrixus verzeiht ihr. — Ich erzähle die Geschichte nicht völlig so, wie sie sich zugetragen haben soll, und wie sie Apollodor und Hygin erzählen, sondern so, wie ich sie zu brauchen gedächte." Nach Hederich's mythologischem Wörterbuche nämlich, das wohl auch hier, wie sonst, Lessing's nächste Quelle ist, lautet die Erzählung: „Weil Juno um der Semele willen einen Haß auf das ganze Geschlecht des Kadmus geworfen, als ließ sie denselben auch an der Ino und mithin selbst am Athamas aus. Sie gab daher der Ino in Sinn, daß sie der Nephele Kinder aus dem Wege räumen wollte, und beredete daher auch die andern Frauen, daß sie das Samengetreide erst dorreten, und da solches daher nicht aufging, folgentlich aber eine große Theurung entstund, schickte Athamas einige seiner Leute nach Delphi das Orakel um Rath zu fragen. Es bestach aber die Ino solche Abgeschickte, daß sie dem Athamas hinterbringen mußten, wie daß das Orakel gerathen, den Phrixus denen Göttern zur Versöhnung zu schlachten. Und ob er wohl ungern daran ging, dennoch zwangen ihn endlich seine Unterthanen halb und halb darzu, allein es rückte ihn und seine Schwester auch die Nephele hinweg, da er schon vor den Altar geführt war, und gab ihnen den Widder mit dem güldnen Felle, welchen sie von dem Mercur bekommen, um sich mit gedachter seiner Schwester darauf in Kolchis zu salviren Andere hingegen melden, daß Phrixus sich selbst zu dem bestimmten Opfer angeboten; allein als Der, so die falsche Antwort des Orakels gebracht, es ersehen, habe er aus Mitleiden gegen ihn dem Athamas der Ino ganze Bosheit entdecket, da er denn dieselbe mitsammt ihrem Sohne dem Phrixus zu bestrafen übergeben. Allein als Solcher dasselbige auch bewerkstelligen wollen, habe ihm Bacchus wieder die Ino entrücket." Hederich citirt Hygin's Fabeln, 2. und 5. und Apollodorus, I. 9. §. 1. — In welcher Weise sich nun aber Lessing das Süjet des „Rasenden Hercules" modernisirt dachte, das verräth er uns bei Gelegenheit einer Correspondenz mit seinem Bruder Karl aus dem Jahre 1773. Es ist derselbe Kunstgriff, den er mit so großem Glück in dem Süjet der „Virginia" angewandt hat, indem er es in eine „Emilia Galotti" umdichtete. Vgl. unten Nr. 28 u. Nr. 41, „Der König von Siam". Sein Bruder Karl schreibt ihm den 12. Juni 1773: „Kannst Du Dir wohl einbilden, was ich mir vorgenommen habe zu arbeiten? — Eine Tragödie. — Und der Stoff?

Thomas Aniello, der brave Neapolitanische Fischer. Rocoles hat ihn freilich unter seine Imposteurs insignes gebracht! Ich bin itzt noch so voll davon, daß ich Dir auch nicht einmal meinen Plan sagen kann. Aber wenn mir das Stück nicht geräth, so bin ich allein Schuld. . . . . Weißt Du aber dazu noch andere Quellen als den Siri, Gazotti, Giraffi?[1]) Nicht, daß mir es an Stoffe fehlte, sondern weil ich wünsche, daß Aniello so, wie ich mir ihn denke, auch in der Geschichte wirklich sein möchte. Aber wie ich mir ihn denke, weißt Du ja nicht, und Gott weiß, ob jemals ein Mensch erfahren wird, wie er itzt in meiner Idee existirt. Denn leider habe ich bei mir schon oft die Erfahrung gemacht, daß nach vielem Kreißen oft nur ein kleiner Wechselbalg zur Welt kömmt. Doch, wie gesagt, itzt habe ich die beste Hoffnung, das Theater mit etwas Erträglichem zu verabschieden." Worauf ihm Lessing den 14. Juli antwortete: „Ich bin . . sehr begierig, . . Deine Komödien zu sehen. Schicke mir sie also, und zugleich den Plan, nach welchem Du Deinen Massaniello machen willst! Vielleicht kann ich Dir in diesem letzteren einige Winke geben; denn ich erinnere mich, daß auch mir dieses Süjet einmal durch den Kopf gegangen ist. Historische Quellen weiß ich Dir keine andre anzuzeigen, als Du schon kennst. Aber weißt Du denn auch, daß Du schon einen dramatischen Vorgänger hast? und einen dramatischen Vorgänger in Deutschland? Es ist kein Geringerer als Christian Weise, dessen Trauerspiel von dem Neapolitanischen Hauptrebellen Massaniello Du in seinem Zittauischen Theater finden wirst. Wenn Du es noch nicht gelesen hast, so lies es ja! Es hat ganz den freien Shakespeare'schen Gang, den ich Dir sehr zur Nachahmung empfehlen würde. Auch wirst Du, des pedantischen Frostes ungeachtet, der darin herrscht, hin und wieder Funken von Shakespeare'schem Genie finden. — Wie Du Dir den Charakter des Aniello denkst, kann ich freilich nicht wissen. Aber ich glaube zu errathen, was Dich für ihn eingenommen: die uneigennützige Entschlossenheit, zum Besten Anderer sein Leben zu wagen, in einem so rohen Menschen; die großen Fähigkeiten, welche Umstände und Noth in einem so rohen Menschen erwecken und sichtbar machen. Dieses ließ auch mich ihn als einen sehr schicklichen tragischen Helden erkennen; aber was mich mehr als Alles dieses hätte

---

1) Le rivolutioni di Napoli descritte dal Signor Alessandro Giraffi. Con pienissimo ragguaglio d'ogni successo e trattati secreti e palesi. Das Werk ist auf der Wolfenbüttler Bibliothek in drei Ausgaben vorhanden: o. O. u. J.; Ferrara 1648, und 1605, sämmtlich in 12^{0}. — A. d. H.

bewegen können, Hand an das Werk zu legen, war die endliche Zerrüttung seines Verstandes, die ich mir aus ganz natürlichen Ursachen in ihm selbst erklären zu können glaubte, ohne sie zu einem unmittelbaren physischen Werke seiner Feinde zu machen. Ich glaubte sonach den Mann in ihm zu finden, an welchem sich der alte Rasende Hercules modernisiren ließe, über dessen aus ähnlichen Gründen entstandene Raserei ich mich erinnere, einige Anmerkungen in der Theatralischen Bibliothek gemacht zu haben; und die allmähliche Entwickelung einer solchen Raserei, die mir Seneca ganz verfehlt zu haben schien, war es, was ich mir vornehmlich wollte angelegen sein lassen. Es sollte mich freuen, wenn das Deine Gedanken und Dein Vorsatz auch wären." Und den 11. November 1774 schreibt er ihm: „Dein Einfall mit Adam Neusern[1]) ist nicht unrecht. Aber hast Du denn schon den Massaniello aufgegeben? Wenn Du an diesen noch denkst, so kann ich Dir nun ein paar italienische Schriften schicken, die ausdrücklicher von diesem Tumulte handeln, und die Du schwerlich dürftest gesehen haben." Nach einer gefälligen Mittheilung des Bibliothekars Herrn O. v. Heinemann in Wolfenbüttel könnten dies vielleicht die beiden Werke sein: 1) Relatione delle revolutioni popolari successe nel distretto, e regno di Napoli, nel presente anno 1647 alli 7 Juglio, raccolta dal Signor Nescipio Liponari. Padova 1648. 12°. und 2) Massanielli seditio Neapolitana a Majolino comite Bisaccionio et aliis autoribus lingua Hetrusca descripta. Nunc Latine reddita anno 1660. Constantiae. 12°. Freilich das italienische Original der zweiten Schrift ist nie auf der Wolfenbüttler Bibliothek gewesen.

---

1) Nämlich einen dramatischen Charakter, „eine Art von Belisar" daraus zu machen. — Ueber Adam Neuser vgl. Werke, Th. XV. S. 25 ff.

III.

Zweiter Leipziger und Berliner Aufenthalt.

1755—1760.

Vorbemerkung.

Die durch die Vollendung der Miß Sara Sampson, zu deren Behuf Lessing sich schon von Berlin weg nach Potsdam begeben hatte, aufs Neue erwachte Lust zum Theaterwesen trieb ihn zum zweiten Male nach Leipzig um hiernächst auf einem der classischen Plätze der ächt deutschen Sage von Dr. Faust diesen nationalen Stoff dramatisch zu gestalten. (Nr. 25.) Nach den vorhandenen Bruchstücken erleidet es keinen Zweifel, daß er diesen Stoff in altenglischer, besonders Shakespeare'scher Manier ausgeführt haben würde. Das deutsche volksthümliche Puppenspiel würde die Grundlage, das alte religiöse Drama die Ideen und Ceremonien des Stückes hergegeben haben. Hier wurde denn auch zugleich eine neue dramatische Literatur zuerst in den Kreis seiner theatralischen Praxis gezogen; denn theoretisch hatte er allerdings schon früher, besonders in der „Theatralischen Bibliothek", darauf hingewiesen, als ihm die italienische Literatur zumeist noch erst durch das Medium der französischen Sprache zugänglich war, und wegen der Vorzüge des italienischen Drama's hatte er sich sogar mit seinem Freunde Mylius bei Gelegenheit von dessen Uebersetzung der „Clitia" des Macchiavell entzweit, wobei, unserer Ansicht nach, Lessing im Unrechte war (vgl. Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 185 f.). Aber so groß war die Universalität seines Geistes und so groß der Haß gegen die dem deutschen Drama aufgezwungene Alleinherrschaft des französischen Geschmacks, daß er, auch hierin ein ächter Deutscher, selbst bei solchen Völkern Vorzüge fand, die in Wahrheit keine haben. In solcher Stimmung gerieth er über Goldoni und faßte den Plan, einen Auszug aus den 28 Komödien Desselben, welche die Ausgabe von 1753 enthielt, in seine „Theatralische Bibliothek" zu

setzen. Er hatte sich vorgenommen, bis Ostern 1756 einen Band von sechs dramatischen Stücken zu vollenden, dann wollte er, wie er an Mendelssohn schrieb, vorerst seine dramatische Laufbahn beschließen. Der Band kam nicht zu Stande, aber jedenfalls war „Die glückliche Erbin“ nach Goldoni (Nr. 26) dafür bestimmt. Dann wollte er auf Reisen gehn, und von Ostern 1756 an sollte das Publicum drei Jahre lang nichts von ihm zu sehen noch zu hören bekommen. Die Reise (mit einem Kaufmann Winkler) wurde auch angetreten, aber in Holland durch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges unterbrochen; Lessing kehrte mit Winkler nach Leipzig zurück. Hier fing er, da der Proceß mit Winkler, welcher ihm keine Entschädigung geben wollte, ihn vor der Hand fest hielt, die Sache wieder da an, wo er sie in Berlin gelassen hatte; er philosophirte, nunmehr brieflich, mit Mendelssohn über die dramatische Kunst. Der Preis, den Dieser und Nicolai in der von ihnen neu gegründeten „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ auf das beste Trauerspiel gesetzt hatten, veranlaßte Lessing's Freund, v. Cronegk, einen „Kodrus“ auszuarbeiten, zu welchem Lessing Verbesserungsvorschläge machte (Nr. 29) und als Seitenstück den Plan einer „Virginia“ entwarf (Nr. 28). „Fatime“ (Nr. 30) haben wir diesem Zeitraum anreihen zu müssen geglaubt; es würde damit auf französische Manier (vgl. Nr. 3) wieder ein Absprung in die türkische Geschichte gemacht worden sein. Die Quelle können wir nicht angeben. Nr. 27 ist ganz problematisch.

25.

Faust.

Die Ausführung dieses interessantesten aller Lessingischen Entwürfe ist vielleicht nur durch ein eigenthümliches Mißgeschick verhindert worden, welches zwar öfter in Lessing's Leben eingegriffen, aber nie der Nachwelt einen so unersetzlichen Verlust zugefügt hat. Vielleicht nämlich war es, wie wir weiter unten sehen werden, nur der Verlust einer Kiste, in welcher sich 12 Bogen Manuscript vom Faust befanden, der Lessingen Ueberdruß an der ganzen Arbeit erregte und uns um das entzückende Schauspiel brachte, die beiden eigenthümlichsten Geister ihrer Nation wetteifernd in der dramatischen Gestaltung jener tiefsinnigen, reformatorischen deutschen Sage ringen zu sehen. Und da, wer den Namen Faust liest, sofort an die Goethe'sche Bearbeitung denkt, so wollen wir es uns nicht versagen, der chronologischen Darstellung vorgreifend, gleich auf die Zeit einzugehn, in welcher Lessing nach Beendigung der „Emilia Galotti" in bibliothekarische Arbeiten in dem einsamen Wolfenbüttel vergraben saß und mit Nahrungssorgen sich abquälte, der jugendliche Goethe dagegen mit seinem „Götz von Berlichingen", seinem „Werther" sich die Herzen des deutschen Volkes im Sturme eroberte. Ad. Stahr hat in seinem „Leben Lessing's" der Darstellung des Kampfes zwischen Lessing und Goethe ein besonderes Capitel, das 3. des 10. Buches, gewidmet, auf welches wir in Alledem verweisen wollen, was nicht auf den vorliegenden Entwurf Bezug hat. Lessing befand sich eben Goethe gegenüber in einer ähnlichen Lage wie Goethe nach seinem eigenen

Geständniß Schiller gegenüber nach seiner Rückkehr aus Italien. Lessing hatte in der „Emilia Galotti" eine auch in Betreff der Form, des knappen Stils, des meisterhaften Dialogs wahrhaft classische, eine Mustertragödie geschaffen, die aber eben durch ihre Knappheit und Gefeiltheit das deutsche Publicum mehr als billig kalt ließ, und nun loderte ihm in den Stücken der „Stürmer und Dränger" das wilde Feuer des regellosen Genies entgegen! Kein Wunder also, daß einer von Lessing's spätesten Entwürfen uns ihn geradezu im Kampfe gegen Goethe zeigt (No. 48). Das wahre Genie eines Dramatikers, meinte Lessing, bewähre sich durch einen vollendet angelegten Plan, durch die geschickte Herbeiführung der Situation und durch die richtige Entwickelung gut ausgebildeter Charaktere. Nach allen diesen Seiten hin mußte er Goethe's dramatisches Erstlingswerk, den „Götz von Berlichingen", entschieden verwerfen. Den 11. November 1774 schreibt er an seinen Bruder: „Schwerlich werde ich Dir auf das viel zu antworten haben, was Du mir von gelehrten oder theatralischen Vorurtheilen geschrieben. Ich bin meistentheils Deiner Meinung. Die letzteren haben längst aufgehört, mich zu interessiren, und nicht selten gereichen sie mir zu dem äußersten Ekel. Recht gut; sonst liefe ich wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an, in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethen trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden. — Aber davor bewahre mich ja der Himmel! Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte." Nach dem Erscheinen des „Werther", 1774, der Goethen einen europäischen Ruf verschaffte, wandte sich Dieser zunächst dem „Faust", später dem „Egmont" zu. Besonders aber erregte die Kunde, daß Goethe an einem „Faust" arbeite, einem Süjet, welches seiner kraftgenialischen Natur so angemessen schien, die Erwartung ganz Deutschlands. In demselben Jahre, in welchem Goethe nach Weimar ging, um vorerst alle seine Faustischen Pläne in einem Strudel von Zerstreuungen zu begraben, ging Lessing nach Wien und von da nach Italien. Auf der Durchreise nach Wien besuchte er in Leipzig seinen alten Freund Felix Weiße, welcher über diesen Besuch den 20. Mai 1775 an Uz berichtet (Morgenblatt 1840, S. 1175 f.): „Ich habe Ihnen, lieber Freund, glaube ich, schon geschrieben, daß Lessing unlängst acht Tage bei uns gewesen. Es schien, als ob seine alte Freundschaft gegen mich wieder bei ihm erwacht wäre, und wir haben uns diese Zeit über sehr vertraulich und angenehm unterhalten. Er war sehr gegen Goethen, Lavatern, Herdern und Andere

dieser Partei aufgebracht, und vielleicht wäre diese Messe sein Eifer losgebrochen, wenn ihn nicht ganz unvermuthet der Prinz Leopold von Braunschweig von Wien aus mit nach Italien genommen hätte; doch dies bleibt unter uns." Und den 7. October 1775 schreibt er an Denselben (ebenda, S. 1183): „Lessing war über Goethe's und Compagnie Haupt- und Staatsactionen sehr aufgebracht und schwur, das deutsche Drama zu rächen. Er hatte gehört, daß Goethe einen Doctor Faust liefern will, und tritt er ihm da in Weg, so müßte ich ihn sehr verkennen, wenn er nicht Wort halten sollte; besonders verdroß ihn Lenzens Gewäsche über das Drama, das er einem übersetzten Stücke von Shakespeare vorgesetzt" („Anmerkungen übers Theater", vor seiner Uebersetzung von Love's Labour's Lost, Leipzig 1774). Dem Staatsrath von Gebler in Wien vertraute Lessing um diese Zeit gleichfalls seine Faustischen Pläne; denn Dieser schreibt den 9. December 1775 an Nicolai (Danzel, Lessing, I. S. 453): „Ich wünsche, daß Ew. Hochedelgeboren Hoffnung wegen der Erscheinung des Lessing'schen Dr. Faust's zutreffen möge. Mir hat unser großer, aber zu wenig gegen das Publicum freigebiger Freund auf mein Befragen mündlich anvertraut, daß er das Süjet zweimal bearbeitet habe, einmal nach der gemeinen Fabel, dann wiederum ohne alle Teufelei, wo ein Erzbösewicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers vertritt. Beide Ausarbeitungen erwarten nur die letzte Hand." Hauptmann von Blankenburg sagt in einem später mitzutheilenden Briefe, Lessing habe die Umarbeitung seines Faust zu einer Zeit unternommen, wo aus allen Zipfeln Deutschlands Fauste angekündigt waren, und habe, um ihn herauszugeben, nur auf die Erscheinung der übrigen Fauste gewartet. Und daß er in diesem für die deutsche Literatur so hochwichtigen Jahre 1775 beabsichtigte, den Goethe'schen „Faust" noch zu überbieten, ergiebt sich endlich auch aus einer Aeußerung von ihm, die Engel (dessen Bericht über den Faust man gleichfalls weiter unten finden wird) mittheilt (Weimarisches Jahrbuch, II. S. 471): „er würde seinen Faust sicher herausgeben, sobald Goethe mit dem seinigen erschienen"; und er habe hinzugefügt: „Meinen Faust holt der Teufel, ich aber will Goethe's seinen holen." Doch Goethe verlor durch seine Stellung als Hofmann für lange Zeit alle Faustischen Regungen, und Lessing auf seiner Reise nach Italien seine Faustischen Manuscripte, und so wurden Mit- und Nachwelt um den Genuß des Zuschauens bei diesem großartigen Geistesturnier gebracht. Als dann Goethe, spät genug, 1797, wenige Jahre nachdem er mit Schiller den Freund-

schaftsbund für das Leben geschlossen hatte, die vergilbten Blätter seines Manuscriptes wieder hervorsuchte und ein längst entwöhntes Sehnen nach jenem stillen, ernsten Geisterreich ihn aufs Neue ergriff, da durfte er wohl auch im Hinblick auf den schon seit sechzehn Jahren dahingeschiedenen Lessing sagen:

„Ihr bringt mit Euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten, halbverklungnen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

„Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach, der erste Widerklang!
Mein Leid ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang."

Gewiß würde Lessing's Widerspruch für Goethe förderlicher gewesen sein als alle Anerkennung der großen Masse, und die großartigen Schönheiten seines Werkes zu verstehen und zu würdigen, war gewiß Keiner so fähig als er; aber das Schicksal, welches nicht wollte, daß sich beide großen Geister im Leben persönlich nahe treten sollten, welches Goethen eingab, Lessing in Leipzig nicht aufzusuchen, rückte ebenso neidisch das gemeinsame Ziel ihres dramatischen Wirkens, so lange beide lebten, aus ihren Augen.

Was er mit Goethe zum großen Schaden unserer Literatur nicht hatte thun können, das that Lessing, wie er schon in dem angeführten Briefe an seinen Bruder andeutete, mit den Theologen. Aber er machte sich mit ihnen nicht blos eine „Komödie", wie er sich etwas übermüthig ausdrückt, sondern der Kampf um das höchste Gut der Menschheit, um die Geistesfreiheit, füllte die letzten Jahre seines Lebens mit dem menschenwürdigsten Inhalt aus. An Schriften, welche den Goethe'schen „Faust" erläutern und bei dieser Gelegenheit auch die Lessing'schen Pläne erörtern, ist so wenig Mangel, daß wir uns hier einer solchen Arbeit füglich überheben können; nur so

viel drängt es uns hier zur Charakteristik des Unterschiedes der beiden Bearbeitungen und ihrer Urheber anzumerken, daß Goethe's Faust aus Ekel vor allem scholastischen Wissen, vor der trocknen Buchstabengelehrsamkeit, die seine Berufsthätigkeit ist, sich dem Teufel ergiebt, während Lessing's Faust durch seine allzu große Wißbegierde, durch den unendlichen Drang auch nach dem trockensten Wissensmaterial wie sein Verfasser selbst dem Versucher in die Arme geführt wird;[1]) und wie schön, wie wahr, wie ächt Lessingisch dieser Gedanke ist, muß Jedem einleuchten, der nur einmal bei der Lectüre seiner Werke sich von seinem Geiste angehaucht gefühlt hat. Doch wir wenden uns nun zu der äußeren Enstehungsgeschichte der Lessing'schen Faust-Entwürfe.

Die erste Erwähnung des Faust geschieht in einem Briefe von Moses Mendelssohn an Lessing, Berlin, den 19. November 1755: „Wo sind Sie, liebster Lessing, mit Ihrem bürgerlichen Trauerspiele? Ich möchte es nicht gern bei dem Namen nennen; denn ich zweifle, ob Sie ihm den Namen Faust lassen werden. Eine einzige Exclamation, o Faustus! Faustus! könnte das ganze Parterre lachen machen. Wieder ein Rathgeber, werden Sie sagen, der gar keinen Beruf dazu hat! Nun wohl! So lassen Sie es immer dabei. Ich will alsdenn das Vergnügen haben, selbst mit dem Leipziger Parterre zu lachen und Sie bei jedem Gelächter Sich entflammen zu sehen. Denn lachen muß man gewiß, wenn Ihre Theorie vom Lachen anders richtig ist." Daß hier noch nicht von dem von Lessing selbst so genannten „zweiten Faust", in welchem der Versucher ein menschlicher Verführer sein sollte, die Rede sein kann, beweist eben der Ausruf: „O Faustus, Faustus!" mit welchem Mendelssohn gewiß die erschütternden Scenen des Puppenspieles meinte, in welchen dem Faust durch Stimmen vom Himmel die Stunden vor seiner Abberufung durch die Worte angekündigt werden: Fauste! Fauste! praepara te ad mortem! („O Faust, Faust, bereite Dich zum Tode!") Fauste, Fauste, accusatus es! („O Faust, Faust, Du bist angeklagt!") Fauste, Fauste! judicatus es!

---

1) Vgl. „Der junge Gelehrte" (Werke, Th. IV. S. 6): „Potz Stern, was das für Zeug ist! Das verstehen Sie? Solche Krakelfüße, solche fürchterliche Zickzacke, die kann ein Mensch lesen? Wann das nicht wenigstens Faust's Höllenzwang ist — — Ach, man weiß es ja wohl, wie's den Leuten geht, die Alles lernen wollen. Endlich verführt sie der böse Geist, daß sie auch hexen lernen — —." Ebendaselbst, S. 23: „Um die [Ehre] thut ein junger Gelehrter Alles! Wann es auch nach seinem Tode heißen sollte: „Unter diejenigen Gelehrten, die zum Teufel gefahren sind, gehört auch der berühmte Damis!" was schadet das? Genug, er heißt gelehrt; er heißt berühmt — —."

(„Du bist gerichtet!“) **Fauste, Fauste! in aeternum damnatus es!** („O Faust! Du bist auf ewig verdammt!“) Es bleibt also vollständig zu Rechte bestehen, was Danzel (Lessing, I. S. 450 f.) von der Entstehung dieses Entwurfes sagt: „Es läßt sich ein Tag angeben, an welchem ihm dieser Gegenstand vielleicht zuerst bekannt geworden ist; „am 14. Juni 1753 ward auf der Schuchischen Schaubühne in Berlin Faust vom Teufel geholet“, heißt es in einer Nachricht von der Schuchischen Schauspielergesellschaft in den „Erweiterungen““. Die nächste Erwähnung finden wir jedoch erst wieder in einem Briefe Lessing's an Gleim vom 8. Juli 1758: „Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Vorsatz ist itzo, wenigstens noch dreimal so viele Schauspiele zu machen als Lope de Vega. Ehestens werde ich meinen Doctor Faust hier spielen lassen“, „und aus dem Stücke,“ setzt Danzel (I. S. 451) hinzu, „wie es jetzt doch wenigstens im Entwurf vollständig vorhanden gewesen sein muß, wird denn auch die im folgenden Jahre in den „Literaturbriefen“ veröffentlichte Scene entnommen sein.“ (Sie steht im 17. Literaturbrief, unsere Ausgabe, Th. IX. S. 83—85; der leichteren Uebersicht halber wird sie unten noch einmal abgedruckt. Gottsched's Polemik gegen diesen berühmten Brief ist ebendas., S. 81 f. in der Anmerkung zu lesen.) Lessing suchte mit dieser Scene in einer Weise, gegen die sich allerdings streiten läßt und auch, wie wir sogleich sehen werden, mit Glück gestritten worden ist, folgende Erzählung des Volksbuches von Faust mit gesuchtem Witze in englischer Weise zu überbieten (Simrock, Deutsche Volksbücher, IV. S. 83 f.). Nachdem dasselbe von einer „Gasterei“ erzählt hat, die Faust in seinem „Losament, so er nicht weit vom großen Collegio zu Erfurt bei St. Michael hatte“, angerichtet, fährt es fort: „Als sie nun Alle beisammen waren, bat er, sich die Zeit nicht lang werden zu lassen; er wolle bald den Tisch beschicken und decken lassen, klopfte demnach mit einem Messer auf den Tisch: da kam Einer zur Stube hereingetreten, als wenn er sein Diener wäre, und sprach: „Herr, was begehrt Ihr?“ Doctor Faustus fragte: „Wie behend bist Du?“ Er antwortete: „Wie ein Pfeil.“ „O nein,“ sprach Faustus, „Du dienst mir nicht, geh wieder hin, wo Du hergekommen bist!“ Ueber eine kleine Weile schlug er wieder mit dem Messer auf den Tisch: da kam ein anderer Diener herein und fragte, was sein Begehren wäre Zu dem sprach Faustus: „Wie schnell bist Du?“ Er antwortete: „Wie der Wind.“ „Es ist wohl etwas,“ sagte Faustus, „aber Du bist itzt auch nicht zu brauchen; geh hin, wo Du hergekommen bist!“ Es verging wieder ein Kleines, da klopfte Doctor Faustus zum dritten

Mal auf den Tisch: da kam wieder Einer eingetreten, der sah gar sauer ins Feld und sprach: „Was soll ich?“ Der Doctor fragte: „Sage mir, wie schnell Du bist, dann sollst Du hören, was Du sollst!“ Er sprach: „Ich bin so geschwind als die Gedanken des Menschen.“ „Nun recht,“ sprach Faustus, „Du wirst's thun“, stund auf und ging mit ihm vor die Stube, sandte aus und befahl ihm, was er für Essen und Trinken holen und ihm zubringen sollte, damit er seine lieben Gäste zum Besten tractiren könnte.“ Daß jedoch diese Begebenheit auch als Scene in mehreren Puppenspielen von Dr. Faust verwerthet worden ist, ersehen wir schon aus folgender witzigen und im Ganzen gerechten Kritik, die von Danzel wohl mit Recht der Frau Professor Gottsched zugeschrieben wird. Sie steht in den „Briefen über die Einführung des engländischen Geschmacks in Schauspielen betreffend, wo zugleich auf den XVII. der Briefe, die neueste Litteratur betreffend, geantwortet wird“ und lautet (Danzel, Lessing, I. S. 455): „Ihr Freund [Lessing] theilt uns einen Auftritt aus dem Faust mit, um unsere engländische Denkungsart ganz außer Streit zu setzen. Es kommt mir beinahe ebenso vor, als wenn man ehedem die Sibyllen von Sachen, die vor einigen Jahrhunderten geschehen, prophezeihen ließ. Ohnfehlbar begeht Herr Niemand [Lessing] hier auch einen heiligen Betrug. Doch wenn ich mich irren sollte, so ist es ewig Schade, daß man den guten Doctor Faust auch nicht schon vor 20 Jahren aus dieser herrlichen Ausgabe gehabt . . . Ich habe den Doctor Faust wohl auch spielen sehen, doch da war freilich Alles weit anders: Faust predigte weder, noch spottete er, und kein Teufel drohte. [1]) Ueber=

---

1) „In dem Stücke, wie es Sommer noch 1844 in Berlin aufführen sehen, erscheint Mephistopheles, der so schnell ist wie die Gedanken der Menschen, als der schnellste unter den Teufeln.“ (Danzel, Lessing, I. S. 456.) In der Simrock'schen Bearbeitung des Puppenspiels ist es die 1. Scene des 2. Aufzugs und lautet (Volksbücher, IV. S. 169 f.):

Faust. Nun will ich die Geister beschwören. (Er bewegt den Stab und murmelt unverständliche Worte. Eine Menge Geister erscheint in behaarter Affengestalt.) Da sind ihrer ja gleich genug. Aber welchen wähl' ich? Ich muß den Grad ihrer Geschwindigkeit erforschen. Du da, mit den weißen Hörnern, gieb Antwort! Wie heißest Du?

Erster Geist. Vitzliputzli.

Faust. Sag an, wie geschwind Du bist!

Vitzliputzli. Wie die Schneck im Sande.

Faust. Ha! um so schnell zu sein, brauche ich keine Geister. Zurück, wo Du hergekommen bist! Apage male spiritus! Der nächste! Wie heißest Du?

Zweiter Geist. Polumor.

Faust. Laß hören, wie geschwind Du bist!

Polumor. Wie das Laub, das von den Bäumen fällt.

haupt ging Alles sehr kurz zu, wie bei Staatsvisiten gewöhnlich. Faust machte seine Verschwörungen und forderte einen Geist zu seiner Bedienung. Es erschien einer; Faust fragte, wie schnell er wäre. „Wie der Wind“, antwortete ihm der. Er citirte einen andern und wiederholte seine Frage: „Wie schnell bist Du?“ „Wie der Blitz.“ Auch der ist ihm nicht schnell genug und muß abtreten wie der erste. Ein dritter erschien. „Wie schnell bist Du?“ hieß es wieder. „Wie der Menschen Gedanken.“ Und das schien meinem Doctor Faust schnell genug. Der neue Faust läßt sieben Teufel auf einmal kommen, um die Assemblee ansehnlicher und, weil es

---

Faust. So geschwind wär' ich zur Noth auch noch. Zurück, wo Du hergekommen bist! Apage male spiritus! Der folgende! Wie heißest Du?

Dritter Geist. Asmodeus.

Faust. Der kann der rechte sein. Wie geschwind bist Du?

Asmodeus. Wie der Bach, der sich vom Felsen stürzt.

Faust. So bist Du nicht geschwind genug. Zurück! Apage male spiritus! Vivat sequens! Wie heißest Du?

Vierter Geist. Astarot.

Faust. Si nomen et omen. Wie geschwind bist Du?

Astarot. Wie der Vogel in der Luft.

Faust. Das geht wohl an, muß aber noch besser kommen. Apage male spiritus! Die Reih' ist an Dir, Rothkopf. Wie heißest Du?

Fünfter Geist. Auerhahn.

Faust. Wie geschwind bist Du?

Auerhahn. Wie die Kugel aus dem Rohr.

Faust. Immer besser, thut's aber noch nicht. Apage male spiritus! Wie heißest Du denn, Blaufuß?

Sechster Geist. Haribax.

Faust. Wie geschwind bist Du?

Haribax. Wie der Wind.

Faust. Geschwind wie der Wind? Eine schöne Geschwindigkeit, doch mir zu langsam. Apage male spiritus! Nun sind noch zwei übrig. Wie heißest Du denn, Kaminfeger?

Siebenter Geist. Megära.

Faust. Wie geschwind bist Du?

Megära. Wie die Pest.

Faust. So ist die Pest geschwinder als der Wind? Aber der nächste muß ihm noch darüber sein. Apage pessime spiritus! Wie heißest Du denn, Ultimus?

Achter Geist. Mephistopheles.

Faust. Und wie geschwind bist Du?

Mephistopheles. Wie der Gedanke des Menschen.

Faust. Du bist mein Mann. Wie der Gedanke des Menschen? Was kann ich mehr verlangen, als daß meine Gedanken erfüllt werden, sobald ich sie denke? Weiter bringt es Gott selbst nicht. Eritis sicut deus. — Willst Du mir dienen?

Mephistopheles. Wenn es Pluto erlaubt.

Man vergleiche damit die Scene in dem Bonneschky'schen Texte, welcher 1850 in Leipzig unter dem Titel: „Das Puppenspiel vom Doctor Faust“ herausgegeben wurde, S. 10—12, und Oskar Schade's Text mit der erschöpfenden Anmerkung im Weimarischen Jahrbuch, V. S. 280. — A. d. H.

Teufel sind, tragischer zu machen, zugleich aber das witzige Nein! und das Bin ich, und Ein Wunder, daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind, anbringen zu können . . . Dort gehen die Teufel wieder, wenn sie nichts mehr auf der Bühne zu thun hatten. Hier müssen sie warten, damit sie der witzige Faust kann Schnecken des Orcus nennen. Jener weniger subtile Faust hält den Teufel für den schnellsten oder wenigstens für den brauchbarsten für ihn, der so schnell ist wie seine Gedanken, der Alles ins Werk setzen kann, sobald er es wünscht. Dieser aber macht sich darüber einen Skrupel, daß die Gedanken der Menschen nicht immer schnell sind. Mit was für Rechte, sehe ich nicht ein." Und am Schluß: „Was sagen Sie zu dieser Scene?" Antwort in einer Anmerkung: „daß Faust und die Teufel einander zum Trutz witzig sind und unter diesem ewigen Witz das wahrhafte Große ersticken; daß solche ganz epigrammatisch und ganz unnatürlich ist, und daß, wenn dieses englisch ist, man nicht Unrecht thäte, wenn man mit in die Litanei setzte: Vor dem englischen Geschmack. Daß ich aber auch weiß, daß die Engländer lange nicht so engländisch denken als der Verfasser dieser Scene mitten in Deutschland." — Der Faust schien für Lessing Lebensaufgabe, wie später für Goethe, werden zu sollen; denn auch in dem kriegerisch wild bewegten Leben in Breslau, in dem sich sein Dichter selbst dem Spielteufel ergab, dachte dieser zuweilen an den „gespenstischen Doctor", der sich bei der einsamen Studirlampe dem Wissensteufel ergab. Rector Klose berichtete an Lessing's Bruder (K. Lessing, Lessing's Leben, I. S. 243) über den Breslauer Aufenthalt: „Auch dachte er zuweilen an seinen Dr. Faust und war gesonnen, einige Scenen aus Noel's „Satan" zu nutzen. Ein hitziges Fieber unterbrach diese seine Lieblingsbeschäftigungen." Danzel hat ermittelt, daß mit dem von Klose angeführten Werke des schlesischen Jesuiten Franz Noel Tragödie „Lucifer" gemeint ist, die sich in desselben Opera poetica, Frankfurt 1717, findet; doch hatte er vergebens gehofft, daß die Vergleichung von Lessing's Plan mit der Tragödie des Noel einen Aufschluß über ersteren gewähren würde. „Dieses Stück", schreibt er (Lessing, I. S. 453), „ist eine Dramatisirung des Falls der Engel, wo Lucifer sich besonders wegen der bevorstehenden Menschwerdung Gottes empört und demzufolge seine Forderung auf unionem hypostaticam mit demselben stellt; und hier kommen denn namentlich unter den bösen Engeln allerlei Auftritte vor, die in einem Faust wohl eine Stelle haben finden können, aber eine nähere Beziehung habe ich nicht aufzufinden vermocht." Schon in Breslau wollte auch einer

von Lessing's Freunden 12 Bogen des Faust im Manuscripte durchgelesen haben. (K. Lessing, Theatralischer Nachlaß, II. S. XXXIX.) Gleichwohl erfahren wir nicht eher wieder etwas davon, als bis scenische Anschauung und die dramaturgische Beschäftigung mit dem Hamburger Theater (1767—70) ihm seine alten dramatischen Pläne wieder nahe rückte. Zum Behufe seiner archäologischen Studien hatte sich Lessing schon in Breslau „Collectaneen" (s. Th. XIX uns. Ausg.) angelegt, die er aber erst in Hamburg, während seines Streites mit Klotz, den er in den „Antiquarischen Briefen" ausfocht, fleißiger benutzte. Auch wir werden dieselben für Lessing's dramatische Entwürfe noch öfter auszubeuten haben. Dort führt er unter den „tragischen Süjets, die er zum Theil projectirt, zum Theil schon auszuarbeiten angefangen", den „Faust" namentlich mit auf, und den 21. September 1767 meldet er seinem Bruder in einer Nachschrift: „Ich bin Willens, meinen D. Faust noch diesen Winter hier spielen zu lassen. Wenigstens arbeite ich aus allen Kräften daran. Da ich aber zu dieser Arbeit die Clavicula Salomonis brauche, die ich mich erinnere Herrn Fl. [? Flörke] gegeben zu haben, um sie gelegentlich zu verkaufen, so mache ihm mein Compliment, mit dem Ersuchen, sie bei dem ersten Packete, das er an einen hiesigen Buchhändler sendet, mitzuschicken." Wie Danzel Noel's „Lucifer", so haben wir die Clavicula Salomonis durchgearbeitet, aber für Einen, der nicht selbst Dichter ist, ist es unmöglich zu bestimmen, welchen Gebrauch ein Dichter von diesem höchst prosaischen Zauberbuche gemacht haben würde, aus welchem auch Goethe seinen „Spruch der Viere" nicht genommen hat. Aus der Hamburger Zeit zuerst aber erfahren wir zu unserer Verwunderung noch von einem zweiten Plane des Faust, von welchem es in eben jenen Collectaneen s. v. D. Faust heißt:

„Von meiner Tragödie über diesen Stoff.

„Diogenes Laertius (L. VI. §. 102) erzählt von dem Cyniker Menedemus: *Ούτος εἰς τοσουτον τερατειας ἠλασεν, ὥςτε ἐριννυος ἀναλαβων σχημα περιῃει, λεγων ἐπισκοπος ἀφικεσθαι ἐξ ἁδου των ἁμαρτανομενων, ὁπως παλιν κατιων ταυτα ἀπαγγελλοι τοις ἐκει δαιμοσιν*: „daß er in seiner Schwärmerei (*τερατεια*, die Schwachheit des Geistes ohne Zweifel, da man lauter *τερατα*, portenta [Wunderzeichen] zu sehen glaubt) so weit gegangen sei, daß er sich als eine Furie gekleidet und so herumgezogen, mit dem Vorgeben, er komme aus der Hölle, um auf die Sünder Acht zu geben und den Geistern daselbst Nachricht zu bringen." — Dieses kann vielleicht dienen, den Charakter

des Verführers in meinem zweiten Faust wahrscheinlich zu machen. Desgleichen, was Tamerlan zur Entschuldigung seiner Grausamkeiten von sich selbst soll gesagt haben: Cur tu me hominem putas, et non Dei iram potius ad hominum perniciem in terris agentem? [„Warum hältst Du mich für einen Menschen, und nicht vielmehr für Gottes Zorn, der zum Verderben der Menschen auf Erden waltet?“] (Sabellicus, L. VIII. c. 3.)

„Eine Scene aus der Universal History, Vol. XVII. p. 38:[1]) „In the first year of his reign (Leo, 716) Masalmias, prince of the Saracens, took by surprise the city of Pergamus; which is look'd upon by the historians as a punishment justly inflicted by Heaven upon the wicked and barbarous inhabitants, who, hearing the Saracens were preparing to invade Asia, had ripped up the belly of a woman big with child, and boiling the infant in a kettle, had dipped their right hands into the water, being persuaded by a Magician, that they would become by that means invincible, and defend their city against all the attempts of the enemy.“ (Niceph. c. 9.)“ [„Im ersten Jahre seiner Regierung (Leo, 716) nahm Masalmias, Fürst der Sarazenen, durch einen Handstreich die Stadt Pergamus ein, welches von den Geschichtschreibern als eine vom Himmel über die ruchlosen und barbarischen Einwohner gerecht verhängte Strafe angesehen wurde, welche, als sie hörten, daß die Sarazenen sich rüsteten, in Asien einzufallen, den Leib einer schwangern Frau aufgeschnitten und, indem sie das Kind in einem Kessel sotten, ihre rechten Hände in das Wasser getaucht hatten, da sie von einem Magier überredet wurden, daß sie durch dieses Mittel unbesiegbar werden und ihre Stadt gegen alle Angriffe des Feindes schützen würden.“]

Faust wurde jedoch damals so wenig wie später vollendet, obgleich Ebert mehrere Male deshalb drängte. Den 4. October 1768 schreibt er an Lessing: „Um mich selbst aber doch nicht ganz zu vergessen, habe ich ihm [Eschenburg] aufgetragen, Sie um die mir versprochenen Tragödien zu mahnen; (Dr. Faust, um welchen ich schon lange von vielen Andern, denen ich ihn in Ihrem Namen versprochen habe, gemahnt werde, muß nothwendig mit darunter sein, wenn ich nicht Ihrentwegen zum Schelme werden soll). Doch auch hierinne denke ich nicht eigentlich an mich allein, sondern an das Publicum; und ich wollte, daß dieses Sie nicht eher aus Deutschland herausließe [Lessing wollte nach Italien gehen]

1) Ueber dieses Buch vgl. unten S. 655, Anm. — A. d. H.

und Sie so lange als einen bösen Schuldner in einen Schuldthurm steckte, wo Sie Wein und Mädchen die Fülle, nur nicht Karten hätten, bis Sie Alles geliefert hätten, was man von Ihnen erwartet." Den 26. Januar 1769 mahnt er mit ähnlichen Worten. Lessing ließ seinen Faust aber liegen, da die Schauspieler noch vor dem Eintritt des Winters von Hamburg nach Hannover gingen, und als er behufs seiner Uebersiedelung nach Wolfenbüttel zum Besuche in Braunschweig gewesen war (zu Anfang 1770), schrieb ihm Ebert den 7. Januar 1770: „Ich weiß nicht, wie Sie es anfangen, liebster Lessing, aber Sie machen einen ganz andern Menschen aus mir. Da liegt noch eine Menge Briefe, die schon ein halbes Jahr alt sind, und die ich noch bis diese Stunde nicht beantwortet habe. Sie müssen zaubern und mich citiren können, wie Ihr Dr. Faust die Geister citirte. . . . . . Ich brachte der Fr. v. W. und der schönen Fr. v. Schl. ein Compliment von Ihnen. Sie wollten es aber nicht glauben, daß Sie Sich ihrer erinnert hätten. . . . . Sie befahlen mir, Ihnen wieder tausend (nicht weniger als tausend) Complimente zu machen, Sie zu bitten, daß Sie ja bald wiederkommen, ja nicht den Dr. Faust, die Arabella rc. vergessen möchten. Der Fr. Schl. träumt von lauter Geistern." Danzel vermuthet mit Recht, daß es der „zweite", der „bürgerliche" Faust gewesen sei, von welchem Ebert Kunde gehabt hat, und führt zum Beweis aus dem so eben angezogenen Briefe, wo Jener Lessing, wie öfter, mit seiner Spielsucht neckt, die Wendung an: „Sie müßten es denn auch durch Zaubereien dahin bringen, daß ich mich den Teufel reiten ließe und einmal spielte. Doch mich dünkt, das traurige Exempel meines Verführers selbst ist allein schon hinreichend, mir eine ewige Warnung zu sein."

Wir kommen nun zu der unglücklichen Katastrophe, nicht des Stückes selbst, sondern in der Geschichte des Stücks. In Wolfenbüttel war der Faust wie so manches Andere liegen geblieben, und nur die „Emilia Galotti" wurde vollendet. Lessing führte die unvollendeten Entwürfe auf seinen weiteren Reisen mit sich, jedenfalls in der Hoffnung, müssen wir uns denken, daß der Anblick fremder, besserer Theater ihm die dramatische Schwungkraft wiedergeben würde, die zur Vollendung derselben durchaus nöthig war. Goethe nahm bekanntlich seinen „Faust" nach Italien mit und war glücklicher als Lessing, der ihn, eben weil er ihn zurückließ, verlor; denn wenn Goethe auch nur die „Hexenküche" und die Scene „in Wald und Höhle" dort dazudichtete, so konnte

er ihn doch, obschon unvollendet, an seinen Verleger Göschen zum Druck absenden, und so erhielten wir das herrliche Fragment von 1790; Lessing ließ seinen Faust vorsorglich zurück, und — er ward nicht mehr gesehn. „Und bald hätte ich gar vergessen," schreibt sein Bruder Karl in der Vorrede zum 2. Theile des „Theatralischen Nachlasses" S. XXXIX—XLII, „seines D. Faust's zu erwähnen, ein Stück, worauf das Publicum so sehr gewartet, nachdem es eine Probe davon in den Literaturbriefen erhalten, und die hier wieder erscheint, um Alles beisammen zu haben. — Ich weiß zuverlässig, daß er zwei verschiedene Plane entworfen, und einer seiner Freunde hat mich versichert, hier in Breslau zwölf Bogen dieses Trauerspiels im Manuscripte selbst durchgelesen zu haben; und doch findet sich nichts weiter, als was ich hier davon liefere. Es ist dazu noch so wenig, daß man daraus nicht einmal meines Bruders ganzen Plan erräth. Unser Freund, Herr Professor Engel zu Berlin, mit dem mein Bruder zu verschiedenen Malen sich sehr ausführlich darüber unterhalten, hat daher die Güte gehabt, auf mein vielmaliges Bitten mir Alles das, was er davon weiß, zu schreiben, und zugleich die Erlaubniß ertheilt, diesen seinen Brief hier völlig mit einzurücken. Er giebt schon einen bessern Aufschluß von der Idee meines Bruders; und wer könnte ihn wohl besser ausführen als Herr Engel selbst? Wenn er doch wollte! So wäre kein Schaden, wo nicht auch ein Vortheil wäre. — Herr Hauptmann von Blankenburg hat in der Literatur- und Völkerkunde, Julius 1784, einen ähnlichen Inhalt angegeben, welches die Sache vollends bestätiget. Und mir ist es nicht anders, als daß mein Bruder mir selbst gesagt, mit dem Verluste dieser Kiste, der ich in der Vorrede zum zweiten Theil seiner vermischten Schriften erwähnt,[1]) sei auch Alles, was er über den Faust gearbeitet, verloren gegangen. Hiebei kann ich nicht unterlassen, einen kleinen Umstand zu berichtigen, den Herr Hauptmann Blankenburg etwas anders erzählt. Diese Kiste ging nicht bei dem Herrn Kaufmann Lessing in Leipzig, sondern bei dem Herrn Buchhändler Gebler aus Braunschweig, der sich auf der Leipziger Messe damals befand, verloren. Er sollte sie nach der Adresse mit nach Braunschweig nehmen und bis zur Zurückkunft meines Bruders aus Italien bewahren."

---

1) Vorbericht, S. XXVIII: „Unter meines Bruders Papieren habe ich nur drei noch nicht gedruckte Fabeln gefunden. Daß mehrere ungedruckte da gewesen,

D. Faust.

I.[1])

Vorspiel.

In einem alten Dome. Der Küster und sein Sohn, welche eben zu Mitternacht geläutet oder läuten wollen. Die Versammlung der Teufel, unsichtbar auf den Altären sitzend und sich über ihre Angelegenheiten berathschlagend. Verschiedene ausgeschickte Teufel erscheinen vor dem Beelzebub, Rechenschaft von ihren Verrichtungen zu geben. Einer, der eine Stadt in Flammen gesetzt, ein anderer, der in einem Sturme eine ganze Flotte begraben. Werden von einem dritten verlacht, daß sie sich mit solchen Armseligkeiten abgeben. Er rühmt sich, einen Heiligen verführt zu haben, den er beredt, sich zu betrinken, und der im Trunke einen Ehebruch und einen Mord begangen.[2]) Dieses

---

hat mir mein Bruder nicht nur selbst gesagt, sondern ich habe auch einen ziemlich starken Heft davon in den Händen gehabt. Auf seiner Reise nach Italien kam er aber drum, indem er sie mit andern Sachen in eine Kiste packte, die er nicht weiter als bis nach Wien mitnahm und von da zurückschickte. Sie ging in Leipzig in der Ostermesse 1775 verloren. Ungeachtet andre Sachen von Werthe mit darinnen waren, so schmerzte ihn doch nichts so sehr als der Verlust dieser Fabeln und einiger andern dabei liegenden Manuscripte. Ich wette, der Finder gäbe sie gerne zurück, wenn er sie nicht schon vernichtet hat oder in Verlegenheit zu kommen befürchten müßte." — A. d. H.

1) Zuerst gedruckt im „Theatral. Nachlaß", II. S. 198—202. Das Original besitzt die Königl. Bibliothek zu Berlin aus G. v. Meusebach's Nachlaß. — A. d. H.

2) Dies ist eine bekannte Erzählung aus dem Mittelalter. K. Lessing berichtet uns in „Lessing's Leben", Th. I. S. 244 (nach Klose, über den Breslauer Aufenthalt): „Ihm waren Erzählungen von dem Gehalt, wie in der Sammlung Gesta Romanorum [vgl. Nr. 49], ingleichen Schimpf und Ernst [von Pauli], mehrere stehen, sehr willkommen; er äußerte dabei öfters den Wunsch, daß sich ein Gelehrter finden möchte, der ihre Entstehung und weitere Fortpflanzung kritisch untersuchte." Bei Pauli lautet die Geschichte (Ausgabe von 1597, Bl. 181a—182b): „Zu Grünigen saß ein sehr reicher Mann, der hat ein einigen erwachsnen wolgelehrten Sohn und ein Tochter. Demselben Sohn kam in seine Gedanken ein Einsidel zu werden und dardurch in Himmel zu kommen, dasselb kunnt ihm weder Vater, Schwester noch Freund erleiden. Gehet von seim Vater, Schwester, Haus und Hof und allem Reichthumb, auf anderehalb Meil von der Stadt in ein Eichen-Wald und macht ihm selb allda ein Hütten, darin er (verscheiden von der Welt) Muth hat Gott zu dienen. Sein Speis und Trank bettlet er in den nächsten umbliegenden Flecken und Dörfern, und führet also ein strenges Leben mit Beten, Fasten und Arbeiten an den gemeinen Wegen, da verwarf er die Karrenleisen, trug in die tiefen Löcher Holz und Stein und

giebt Gelegenheit, von Fausten zu sprechen, der so leicht nicht zu verführen sein möchte. Dieser dritte Teufel nimmt es auf sich, und zwar ihn in vierundzwanzig Stunden der Hölle zu überliefern.

---

füllet's aus, besſert also die gemeine Straßen weit und breit; das trieb er wohl zehen Jahr lang. Auf ein Zeit kam ihm für im Traum zu Nacht, da er an seinem Bett lag und schlief, ein Stimm sprechende: „Der Herr hat mich zu dir geschickt, daß ich dir soll verkünden diese Wort. Unter diesen dreien Lastern mußt du eins vollbringen, welches du dir erwählen wirst, nemblich, ein mal dich voll trinken, oder einmal in Unkeuschheit leben, oder ein Todtschlag thun, deren eins will der Herr von dir haben.“ Und in dem verschwand die Stimm wider. Der Einsidel erwachet ob der Stimm und erschrack sehr übel, gedacht ihm nach und sprach zu ihm selber: Soll und muß ich eins aus diesen dreien Lastern erwählen, das wirt mir schwer sein, denn ich mein Lebtag nie keins im Sinn habe gehabt, geschweigen erst thun. Und doch treib ihn sein Gewissen Tag und Nacht, fru und spat, daß er des Herrn Befelch vollbrächte, wie er meinet. Nach langem Eifer und Nachtrachten, doch ungern, erwählt er ihm die Trunkenheit, vermeinet, dieselbige wär die geringste. Auf ein Zeit schreib er seiner Schwester gen Grüningen einen Brief, die in großen Ehren und Reichthumb saß, sie sollte doch ein mal zu ihm kommen und mit ihr bringen ein Fläschen voller Wein und sich mit ihm noch einmal ersprachen, als denn wölle er sich aller Freundschaft der ganzen Welt entziehen und sich dem Herrn gar ergeben. Welchs so es die Schwester im Schreiben vermerkt, begehret sie das mit ganzem Fleiß zu vollbringen, denn sie und alle Menschen hielten ihn für ein heiligen Mann. Und gehet zu ihm hinaus an einem Feiertag, wol geladen mit Wein und Brod und anderem Gewürz sich mit ihrem Bruder allein zu ergetzen. Als sie zu ihm kam, wurden sie beide von Herzen froh, und er empfieng die Schwester in aller Zucht und Ehren. Sitzen also zusammen und ersprachen sich mit einander. Er fragt sie, wie es dem Vater gehe, auch was Mannes und wie viel sie Kinder habe. Die Schwester berichtet ihn aller Dingen, und in dem Schwätzen schmeichlet sie ihm immerdar die Fläschen, auf daß sie ihn möcht fröhlich machen. Bei langem wirt der Bruder voll, denn er hatte des Trinkens nicht gewohnet, faßte sich auch näher zu der Schwester und greif sie etwan an. Die Schwester achtet es nicht, denn sie gewann ein Freud darab, daß ihr Bruder so fröhlich war, trauet ihm auf nichts böses. Doch bei langem wirdt der Bruder gar entzündet und schändet die Schwester mit Gewalt. Nach der That gedachte er, Es wirdt von mir auskommen, so ich sie laß wider heim gehen, gehet hin und ermördt sie gar. Also vollbringt er diese Laster alle drei, vermeinet, er hätte das ringest erwählet. O Trunkenheit, was stiftest du? Du bist nit das ringfügigst Laster unter allen andern Lastern.“ Die Legende läßt diesen unfreiwilligen Sünder Buße thun und zum Papste erwählt werden. Vgl. Pamphilus Gengenbach, herausgeg. von Goedeke, S. 521:

„Dann, Wein, du hast viel Wunders than:
Ein heiliger Papst, der hieß Urban,
Dem thätst du auch ein Schafernack:
Er hatt' dich trunken auf ein Tag,
Daß er drei Sünd' darin erkos;
Aber Gotts Barmherzigkeit was so groß,
Daß er ihm gab die Hulde sein.“

Vgl. noch Menzel, „Deutsche Dichtung“, II. S. 157; Wickram, „Rollwagenbüchlein“, herausgeg. von Kurz, S. 129,213.

In Betreff dieser ganzen Lessing'schen Scene sagt Düntzer (Lessing als Dramatiker, S. 196): „Dem Dichter schwebte hierbei die Legende vom Bischof Fundanus vor in den Pia hilaria des Jesuiten Angelinus Gazäus, wo ein Jude

„Itzt“, sagt der eine Teufel, „sitzt er noch bei der nächtlichen Lampe und forscht in den Tiefen der Wahrheit. Zu viel Wißbegierde ist ein Fehler, und aus einem Fehler können alle Laster entspringen, wenn man ihm zu sehr nachhängt.“

Nach diesem Satze entwirft der Teufel, der ihn verführen will, seinen Plan.

---

in der Mitternacht die Teufel in ähnlicher Weise in den Ruinen eines Marstempels auf dem Wege nach Rom sitzen sieht, welche dem Lucifer ihre Thaten berichten, und einer von ihnen erzählt, wie er den Bischof Fundanus verführt habe.“ Aber es wäre auch das volksthümliche Gedicht von „Bruder Rausch“ zu vergleichen, einem Teufel, der sich in ein Kloster als Mönch eingeschlichen und den Abt sammt allen Mönchen verführt hatte. Ein Bauer belauscht nun die Zusammenkunft der Teufel (Simrock, „Deutsche Volksbücher“, VI. S. 403 f.):

„Ein großes Wunder da geschah:
Der Bauer aus dem Baume sah,
Daß auf den Baum geflogen war
Der Teufelfürst mit seiner Schaar.
Ihrer aller Meister rief mit Kraft:
„Was hast Du, Beelzebock, geschafft?“
Da sprach er: „Herr, vernehmt nur eben:
Ein Bruder nahm dem andern das Leben.
Das geschah heut Morgen in der Fruh;
Gar fleißig half ich auch dazu.“
Er sprach: „Du hast gar wohl gethan,
Sollst großen Lohn dafür empfahn.“
Da rief er Einem, hieß Ipocras,
Der auch im Kreis der Teufel saß.
Der sprach: „Ich hab' ein Ding erdacht,
Fürsten und Herrn zusammen gebracht
Und hab' ihnen geblasen in die Ohren,
Bis sie sind worden gar zu Thoren.
Gezogen sind sie jetzt zum Streit
Auf eine schöne Heide breit:
Da wird heut Mancher todt geschlagen,
Und seine Seele muß verzagen.“
Lucifer sprach: „Du thatest recht,
Du bist mir ein getreuer Knecht.“
Da kam Einer, den hieß man Nürfel,
Der sprach da: „Ich fahr' in die Würfel,
Aus dem Quater mach' ich ein Daus,
Da kommt viel Mord und Todschlag aus.
Und haben sie das Geld verspielt,
Einer dann oft dem Andern stiehlt.
Auch hab' ich Zank erregt und Streit
Zwischen dem Mann und seinem Weib.
Das Weib ermordete den Mann;
Dazu ich allezeit helfen kann.“
Da kam auch Einer, hieß Taubennöst,
Der sprach: „Ich schuf das allerböst““ 2c.

Als dann Rausch angeflogen kommt und seine Schandthaten im Kloster erzählt, meldet es der Bauer dem Abt und rettet so das Kloster vom Verderben. — A. v H.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Dauer des Stücks von Mitternacht zu Mitternacht.)

Faust unter seinen Büchern bei der Lampe. Schlägt sich mit verschiedenen Zweifeln aus der scholastischen Weltweisheit. Erinnert sich, daß ein Gelehrter den Teufel über des Aristoteles Entelechie citirt haben soll.[1]) Auch er hat es schon vielfältigemal versucht, aber vergebens. Er versucht es nochmals, eben ist die rechte Stunde, und lieset eine Beschwörung.

Zweiter Auftritt.

(Ein Geist steigt aus dem Boden, mit langem Barte, in einen Mantel gehüllet.)

Geist. Wer beunruhiget mich? Wo bin ich? Ist das nicht Licht, was ich empfinde?

Faust (erschrickt, fasset sich aber und redet den Geist an). Wer bist Du? woher kömmst Du? auf wessen Befehl erscheinst Du?

Geist. Ich lag und schlummerte und träumte, mir wär' nicht wohl, nicht übel; da rauschte, so träumte ich, von Weitem eine Stimme daher; sie kam näher und näher; Behall! Behall! hörte ich, und mit dem dritten Behall stehe ich hier!

Faust. Aber wer bist Du?

Geist. Wer ich bin? Laß mich besinnen! Ich bin — ich bin nur erst kürzlich, was ich bin. Dieses Körpers, dieser Glieder war ich mir dunkel bewußt; itzt ꝛc.

---

1) Leibniz' „Theodicee", übs. v. Gottsched, S. 242: „Eben dieser Philosoph [Aristoteles] hat der Seele den allgemeinen Namen der Entelechia oder des Actus, das ist einer Thätigkeit oder Wirksamkeit gegeben. Dies Wort Entelechia hat allem Ansehn nach seinen Ursprung von dem griechischen Worte, welches vollkommen bedeutet, und deswegen gab es der berühmte Hermolaus Barbarus lateinisch, von Wort zu Wort: Perfectihabia; denn durch die That wird die Macht vollkommen. Er hatte es aber gar nicht nöthig, den Teufel um Rath zu fragen, wie er gethan haben soll, wenn er nichts mehr als dieses von ihm hat lernen wollen." Bayle, „Kritisches Wörterbuch", übs. v. Gottsched, I, S. 450: „Peter Crinitus redet so, als ob sich Hermolaus selbst dieser zauberischen Rathfragung gerühmt hätte und gesagt, daß die ertheilte Antwort so versteckt gewesen, daß man nichts davon habe begreifen können. Et revera perexilis vocula daemonum et exigua est, quod olim noster quoque Venetus Hermolaus dicebat, vocem se daemonis praetenuem et paene subsibilantem audisse, qua ille de Aristotelis forte entelechia interrogatus, sibi ipsi et Georgio Placentino responsitavit. *De honesta Discipl.*, Libr. VI. cap. XI. Ich glaube, daß ich durch die Anführung des Peter Crinitus zur Quelle gegangen bin; die Meisten, als der P. Rapin, Reflexions sur la Philos., 350 S., und Teissier, Eloges etc., Tom. I, p. 355, führen blos die „Dämonomanie" Bodin's an, wo ich diese That des Hermolaus bis itzo noch nicht habe finden können. — Einige führen den Monlorius an, der in seinem Tractate De Entelechia davon redet." — A. d. H.

Faust. Aber wer warst Du?

Geist. Warst Du?

Faust. Ja, wer warst Du sonst, ehedem?

Geist. Sonst? ehedem?

Faust. Erinnerst Du Dich keiner Vorstellungen, die diesem gegenwärtigen und jenem Deinen hinbrütenden Stande vorhergegangen? —

Geist. Was sagst Du mir? Ja, nun schießt es mir ein — Ich habe schon einmal ähnliche Vorstellungen gehabt. Warte, warte, ob ich den Faden zurückfinden kann.

Faust. Ich will Dir zu helfen suchen. Wie hießest Du?

Geist. Ich hieß — Aristoteles. Ja, so hieß ich. Wie ist mir?

Er thut, als ob er sich nun völlig erinnerte, und antwortet dem Faust auf seine spitzigsten Fragen. Dieser Geist ist der Teufel selbst, der den Faust zu verführen unternommen. „Doch," sagt er endlich, „ich bin es müde, meinen Verstand in die vorigen Schranken zurückzuzwingen. Von Allem, was Du mich fragst, mag ich nicht länger reden als ein Mensch und kann nicht mit Dir reden als ein Geist. Entlaß mich! ich fühl' es, daß ich wieder entschlummere &c.

Dritter Auftritt.

Er verschwindet, und Faust voller Erstaunen und Freude, daß die Beschwörung ihre Kraft gehabt, schreitet zu einer andern, einen Dämon heraufzubringen.

Vierter Auftritt.

Ein Teufel erscheinet.

„Wer ist der Mächtige, dessen Ruf ich gehorchen muß? Du? Ein Sterblicher? Wer lehrte Dich diese gewaltigen Worte?"

II.

Dritte Scene des zweiten Aufzugs.[1])

Faust und sieben Geister.

Faust. Ihr? Ihr seid die schnellesten Geister der Hölle?

Die Geister alle. Wir!

Faust. Seid Ihr alle sieben gleich schnell?

---

1) Aus dem siebzehnten Literaturbriefe vom 16. Febr. 1759; in unserer Lessing-Ausgabe Th. IX. S. 83—85. — A. d. H.

Die Geister alle. Nein!

Faust. Und welcher von Euch ist der schnelleste?

Die Geister alle. Der bin ich!

Faust. Ein Wunder, daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind. — Ich muß Euch näher kennen lernen.

Der erste Geist. Das wirst Du! Einst!

Faust. Einst! Wie meinst Du das? Predigen die Teufel auch Buße?

Der erste Geist. Ja wohl, den Verstockten. — Aber halte uns nicht auf!

Faust. Wie heißest Du? Und wie schnell bist Du?

Der erste Geist. Du könntest eher eine Probe als eine Antwort haben.

Faust. Nun wohl. Sieh her: was mache ich?

Der erste Geist. Du fährst mit Deinem Finger schnell durch die Flamme des Lichts —

Faust. Und verbrenne mich nicht. So geh auch Du und fahre siebenmal ebenso schnell durch die Flammen der Hölle und verbrenne Dich nicht! — Du verstummst? Du bleibst? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde ist so klein, daß Ihr sie Euch nehmen ließet. — Zweiter, wie heißest Du?

Der zweite Geist. Chil, das ist in Eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Pest.

Faust. Und wie schnell bist Du?

Der zweite Geist. Denkest Du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Pest.

Faust. Nun so geh und diene einem Arzte! Für mich bist Du viel zu langsam. — Du dritter, wie heißest Du?

Der dritte Geist. Ich heiße Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde.

Faust. Und Du vierter?

Der vierte Geist. Mein Name ist Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Faust. O Ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, Ihr Elenden —

Der fünfte Geist. Würdige sie Deines Unwillens nicht! Sie sind nur Satan's Boten in der Körperwelt. Wir sind es in der Welt der Geister; uns wirst Du schneller finden.

Faust. Und wie schnell bist Du?

Der fünfte Geist. So schnell als die Gedanken des Menschen.

Faust. Das ist etwas! — Aber nicht immer sind die Ge-

danken des Menschen schnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. Wie träge sind sie alsdenn! — Du kannst schnell sein, wenn Du schnell sein willst; aber wer steht mir dafür, daß Du es allezeit willst? Nein, Dir werde ich so wenig trauen, als ich mir selbst hätte trauen sollen. Ach! — (Zum sechsten Geiste.) Sage Du, wie schnell bist Du? —

Der sechste Geist. So schnell als die Rache des Rächers.

Faust. Des Rächers? Welches Rächers?

Der sechste Geist. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der sich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

Faust. Teufel, Du lästerst; denn ich sehe, Du zitterst. — Schnell, sagst Du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genennt! — Nein, er werde nicht unter uns genennt! — Schnell wäre seine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich sündige noch? —

Der sechste Geist. Daß er Dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!

Faust. Und daß ein Teufel mich dieses lehren muß! — Aber doch erst heute! Nein, seine Rache ist nicht schnell, und wenn Du nicht schneller bist als seine Rache, so geh nur! — (Zum siebenten Geiste.) — Wie schnell bist Du?

Der siebente Geist. Unzuvergnügender Sterbliche, wo auch ich Dir nicht schnell genug bin — —

Faust. So sage; wie schnell?

Der siebente Geist. Nicht mehr und nicht weniger als der Uebergang vom Guten zum Bösen. —

Faust. Ha! Du bist mein Teufel! So schnell als der Uebergang vom Guten zum Bösen! — Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als der! — Weg von hier, Ihr Schnecken des Orcus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Bösen! Ich habe es erfahren, wie schnell er ist! Ich habe es erfahren! u. s. w.

III.

Schreiben über Lessing's verloren gegangenen Faust, vom Hauptmann von Blankenburg.[1])

„Sie wünschen, mein theuerster Freund, eine Nachricht von dem verloren gegangenen Faust des verstorbenen Lessing's zu er-

1) Aus „Literatur und Völkerkunde. Ein periodisches Werk", von Archenholz. Fünfter Band, Julius 1784, S. 82. — A. d. H.

halten; was ich davon weiß, theile ich Ihnen um desto lieber mit, da mit meinem Willen nicht eine Zeile, nicht eine Idee dieses großen und immer noch nicht genug gekannten, ja oft sogar muthwillig verkannten Mannes verloren gehen sollte. Verloren, gänzlich verloren könnte zwar vielleicht sein Faust nicht sein; —— und zu fürchten ist denn auch nicht, daß, wenn ein Anderer mit dieser Feder sich sollte schmücken wollen, der Betrug nicht entdeckt werden würde; denn was man von den Versen des Homer's und den Ideen des Shakespeare's sagt, gilt mit ebenso vielem Rechte von den Arbeiten Lessing's, und der verloren gegangene Faust gehört zu diesen; aber wer weiß, wenn und wie und ob das Publicum jemals etwas von diesem Werke zu Gesichte bekömmt? Und so theilen Sie ihm denn einstweilen mit, was ich weiß.

„Daß Lessing vor vielen Jahren schon an einem Faust gearbeitet hatte, wissen wir aus den Literaturbriefen. Aber so viel mir bekannt ist, unternahm er die Umarbeitung — vielleicht auch nur die Vollendung — seiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutschlands Fauste angekündigt waren, und sein Werk war meines Wissens fertig. Man hat mir mit Gewißheit erzählt, daß er, um es herauszugeben, nur auf die Erscheinung der übrigen Fauste gewartet habe. — Er hatte es bei sich, da er von Wolfenbüttel eine Reise nach Dresden machte; hier übergab er es in einem Kästchen, in welchem noch mehrere Papiere und andere Sachen waren, einem Fuhrmann, der dieses Kästchen einem seiner Verwandten in Leipzig, dem Kaufmann Hrn. Lessing, einliefern, und dieser sollte es dann weiter nach Wolfenbüttel besorgen. Aber das Kästchen kam nicht; der würdige Mann, an welchen es geschickt werden sollte, erkundigte sich sorgfältig, schrieb selbst deswegen an Lessing u. s. w. Aber das Kästchen blieb aus — und der Himmel weiß, in welche Hände es gerathen, oder wo es noch versteckt ist! — Es sei, wo es wolle, hier ist mindestens das Skelett von seinem Faust!

„Die Scene eröffnet sich mit einer Conferenz der höllischen Geister, in welcher die Subalternen dem obersten der Teufel Rechenschaft von ihren auf der Erde unternommnen und ausgeführten Arbeiten ablegen. Denken Sie, was ein Mann wie Lessing von diesem Stoffe zu machen weiß! — Der letztere, welcher von den Unterteufeln erscheint, berichtet, daß er wenigstens einen Mann auf der Erde gefunden habe, welchem nun gar nicht beizukommen sei; er habe keine Leidenschaft, keine Schwachheit; in der nähern Untersuchung dieser Nachricht wird Faust's Charakter immer mehr entwickelt; und auf die Nachfragen nach allen seinen Trieben

und Neigungen antwortet endlich der Geist: „Er hat nur einen Trieb, nur eine Neigung: einen unauslöschlichen Durst nach Wissenschaften und Kenntniß.“ — „Ha!“ ruft der oberste der Teufel aus, „dann ist er mein, und auf immer mein, und sicherer mein als bei jeder andern Leidenschaft!“ — Sie werden ohne mein Zuthun fühlen, was Alles in dieser Idee liegt; vielleicht wäre sie ein Wenig zu bösartig, wenn die Auflösung des Stückes nicht die Menschheit beruhigte. Aber urtheilen Sie selbst, wie viel dramatisches Interesse dadurch in das Stück gebracht, wie sehr der Leser bis zur Angst beunruhigt werden müssen. — Nun erhält Mephistophiles Auftrag und Anweisung, was und wie er es anzufangen habe, um den armen Faust zu fangen; in den folgenden Acten beginnt — und vollendet er, dem Scheine nach, sein Werk; hier kann ich Ihnen keinen bestimmten Punkt angeben; aber die Größe, der Reichthum des Feldes, besonders für einen Mann wie Lessing, ist unübersehlich. — — Genug, die höllischen Heerschaaren glauben ihre Arbeit vollbracht zu haben; sie stimmen im fünften Acte Triumphlieder an — wie eine Erscheinung aus der Oberwelt sie auf die unerwartetste und doch natürlichste und doch für Jeden beruhigendste Art unterbricht: „Triumphirt nicht,“ ruft ihnen der Engel zu, „Ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft gesiegt; die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was Ihr sahet und jetzt zu besitzen glaubt, war nichts als ein Phantom.“ —

„So wenig, mein theuerster Freund, dies auch, was ich Ihnen mittheilen kann, immer ist, so sehr verdient es meines Bedünkens denn doch aufbewahrt zu werden. Machen Sie nach Belieben Gebrauch davon! — ꝛc. Leipzig, am 14. Mai 1784.“

IV.

J. J. Engel an Karl Lessing.[1]

„Es ist ganz wahr, liebster Freund, daß Ihr seliger vortrefflicher Bruder mir verschiedene seiner Ideen zu theatralischen Stücken mitgetheilt hat. Aber das ist nun schon so lange her; die Pläne selbst waren so wenig ausgeführt oder wurden mir doch so unvollständig erzählt, daß ich nichts mehr in meinem Gedächtniß davon zusammenfinde, was des Niederschreibens, geschweige denn des öffentlichen Bekanntmachens werth wäre. Von seinem Faust

1) Aus dem „Theatralischen Nachlaß“, II. S. 189—197. — A. d. H.

indessen, um den Sie mich vorzüglich fragen, weiß ich noch Dieses und Jenes; wenigstens erinnere ich mich im Allgemeinen der Anlage der ersten Scene und der letzten Hauptwendung derselben.

„Das Theater stellt in dieser Scene eine zerstörte gothische Kirche vor, mit einem Hauptaltar und sechs Nebenaltären. Zerstörung der Werke Gottes ist Satan's Wollust: Ruinen eines Tempels, wo ehemals der Allgütige verehrt ward, sind seine Lieblingswohnung. Eben hier also ist der Versammlungsort der höllischen Geister zu ihren Berathschlagungen. Satan selbst hat seinen Sitz auf dem Hauptaltar, auf die Nebenaltäre sind die übrigen Teufel zerstreut. Alle aber bleiben dem Auge unsichtbar, nur ihre rauhen mißtönenden Stimmen werden gehört. Satan fodert Rechenschaft von den Thaten, welche die übrigen Teufel ausgeführt haben, ist mit diesen zufrieden, mit jenen unzufrieden. — Da das Wenige, dessen ich mich aus dieser Scene erinnere, so einzeln und abgerissen, ohne alle Wirkung sein würde, so wage ich's, die Lücken dazwischen zu füllen und die ganze Scene hieherzuwerfen. —

Satan. Rede, Du Erster! Gieb uns Bericht, was Du gethan hast!

Erster Teufel. Satan! Ich sah eine Wolke am Himmel, die trug Zerstörung in ihrem Schooß: da schwang ich mich auf zu ihr, barg mich in ihr schwärzestes Dunkel und trieb sie und hielt mit ihr über der Hütte eines frommen Armen, der bei seinem Weibe im ersten Schlummer ruhte. Hier zerriß ich die Wolke und schüttete all ihre Gluth auf die Hütte, daß die lichte Lohe emporschlug und alle Habe des Elenden ihr Raub ward. — Das war Alles, was ich vermochte, Satan. Denn ihn selbst, seine jammernden Kinder, sein Weib, die riß Gottes Engel noch aus dem Feuer, und als ich den sah — entfloh ich.

Satan. Elender! Feiger! — und Du sagst, es war eines Armen, es war eines Frommen Hütte?

Erster Teufel. Eines Frommen und eines Armen, Satan. Itzt ist er nackt und bloß und verloren.

Satan. Für uns! Ja, das ist er auf ewig. Nimm dem Reichen sein Gold, daß er verzweifle, und schütt es auf den Herd des Armen, daß es sein Herz verführe: dann haben wir zwiefachen Gewinn! Den frommen Armen noch ärmer machen, das knüpft ihn nur desto fester an Gott. — — Rede, Du Zweiter! Gieb uns bessern Bericht!

Zweiter Teufel. Das kann ich, Satan. — Ich ging aufs Meer und suchte mir einen Sturm, mit dem ich verderben könnte,

und fand ihn: da schallten, indem ich dem Ufer zuflog, wilde Flüche zu mir hinauf, und als ich niedersah, fand ich eine Flotte mit Wuchrern segeln. Schnell wühlt' ich mich mit dem Orkan in die Tiefe, kletterte an der schäumenden Woge wieder gen Himmel — —

Satan. Und ersäuftest sie in der Fluth?

Zweiter Teufel. Daß nicht Einer entging! Die ganze Flotte zerriß ich, und alle Seelen, die sie trug, sind nun Dein.

Satan. Verräther! diese waren schon mein. Aber sie hätten des Fluchs und Verderbens noch mehr über die Erde gebracht; hätten an den fremden Küsten geraubt, geschändet, gemordet; hätten neue Reize zu Sünden von Welttheil zu Welttheil geführt: und das Alles — das ist nun hin und verloren! — O, Du sollst mir zurück in die Hölle, Teufel; Du zerstörst nur mein Reich. — — Rede, Du Dritter! Fuhrst auch Du in Wolken und Stürmen?

Dritter Teufel. So hoch fliegt mein Geist nicht, Satan: ich liebe das Schreckliche nicht. Mein ganzes Dichten ist Wollust.

Satan. Da bist Du nur um so schrecklicher für die Seelen!

Dritter Teufel. Ich sah eine Buhlerin schlummern; die wälzte sich, halb träumend, halb wachend in ihren Begierden, und ich schlich hin an ihr Lager. Aufmerksam lauscht' ich auf jeden Zug ihres Athems, horcht' ihr in die Seele auf jede wollüstige Phantasie; und endlich — da erhascht' ich glücklich das Lieblingsbild, das ihren Busen am Höchsten schwellte. Aus diesem Bilde schuf ich mir eine Gestalt, eine schlanke, nervigte, blühende Jünglingsgestalt: und in der — —

Satan (schnell). Raubtest Du einem Mädchen die Unschuld?

Dritter Teufel. Raubt' ich einer noch unberührten Schönheit — den ersten Kuß. Weiter trieb ich sie nicht. — Aber sei gewiß! Ich hab' ihr nun eine Flamme ins Blut gehaucht; die giebt sie dem ersten Verführer preis, und diesem spart' ich die Sünde. Ist dann erst s i e verführt — —

Satan. So haben wir Opfer auf Opfer; denn sie wird wieder verführen. — Ha, gut! In Deiner That ist doch Absicht. — Da lernt, Ihr Ersten! Ihr Elenden, die Ihr nur Verderben in der Körperwelt stiftet! Dieser hier stiftet Verderben in der Welt der Seelen; das ist der bessere Teufel. — — Sag an, Du Vierter! Was hast Du für Thaten gethan?

Vierter Teufel. Keine, Satan, — aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden schlüge.

Satan. Der ist? —

Vierter Teufel. Gott seinen Liebling zu rauben. — Einen

denkenden, einsamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben, ganz nur für sie athmend, für sie empfindend, jeder Leidenschaft absagend, außer der einzigen für die Wahrheit, Dir und uns Allen gefährlich, wenn er einst Lehrer des Volks würde — den ihm zu rauben, Satan!

Satan. Trefflich! Herrlich! Und Dein Entwurf? —

Vierter Teufel. Sieh, ich knirsche; ich habe keinen. — Ich schlich von allen Seiten um seine Seele; aber ich fand keine Schwäche, bei der ich ihn fassen könnte.

Satan. Thor! Hat er nicht Wißbegierde?

Vierter Teufel. Mehr als irgend ein Sterblicher.

Satan. So laß ihn nur mir über! Das ist genug zum Verderben. — —

„Und nun ist Satan viel zu voll von seinem Entwurfe, als daß er noch den Bericht der übrigen Teufel sollte hören wollen. Er bricht mit der ganzen Versammlung auf; Alle sollen ihm zur Ausführung seiner großen Absichten beistehn. Des Erfolgs hält er, bei den Hülfsmitteln, die ihm Macht und List geben, sich völlig versichert. Aber der Engel der Vorsehung, der unsichtbar über den Ruinen geschwebt hat, verkündiget uns die Fruchtlosigkeit der Bestrebungen Satan's mit den feierlich, aber sanft gesprochenen Worten, die aus der Höhe herabschallen: „Ihr sollt nicht siegen!"

„So sonderbar wie der Entwurf dieser ersten Scene ist der Entwurf des ganzen Stücks. Der Jüngling, den Satan zu verführen sucht, ist, wie Sie gleich werden errathen haben, Faust. Diesen Faust begräbt der Engel in einen tiefen Schlummer und erschafft an seiner Stelle ein Phantom, womit die Teufel so lange ihr Spiel treiben, bis es in dem Augenblick, da sie sich seiner völlig versichern wollen, verschwindet. Alles, was mit diesem Phantome vorgeht, ist Traumgesicht für den schlafenden wirklichen Faust. Dieser erwacht, da schon die Teufel sich schamvoll und wüthend entfernt haben, und dankt der Vorsehung für die Warnung, die sie durch einen so lehrreichen Traum ihm hat geben wollen. — Er ist jetzt fester in Wahrheit und Tugend als jemals. Von der Art, wie die Teufel den Plan der Verführung anspinnen und fortführen, müssen Sie keine Nachricht von mir erwarten; ich weiß nicht, ob mich hier mehr die Erzählung Ihres Bruders oder mehr mein Gedächtniß verläßt; aber wirklich liegt Alles, was mir davon vorschwebt, zu tief im Dunkeln, als daß ich hoffen dürfte, es wieder ans Licht zu ziehen."

26.

Die glückliche Erbin.

Nach Goldoni.

Den 8. December 1755 schrieb Lessing an Mendelssohn: „Eine von meinen Hauptbeschäftigungen ist in Leipzig noch bis itzt diese gewesen, daß ich die Lustspiele des Goldoni gelesen habe. Kennen Sie diesen Italiener? wenigstens dem Namen nach? Er lebt noch. Er ist Doctor der Rechte und practicirte ehedem in Venedig. Itzt aber ist er Director einer Bande von Schauspielern. Die Ausgabe seiner Werke von 1753 bestehet aus sieben Octavbänden, welche 28 Komödien enthalten. Es ist fast in allen viel Gutes, und die meisten sind auch ziemlich regelmäßig.... Eine von diesen Komödien, L'Erede fortunata, habe ich mir zugeeignet, indem ich ein Stück nach meiner Art daraus verfertigt. Sie sollen es ehestens gedruckt sehen. Koch aber wird es noch eher aufführen, und wenn das geschehen ist, will ich Ihnen schreiben, ob ich mir etwas darauf zu Gute thue oder nicht." Dazu macht Nicolai die Anmerkung: „Im Jahre 1755 waren Goldoni's Komödien in Deutschland noch ganz unbekannt. Ich machte daher in der Bibliothek der schönen Wissenschaften ausführliche Auszüge daraus. Da ich im III. Bande, S. 115 unter Andern die Erede fortunata anzeigte und bemerkte, daß es darin ziemlich verwirrt zugehe, wachte Lessing's Idee wieder auf. Er schrieb mir (in einem verlornen Briefe): er wundere sich, daß ich gerade dieses Stück hätte tadeln wollen. Ihm hätte es so wohl gefallen, daß er daraus ein anderes Stück zu machen angefangen habe, welches nächstens solle gedruckt werden. Frei-

lich! Ich hatte das Stück beurtheilt, so wie es war, aber Lessing nach dem, was ein Mann wie er aus dem Süjet machen könnte. In seinem theatralischen Nachlasse steht sein Plan, woraus man deutlich sieht, daß er das Stück ganz anders bearbeiten wollte. Gleich die erste Scene ist interessanter angelegt als die Eröffnungsscene beim Goldoni. Für einen Anfänger in der theatralischen Kunst wäre die Vergleichung dieses Plans mit dem von Goldoni lehrreich. Aber unsere Anfänger halten es für überflüssig, zu studiren! Wenn ihr erstes Stück auf die Bühne gebracht wird und auch die Hälfte der Scenen schülerhaft angelegt ist, dünken sie sich schon mehr als Lessing. Ein Süjet auf verschiedene Art zu wenden, verschiedene Plane zu versuchen und deren Wirkung zu prüfen, ehe sie einen ausführen, daran denken sie nicht. Und doch ist Lessing durch Studium geworden, was er war. An der angezogenen Stelle des theatralischen Nachlasses findet man auch den im Jahre 1758 gemachten Abdruck des ersten Bogens der Glücklichen Erbin. Wegen dieses Stücks veruneinigte sich Lessing mit dem Buchhändler Reich in Leipzig. Reich hatte Lessing's Bekanntschaft durch ihren gemeinschaftlichen Freund Hrn. Weiße gesucht, und nach einiger Zeit gab dies Gelegenheit, daß Lessing versprach, ein Bändchen von sechs Komödien im Weidemannischen Verlage herauszugeben. Die oben erwähnte kleine Veranlassung von meiner Recension hatte ihm seinen vor ein paar Jahren gemachten Plan der Glücklichen Erbin wieder lebhaft ins Gedächtniß gebracht. Es bedurfte bei ihm eines solchen Anstoßes, um gewisse Ideen geschwind zur Ausführung zu bringen. Er machte sich an die Arbeit, und es wurden bald zwei Bogen gedruckt. Reich war ein guter Mann, und besonders ein guter Kaufmann: oft sehr billig und gefällig, aber gemeiniglich auch zu sehr Kaufmann und dabei sehr hastig und rechthaberisch. Er begegnete seinen Autoren nicht allemal mit der nöthigen Delicatesse. Lessing hatte die Fortsetzung der Komödien seit einiger Zeit unterlassen. Lessing's Entschuldigung lag in seinem Charakter. Er sagt selbst in einem Briefe an Moses: „Ich kenne mich selbst; ich muß meine erste Hitze zu nutzen suchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will.“ Lessing's Freunde wußten das, aber Andere freilich beurtheilten ihn nicht so gelinde. Reich verlangte die Fortsetzung des Abdrucks mit dem lebhaftesten Ungestüm, der ihm nach und nach gewöhnlich ward, so daß er dessen Beschaffenheit und sein Verhältniß zu Dem, mit dem er sprach, nicht allemal fühlte. Die Folge des Streits war, daß Reich die zwei gedruckten Bogen so complet ins Maculatur

warf, daß ihm nicht einmal einfiel, ob ein paar Bogen von Lessing verdienten, wenigstens als eine Seltenheit aufgehoben zu werden. Nach wenigen Jahren, als ich die wahren Umstände der Geschichte erfuhr und von den Bogen wenigstens ein Exemplar retten wollte, hatte Reich auch nicht ein Exemplar verwahrt. Vom Buchdrucker Saalbach erhielt ich ein Exemplar des ersten Bogens, das er für sich bewahrt hatte, erfuhr aber, daß der zweite Bogen nicht abgedruckt und die Formen auf Reich's Verlangen wieder abgelegt worden. Es war nach vielem Nachsuchen, das auf meine Bitte geschah, nicht einmal einer der Correcturbogen zu finden. Dieser zweite Bogen ist also ganz verloren. Daß das Stück wirklich von der Kochischen Gesellschaft aufgeführt worden, wie Lessing in diesem Briefe verspricht, habe ich nicht gehört, und er hat es wahrscheinlich nie ganz ausgearbeitet. Es kam ohnedies die Reise [mit Winkler, nach den Niederlanden] dazwischen."

Als Inhaltsangabe des Goldoni'schen Stückes mag nun die von Nicolai erwähnte eigne Recension der Erede fortunata in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (III. S. 115 ff.) dienen, wenn wir auch mit Danzel (Lessing, I. S. 325) zugestehen müssen, daß Nicolai's Gedächtniß ihm untreu gewesen ist, insofern wohl Lessing nicht erst 1758, sondern schon 1756 aufs Neue an den Plan zur Glücklichen Erbin und zur Herausgabe eines Bandes Komödien dachte.

„L'Erede fortunata; Die glückliche Erbin.

„In diesem Lustspiele gehet es ziemlich verwirrt zu. Wir können nur das Vornehmste davon anführen: Pantalon Bisagnosi und Petronio Balanzoni sind zusammen in Handlungsgesellschaft gewesen; der Letzte ist gestorben und hat im Testamente seine Tochter Rosauren zur Universalerbin eingesetzet, doch mit dem Bedinge, daß sie seinen guten Freund Pantalon heirathen solle. Wollte sie dieses aber nicht thun, sondern einen Andern heirathen, so sollten sein Bruder, der Doctor Balanzoni, und Florindo Aretusi, der Sohn seiner Schwester Ortensia, die ganze Erbschaft zu gleichen Theilen erhalten und blos der Rosaura 4000 Ducaten zum Heirathsgut geben. Der Doctor und Florindo beschließen, dieses Testament umzustoßen, damit Rosaura den Florindo heirathen solle und ihm ihr ganzes Vermögen mitbringe. Ottavio hingegen, der Sohn des Pantalon liebt die Rosaura heimlich und wird von ihr wieder geliebt; da er aber

merkt, daß sein Vater Neigung zu der Heirath mit derselben hat, und auch einsieht, daß seine Familie durch das in dieselbe kommende große Vermögen einen beträchtlichen Vortheil erhalte, so kann er es nicht über sein Herz bringen, seinem Vater, welcher ihn so sehr liebet, zuwider zu sein. Pantalon's Absicht hingegen, warum er diese Heirath zu befördern sucht, ist, daß sein Sohn größern Vortheil davon haben möge; da er nun von der Rosaura durch ein Mißverständniß ihre Liebe gegen den Ottavio erfähret, so beschließet er, seinem Sohn nicht zuwider zu sein, sondern dessen Heirath mit der Rosaura zu befördern und lieber seinen eigenen Vortheil hintanzusetzen. Indessen werden allerhand Intriguen gespielt; der Doctor will das Testament gerichtlich umstoßen lassen; Florindo läßt sich durch Arlequin heimlich in das Zimmer der Rosaura bringen; er und Ottavio duelliren sich u. dgl., bis endlich Brighella auf den Einfall kömmt, dem Doctor falsche Briefe zu bringen, als wenn einige der vornehmsten auswärtigen Correspondenten des Herrn Pantalon und Petronio Compagnie falliret und noch dazu einige Schiffe untergegangen wären, wodurch dieses Comtoir ohnfehlbar würde müssen bankerott machen. Da nun also der Doctor glaubt, daß es ihm nichts helfen würde, seines Bruders Testament umzustoßen, so eilet er, einen vom Pantalon gethanen Vorschlag anzunehmen, um davon Nutzen zu ziehen, ehe Derselbe selbst sein vorgegebenes Unglück erfahren könne. Dieser Vorschlag besteht darin: daß, weil der Doctor und Florindo alle Hoffnung verlieren, etwas von der Erbschaft zu bekommen, wenn Rosaura den Pantalon heirathet, so wollen sie ein für allemal 1000 Venetianische Ducaten annehmen und dagegen der Rosaura Freiheit lassen, zu heirathen, wen sie will. Hierüber wird von einem Notarius ein Vergleich geschlossen; sie haben aber kaum das Geld empfangen, so offenbaret Brighella seine List. Rosaura heirathet den Ottavio und heißet die glückliche Erbin.

„Der Verfasser beklaget sich in der Vorrede, daß dieses Stück nicht allzu wohl sei aufgenommen worden, ob es gleich ein besseres Schicksal verdient habe. Er giebt zu verstehen, er wisse die geheimen Ursachen davon sehr wohl; wir wissen eine einzige, aber sehr wichtige Ursache, die ist das Stück selbst.

„Aber eine in dem gegenwärtigen Stücke nicht sonderlich nöthige Episode könnte an einem andern Orte mit Nutzen gebrauchet werden. Beatrice, eine Tochter des Pantalon, ist äußerst eifersüchtig auf ihren Mann Lelio, welcher mit der Thorheit

behaftet ist, daß er allen Frauenzimmern Galanterien vorsagen will, welches ihr unerträglich ist. Nachdem der Mann allerlei Mittel versucht hat, um sie von dieser Krankheit zu heilen, fällt er endlich darauf, ihre Kleider und Juwelen so lange zu verschließen, bis sie verspricht, nicht mehr eifersüchtig zu sein, welches Mittel auch kräftig ist. Man siehet leicht, daß, wenn man diesen Einfall mit einigen Umständen ausschmückte, sich ein artiges Nachspiel daraus machen ließe. L."

„Gewiß konnte sich Lessing", sagt Danzel (I. S. 323 f.), „von diesem Stück nicht durch das angezogen fühlen, was es war, sondern nur etwa durch das, was sich aus ihm machen ließ. Es lag ihm eine verworrene, überhäufte, schlecht verknüpfte und schlecht exponirte Scenenreihe vor; sein dramatischer Blick zeigte ihm den Keim eines gut geordneten, auf einheitliche Wirkung berechneten Ganzen, welcher in derselben lag. Der Knoten, welchen die Handlung lösen soll, besteht darin, daß Rosaura dem Ottavio als Gattin zufalle, ohne ihr Vermögen einzubüßen, und die Lösung selbst hat zwei Momente: Pancrazio entdeckt die Liebe des Ottavio und der Rosaura und entsagt seinerseits ihrem Besitz und der Erbschaft, und alsdann wird auch noch diese gerettet. Diese Hauptpunkte hebt nun Lessing schärfer hervor; zu ihnen tritt bei ihm Alles in eine genauere Beziehung, und was einer wesentlichen Beziehung nicht fähig ist, fällt weg. Das Letztere ist der Fall mit dem nächtlichen Besuche des Florindo in Pancrazens Hause und Allem, was aus demselben folgt; das sind in der That ganz außer der Hauptsache liegende Motive, die nur herbeigeholt worden, um ein paar spannende Scenen mehr zu erlangen, ebenso fallen die Scenen mit dem Harlekin weg. Die andere Episode dagegen, die Geschichte der Eifersucht der Beatrice gegen ihren Mann, bringt er in so nahe Verbindung mit der Haupthandlung, daß sie wirklich als der Hebel derselben erscheint: er läßt nämlich erstlich Lelio's Verliebtheitsscenen mit der Fiammetta weg, wodurch sein Philibert als ein achtbarer Mann erscheint, während der Lelio ein Stutzer ist, und also fähiger wird, bedeutend einzugreifen, und so wird denn die Hülfe, welche Philibert der Juliane leistet, der einzige scheinbare Grund zur Eifersucht für die Camilla; das Geschick der Eheleute erscheint also viel näher verknüpft mit dem der Juliane als bei Goldoni, wo Beatrice ihren Mann mit allen Weibern in Verdacht hat. Auf diesen Grund flicht nun Lessing noch einen andern Zwischenfall ein,

der sich bei Goldoni nicht findet: er läßt den Joachim, der bei ihm ein ausnehmend dummer Landjunker ist, bei Camilla einen Versuch machen, sie für seine Interessen zu gewinnen, das heißt, ihm Juliane zu verschaffen, an deren Fortschaffung aus dem Hause ihr doch gelegen sein müßte. Diese Bemühungen bei der Camilla nimmt dann Philibert, um seine Frau mit gleicher Münze zu bezahlen, zum Schein für Liebesbewerbungen und straft sie im Scherz — denn als voller Ernst würde dies nach unsern Sitten einen peinlichen Eindruck machen — durch Verschließen ihres Geschmeides. Zugleich scheint Philibert zur Herbeiführung des zweiten Momentes bestimmt gewesen zu sein, in dem er den Pasquin zu der Ausführung der List, mit welcher Panurg zum Schweigen gebracht werden soll, anwirbt. Eben dieser zweite Punkt ist nun aber auch sonst noch bei Lessing unendlich viel besser motivirt. In dem Stücke des Goldoni erscheint die List wie eine Art Deus ex machina. — Niemand hatte daran gedacht, daß so ein Ausgang bevorstehen könnte; zwar führt gleich in der ersten Scene Trastullo gegen seinen frühern Herrn die höchst moralische Rede: Non son di quei servitori che hanno per vana gloria disputare in quella scodella, dove hanno bevuto. Sono stato allevato in casa sua ed ella mi ha fatto del bene. È vero, che sono in obbligo di obbedir quelli, che mi danno il salario; ma a luogo e tempo mi recorderò del mio primo padrone u. s. w., dann weiß sich aber der ehrliche Mann aus dieser doppelten Verpflichtung nicht anders herauszuhelfen, als daß er erst den alten und dann den neuen Herren betriegt. Hier hat nun Lessing, da es doch einmal betrogen sein sollte, lieber gleich den Erzspitzbuben Pasquin zu seinem Bedienten gewählt, und indem er nun mit Diesem das Stück anfängt, wird der Leser von vorn herein darauf hingewiesen, daß diesem Gesellen noch eine bedeutende Rolle bestimmt sei, und also die List vorbereitet. Zugleich wird dadurch das ganze Stück weit besser exponirt. Die Exposition des Goldoni, welche ab ovo anfängt — die Leidtragenden sind versammelt, sagen Jeder ihre Ansprüche vor sich hin und fragen sich unter einander: „Was wird wohl im Testament stehen?" Dann wird es gelesen, und sie sind respective froh oder wüthend — ist so kunstlos, daß man sie kindisch nennen möchte; Lessing läßt in der ersten Scene den Zuschauer nur erst gewahr werden, Pancraz sei todt, und es werde jetzt eben das Testament eröffnet — dann kommen die Betheiligten in vollem Zanke auf die Bühne, und hier erfährt man denn den Inhalt des Testamentes zwar der Form nach beiläufig, wird ihn sich aber viel leichter merken, da die einzelnen Be-

stimmungen von den Parteien selbst gleich im Sinne der Bedeutung vorgebracht werden, welche sie für ihr Interesse haben. Außerdem bekommt auch das ganze Stück durch die Heiterkeit und den raschen Gang dieser Scene von vorn herein ein lebendiges Interesse und einen frischen Schwung."

Wir besitzen von diesem Stücke den Entwurf unter dem Titel: Die Clausel im Testamente und den durch Nicolai, wie oben erzählt, geretteten ersten Bogen, der schon gedruckt war, nebst einem Blatt in Handschrift. Zur Vergleichung geben wir nach Danzel (Lessing, I. S. 321) das Goldoni'sche Personen-Verzeichniß neben dem Lessing'schen, und einige Scenen, in welchen Lessing auch im Ausdruck dem Original gefolgt ist, italienisch unter dem Texte.

Die Clausel im Testamente. [1]

Araspe, ein reicher Banquier.	Pancrazio Aretusi, Mercante Veneziano.
Lelio, sein Sohn.	Ottavio, suo Figlio.
Camilla, seine Tochter und Frau des Philibert.	Beatrice, sua Figlia, Moglie di Lelio.
Juliane, Tochter des verstorbenen Pancraz, Consorten des Araspe.	Rosaura, Figlia del fù Petronio (Pancraz bei Lessing) Balanzoni, Fratello del Dottore.
Panurg, Stiefbruder des verstorbenen Pancraz.	Il Dottor Balanzoni, Zio di Rosaura.
Joachim, Sohn des Panurg's.	Florindo, Nipote per via di Sorella del Dottor Balanzoni.
Lisette.	Fiammetta, Serva di Rosaura e di Beatrice.
Pasquin, Bedienter des Panurg's und ehemaliger Bedienter des Pancraz.	Trastullo, Servo del Dottore e di Florindo.
Ein Notarius.	

Man sehe die XII. Komödie des Goldoni im dritten Theile, L'Erede fortunata.

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", I. S. 200—208, ohne besonderen Titel. — A. d. H.

Actus primus.

Sc. I.

Lisette. Pasquin.

Sc. II.

Araspe. Panurg und Joachim.

Sie zanken über das eröffnete Testament.

Sc. III.

Araspe. Lelio.

Siehe beim Goldoni die zweite Scene im ersten Act.

Sc. IV.

Lelio.

Siehe die dritte Scene im ersten Act.

Sc. V.

Pasquin. Lelio.

Siehe die vierte Scene im ersten Act.

Sc. VI.

Pasquin. Lisette.

Siehe die fünfte Scene im ersten Act.

Actus secundus.

Sc. pr.

Juliane. Lisette.

Juliane hat den Lelio gesprochen, welchen ihr der Vater zu nehmen gerathen. Siehe die 11. 12. und 16. Scene im ersten Act.

Sc. II.

Juliane. Philibert.

Siehe die 17. Scene im ersten Act.

Sc. III.

Juliane. Philibert. Camilla.

Siehe die 18. Scene im ersten Act.

Sc. IV.

Philibert. Camilla.

Siehe die 19. Scene im ersten Act.

Sc. V.

Camilla und hernach Araspe.

Siehe die 20. Scene im ersten Act.

Sc. VI.

Siehe die 21. Scene im ersten Act.

Actus tertius.

Sc. pr.

Juliane.

Siehe die erste Scene des zweiten Acts.

Sc. II.

Araspe. Juliane.

Siehe die zweite Scene im zweiten Act.

Sc. III.

Araspe.

Siehe die dritte Scene im zweiten Act.

Sc. IV.

Araspe. Lelio.

Siehe die vierte Scene im zweiten Act.

Sc. V.

Araspe und hernach Camilla.

Camilla ist noch immer eifersüchtig und will Genugthuung haben. Araspe spricht sie zufrieden und geht ab.

Sc. VI.

Camilla und hernach der dumme Joachim.

Joachim macht ihr tausend Schmeicheleien, um sie auf seine Seite zu ziehen.

Sc. VII.

Philibert und die Vorigen.

Philibert ertappt den Joachim über den Schmeicheleien und nimmt sie auf der schlimmen Seite. Er jagt ihn fort und spielt den Eifersüchtigen mit seiner Frau und will ihr deswegen die Schlüssel zu ihrem Geschmeide und Putz verschließen. Siehe die 19. Scene im zweiten Act.

Actus quartus.

Sc. pr.

Camilla.

Sie beklagt sich, daß ihr Philibert wirklich allen Putz verschlossen.

Sc. II.

Camilla. Philibert.

Siehe die sechste Scene im dritten Acte.

Sc. III.

Philibert.

Siehe die letzte Rede in der sechsten Scene des dritten Acts.

Sc. IV.

Pasquin und Philibert.

Philibert freut sich, den Pasquin wieder in ihrem Hause zu wissen. Und Pasquin bezeigt seinen Verdruß wider den Panurg, aus dessen Diensten er sich sehne. Philibert geht ab, und Pasquin macht sich auf den Betrug gefaßt, zu dem ihn Araspe braucht.

Sc. V.

Pasquin. Panurg.

Siehe die neunte Scene des dritten Acts.

Sc. VI.

Panurg.

Siehe die letzte Rede in der neunten Scene des dritten Acts.

Actus quintus.

Sc. pr.

Araspe und Panurg.

Panurg hat bereits Alles zum Vergleiche richtig gemacht.

Sc. II.

Araspe. Panurg. Joachim.

Joachim will die Juliane durchaus und will sich nicht mit den zehntausend Thalern Abstand begnügen.

Sc. III.

Lelio. Juliane und die Vorigen.

Sc. IV.

Der Notarius und die Vorigen.

Siehe die vierzehnte Scene im dritten Act.

Sc. V.

Joachim geht mit dem Gelde ab, und der Notarius gleichfalls.

Sc. VI.

Juliane. Lelio. Araspe. Panurg.

Siehe gleichfalls die vierzehnte Scene im dritten Act.

Sc. VII.

Die Vorigen. Pasquin. Lisette.

Siehe die zweite und vierzehnte Scene im dritten Act, p. 334. Panurg geht mit Schimpf und Verdruß ab, nachdem sich Pasquin bei ihm beurlaubt.

Die glückliche Erbin.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Nach L'Erede fortunata des Goldoni. [1])

Personen.

Araspe, ein reicher Banquier.
Lelio, sein Sohn.
Camilla, seine Tochter und Frau des Philibert.
Juliane, Tochter des verstorbenen Pancraz, Consorten des Araspe.
Panurg, Bruder des verstorbenen Pancraz.
Joachim, ein junger Anverwandte des Panurg's.
Lisette.
Pasquin, Bedienter des Panurg's und ehemaliger Bedienter des Pancraz.
Ein Notarius.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Pasquin. Lisette.

Pasquin. Das Frühstück war verzehrt! Der Magen ist versöhnt. Und nun, Lisette, laß uns auch der Liebe das schuldige Morgenopfer bringen! (Will sie umarmen.)

Lisette. Herr Pasquin — (Indem sie ihn zurückstößt.)

Pasquin. Mademoiselle! — Sei keine Närrin! Sind wir nicht allein? Das ganze Haus ist in dem großen Zimmer auf einen Klump versammelt, und Niemand wird uns stören. Sie eröffnen das Testament. Das Testament, Lisette! Woran denkt man zugleich, wenn man an ein Testament denkt? An den Tod.

---

1) Von diesem Stücke wurden (wie es scheint, unter dem Titel Das Testament) zwei Bogen 1758 [1756? siehe oben S. 606] gedruckt, die der Verleger Reich, als die Fortsetzung ausblieb, vernichtete. Den ersten, bis an die Worte im vierten Auftritt des ersten Aufzuges: „Du sollst, sobald Du willst, Dein eigner Herr sein", fand Karl G. Lessing unter seines Bruders Papieren. (S. Karl G. Lessing zum „Theatral. Nachlaß", I. S. XLI, und zum zweiten Bande der „Vermischten Schriften", S. VI.) Unter den Breslauer Papieren ist nur ein nicht zu Ende geschriebenes Blatt. — [Lachmann. — Zuerst veröffentlicht von K. Lessing, im „Theatralischen Nachlaß," I. 209—236. — A. d. H.]

Und wenn man an den Tod denkt, woran denkt man da zugleich? An die Liebe. Ja wahrhaftig, an die Liebe. Wäre die Liebe nicht, so wäre dem Tode längst das Handwerk gelegt; die Welt wäre ausgestorben, und der Tod selbst hätte müssen den Weg alles Fleisches wandern. Dem Testamente also zu Folge und auf jungen Zuwachs für den Tod, erlaube, meine liebe Lisette, daß ich Dich nach Jahr und Tag wieder einmal umarme!

Lisette (die ihn abermals zurückstößt). Man sollte schwören, der Mosjeu kenne mich sehr genau.

Pasquin. Es schwöre, wer Lust hat! Wenn er einen falschen Eid thut, so nehme ich's auf mich — Aber sieh doch: Mosjeu? Und erst: Herr? Steigt das, oder fällt das? — Jungfer Lisette, Sie wird mich böse machen. Du sollst mich weder Mosjeu noch Herr nennen; Du sollst mich Deinen lieben Pasquin nennen. Hörst Du, Lisette?

Lisette. Bei jedem Worte, das ich höre, ist mir, als ob ich vom Himmel fiele. Ei, mein lieber Pasquin? Und gestern habe ich Ihn in meinem Leben das erste Mal gesehn. Denn ich will doch nicht hoffen, daß Er ein gewisser Pasquin ist, der vor langen, langen Zeiten einmal bei dem verstorbnen Herrn Pancraz in Diensten war? Wenn Er das wäre, gewiß, ich kratzte Ihm die Augen aus.

Pasquin (beiseite). Was mach' ich nun? Soll ich's sein, oder soll ich's nicht sein?

Lisette (beiseite). Ich will ihn doch wenigstens ein Bißchen zappeln lassen. — Der Schurke von einem Pasquin! —

Pasquin. Gemach!

Lisette. Der Galgenstrick —

Pasquin. Behüte!

Lisette. Ja, wag' Er es einmal, und nehm' Er sich seiner an!

Pasquin. Nein, gewiß, das wag' ich nicht. Meine Augen sind mir zu lieb. Aber so viel muß ich sagen: die Pasquine sind, so lange die Welt steht, ehrliche brave Leute gewesen. Selbst die Poeten wissen davon zu erzählen. Man schlage die Komödien nach! Was für ansehnliche Rollen lassen sie uns nicht darin spielen! Wir sind allezeit treu, verschlagen, hurtig und die allerergebensten Liebhaber der Lisetten. Würden uns aber wohl diese strengen Beobachter der Wahrheit, die Poeten — die Dichter! würden sie uns wohl in ihren unsterblichen Werken, die zwar freilich in dieser Zeitlichkeit oft ausgepfiffen werden, — würden sie uns wohl, sag' ich, so vortheilhaft schildern, wenn sie uns im

gemeinen Leben nicht so gefunden hätten? Dahingegen haben die Lisetten bei ihnen ein weit geringer Lob. Jung zwar und hübsch lassen sie diese Thierchen immer sein. —

Lisette. Diese Thierchen, Herr Schlingel?

Pasquin. Nicht so wüthend, Jungfer; sonst muß ich sagen: diese Thiere! — Störe Sie mich nicht! — Jung und hübsch, sag' ich, malen die Dichter die Lisetten zwar alle; auch dabei verschmitzt, schnippsch und plauderhaft. Aber daß sie auch allezeit buhlerisch, unbeständig und treulos sind, das — das hat den Teufel gesehen! (In einem affectirten tragischen Tone.) O Himmel! Furcht und Eifersucht zerfleischen mein gequältes Herz. Wo auch meine Lisette eine Lisette nach dem gemeinen Schlage ist, wo auch sie ihren Prinz Pasquin vergessen, wo auch sie ihrem flatterhaften Herzen den Zügel schießen lassen —

Lisette (verwundernd). Nu?

Pasquin (noch tragisch). Ich vergeh'! Nur erst der zwölfte Monden drohet zu verfließen, seitdem mich ein neidisches Schicksal ihren Augen entrissen. Erst der zwölfte Monden, und ach, Ihr Götter! wie gleichgültig hat sie mich aufgenommen! Die Grausame thut, als ob sie mich gar nicht kenne. Warum thut sie so, die Grausame? Euch, Ihr verschwiegnen Wände, Euch muß es noch bewußt sein, welche Zärtlichkeit uns ehedem verband! Ach, dieses Andenken benimmt mir die Sprache — Ich kann nicht mehr! Ist kein Lehnstuhl da, in welchen ich mich werfen könnte?

Lisette (beiseite). Der Spitzbube, wo er mich erst zum Lachen bringt, so ist es um meine Verstellung gethan!

Pasquin (noch tragisch). Man denke nur! Heirathen wollte ich sie sogar; heirathen! Auf den nächsten Sonntag waren die Ceremonien schon festgesetzt. Aber ach, was für ein Sonnabend ging vor diesem Sonntage vorher! Schrecklicher Sonnabend! Mein Herr jagte mich zum Teufel. Ich mußte diesen Palast verlassen; Knall und Fall mußte ich ihn verlassen, so daß ich auch nicht einmal von meiner Braut Abschied nehmen konnte. Mich schauert, wenn ich daran gedenke! Der böse tyrannische Pancraz! Daß er itzt in seinem Grabe ein ganzes Jahr eher verfaulen müßte! Ich floh auf das Land zu seinem Bruder, dem Herrn Panurg, welcher mich in meinem Elende aufnahm. Doch wo flieht ein Elender hin, daß ihm nicht sein Elend nachfolge? Gerechten Götter, ich kam aus dem Regen unter die Traufe! Eben konnte ich es nicht länger aushalten, als wir die Nachricht von dem Tode des Pancraz bekamen. Freudige Nachricht! Freudig war sie für

meinen Herrn, freudig für mich. Er beschloß sogleich, sich anher zu begeben, und ich, ich beschloß, ihm zu folgen. Ihn trieb die Hoffnung, sich oder wenigstens den Vetter Jochen in dem Testamente seines Bruders bedacht zu finden. Mich hingegen trieb ein weit edlerer Eigennutz: der Eigennutz meiner Liebe, die Begierde, mich wieder in die Arme meiner zurückgelassenen Braut zu werfen. Und nun, da ich hier bin, da ich —

Lisette. Ha! — (Sie will in Lachen ausbrechen; um es aber noch zu verbergen, wendet sie das Gesicht vom Pasquin und hält das Schnupftuch vor.)

Pasquin. War das ein Seufzer, Grausame? Daß er es gewesen wäre! Aber warum wendest Du Dein Gesicht weg? — O, wenn hinter diesem schneeweißen Tuche ein weinendes Auge verborgen wäre und Deine unverdiente Strenge gegen mich endlich in Thränen zerflösse! — Sieh mich zu Deinen Füßen, Du Tigerherz! (Er fällt nieder.) Du siehst mich zum letzten Male, wo nicht ein gnädiger Blick —

Lisette (die sich des Lachens nicht länger enthalten kann). Hör auf, oder ich muß ersticken! Ha! he! Ha! he!

Pasquin (indem er wieder aufsteht). O pfui! Man hört's doch gleich, daß die Lisetten keine tragische Personen sind.

Lisette. Höre, Pasquin, ich hätte wohl Ursache, Dich verzweifeln zu lassen. Doch Deine Reue und Deine Versichrung, daß Du nur meinetwegen mit hieher gekommen bist — Was ist das für ein Lärm? Horch doch! Dein Herr, wie er schreit! Ganz gewiß ist das Testament eröffnet, und der Inhalt ist nicht nach seinem Kopfe gewesen. Komm hier weg, ich will Dich anderwärts von der völligen Wiederangedeihung meiner Gnade versichern! (Gehen ab.)

Zweiter Auftritt.

Araspe. Panurg. Joachim.

Panurg (erhitzt). Schon gut, schon gut! Es ist noch eine Gerechtigkeit in der Welt. Es ist noch eine, sag' ich, es ist noch eine, ob man sie gleich ziemlich suchen muß. Und das ist mein Glück, und das ist auch Dein Glück, Jochen!

Jochen (weinerlich und dumm). Auch mein Glück!

Panurg. Du armer Jochen!

Joachim. Armer Jochen!

Panurg. Siehst Du, daß Dein seliger Onkel ein Schurke war!

Joachim. Ein Schurke war!

Araspe. Aber, Herr Panurg —

Panurg. Aber, Herr Araspe, reden Sie nicht, oder — Was ich gesagt habe, sage ich noch einmal. Mein Bruder hat als ein Narr gelebt und ist als ein Narr gestorben! Sie sind ein Betrieger, ein Falsarius, und der Notar, der das Testament gemacht hat, verdient den Galgen. Da haben Sie's! lassen Sie Feder und Papier bringen, ich will's Ihnen schriftlich geben.

Araspe. Der Zorn ist eine Raserei, und einem Rasenden muß man Alles zu sagen vergönnen.

Panurg. Einem Rasenden? Was? Ist es nicht genug, daß Sie mich und diesen armen Jungen bestohlen, beraubt, geplündert haben? Müssen Sie mir noch Injurien sagen? Ich ein Rasender? Schon gut! Du hast's gehört, Jochen, Du hast's gehört!

Joachim. Ja, Herr Vetter, ja, ich hab's gehört, und ich weiß das Sprüchelchen auch auf Lateinisch: Ira furor brevis est.

Panurg. Ach, schweig! Du bist ein Schöps! — Ich will Alles, was ich gesagt habe, Stück vor Stück beweisen. Pro primo, mein Bruder hat als ein Narr gelebt. Er handelte mit Ihnen in Compagnie und hätte sein Commercium allein führen können; er hielt Sie für seinen Freund und traute Ihnen in allen Stücken blindlings; er traute Ihnen sogar mehr als seinen nächsten Blutsfreunden. Narrheit an Narrheit! Pro secundo, mein Bruder — oder damit ich den Nichtswürdigen nicht mehr meinen Bruder nenne — Pancraz ist als ein Narr gestorben. Ich sage nicht, er ist in einer Narrheit gestorben; das wäre zu wenig; denn in einer Narrheit stirbt mancher kluge Mann. Sondern ich sage: Alles war Narrheit, was er vor seinem Tode und in Absicht auf seinen Tod that. Er machte ein Testament und hätte keines zu machen gebraucht. Das müssen alle Menschen erkennen, nur die Juristen ausgenommen, die von solchen Narrheiten leben. Denn wozu ein Testament, da er eine einzige leibliche Tochter hinterläßt, die nothwendig seine Erbin sein muß? Wollen Sie sagen, wegen der Vormundschaft? Vormund, von Gott und Rechtswegen, wäre ich gewesen, als der nächste Anverwandte. Und wäre ich Vormund geworden, so hätte ich schon darauf sehen wollen, daß auch Vetter Jochen, dem er bei Lebzeiten immer viel versprach und wenig hielt, sein Glück dabei gemacht hätte. Die Tochter hätte ihn müssen heirathen.

Joachim. Wird sie mich nun nicht heirathen, Herr Vetter?

Sie muß mich heirathen, sie muß. Denn wenn ich gewußt hätte, daß sie mich nicht heirathen wollte, so hätte ich mich fein mit Pachters Liesen nicht gezankt.

Panurg. Sei stille, Jochen! — Aber wenn er nun auch ein Testament mit aller Gewalt hätte machen wollen, muß er denn ein so wahnwitziges machen? ein so unsinniges, als nimmermehr Einer, der im Tollhause an der Kette stirbt, hätte machen können?

Araspe. Ich wundre mich über meine Geduld, Sie anzuhören. Sie wird gewiß ausreißen, wenn Sie Ihre unvernünftige Hitze —

Panurg. Meine Hitze? Es wäre Ihr Unglück, wenn ich erst hitzig würde. Man kann nicht bei kälterm Blute sein, als ich bin. Ich sage Alles mit dem ruhigsten Gemüthe. Ja, ja! So närrisch ist im Tollhause Keiner gestorben, als mein Bruder gestorben ist. Man denke nur! Seine Tochter soll seine Universalerbin nicht anders als unter der Bedingung sein, daß sie den Herrn Araspe heirathet. Und das ist der Herr Araspe! Der armselige Ehekrüppel hier, der schon selbst erwachsene und verheirathete Kinder hat, der ehster Tage Großvater werden wird, den soll ein frisches Mädchen von zwanzig Jahren heirathen, wenn sie nicht will so gut als enterbt sein!

Araspe. Warten Sie doch nur, bis sie es thut! Wissen Sie denn schon Julianens Gesinnungen? Sie sollten über diese harte Last, die ihr ihr Vater aufgelegt hat, eher freudig als verdrießlich sein. Denn was sagt das Testament weiter? „Im Fall aber meine Tochter einen Andern heirathen wollte, will ich zu meinem Universalerben meinen Bruder, den Herrn Panurg, und meinen Vetter Joachim erklärt haben, welche meiner Tochter von meiner ganzen Verlassenschaft nicht mehr als zehntausend Thaler zur Aussteuer abzugeben gehalten sein sollen." — So heißt es im Testamente! Sollte man nun nicht vielmehr glauben, der Testator habe mir nur deswegen seine Tochter zur Frau bestimmt, damit er Ihnen auf eine gute Art sein ganzes Vermögen zuwenden könne? Ohne Zweifel, daß er den Ungehorsam seiner Tochter für schon gewiß gehalten hat. —

Panurg. Ei, großen Dank! Sie wird nicht ungehorsam sein; ich weiß gewiß, sie wird nicht. Denn heut zu Tage sind die Mädchen bei Weitem nicht mehr so delicat, als wir sie in den alten Romanen finden. Ein alter Mann mit Gelde und ein junger Mann ohne Geld, das sind itzt gar nicht mehr Dinge, unter

welchen ihnen die Wahl schwer fiele. Sie nehmen, wenn es sein muß, jenen ohne Bedenken, im festen Vorsatze, ihn auch ohne Bedenken zum Hahnrei zu machen. Da haben Sie Ihr Prognostikon, Araspe! Schade, daß ich nicht das Werkzeug dazu sein soll! Hahaha! — Aber ich bin wohl nicht klug, daß ich darüber lache. Das Glück wäre für Sie noch viel zu groß, wenn Sie von einem Mädchen, wie Juliane ist, zum Hahnrei gemacht würden. So weit muß es nicht kommen! Es muß gewiß so weit nicht kommen! Das Testament kann nicht anders als für null und nichtig erklärt werden, und zwar eben deswegen, weil es so unsinnig ist; denn seine Unsinnigkeit ist ein Beweis, daß der Testator nicht bei Verstande gewesen. Ein Mensch aber, der nicht bei Verstande ist, kann nicht testiren. Wissen Sie das noch nicht? Er kann nicht testiren. Und ex hoc capite will ich klagen. Aber gesetzt —

Joachim. Posito sed non concesso, sagt der Lateiner.

Panurg. Halt Du's Maul, wenn ich rede! — Aber gesetzt — Sie sehen, Araspe, ich rede mit vieler Ueberlegung — gesetzt, sag' ich, ich käme damit nicht fort, daß mein Bruder bei dem Testiren seines Verstandes nicht mächtig gewesen; gesetzt, das Gegentheil würde erwiesen, wie sich's gehört: je nun, desto schlimmer für Sie! Ein unsinniges Testament ist da; der Testator ist nicht unsinnig gewesen, er kann das unsinnige Testament also auch nicht gemacht haben. Was folgt nun hieraus? Es muß untergeschoben sein. Und von wem muß es untergeschoben sein? Von Dem, der den meisten Vortheil dabei haben würde, von Ihnen.

Araspe. Sie reden mit vieler Ueberlegung!

Panurg. Und zugleich mit Einsicht. O, ich bin durch die Schulen durch. Ich weiß es aus der Erfahrung, wie dergleichen Sachen laufen können. Und wissen Sie, was ein Falsarius für Strafe zu erwarten hat? Sie werden Sich noch zu gratuliren haben, wenn Sie den Galgen abkaufen können. Der Notarius aber, der sich dazu hat brauchen lassen, der muß dran glauben. Da ist keine Gnade! Er muß hängen; und ich seh' ihn, ich sehe ihn schon hängen.

Araspe (lächelnd). Der arme Mann!

Panurg. Sie lachen noch? Nun hab' ich genug. An dem Rande seines Verderbens zu lachen —

Joachim. Per risum multum —

Panurg. Tum! Wo Du noch einmal reden wirst, Junge

— Hören Sie, Araspe, damit ich zeige, daß ich Menschenliebe habe, und daß ich einmal Ihr guter Freund gewesen bin: entsagen Sie Sich im Guten aller Ansprüche auf die Verlassenschaft meines Bruders! Wenn Sie das wollen, so wollen wir den ganzen Plunder begraben; ich will nichts aufrühren, sondern zufrieden sein, daß Juliane die einzige Erbin quasi ab intestato bleibe, nur mit der Bedingung, daß sie Vetter Jochen heirathet.

Joachim. Mich, Herr Araspe, mich! O ja, thun Sie es doch!

Panurg. Erklären Sie Sich bald! Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?

Araspe. Aber was kann das werden? Der arme Notar hängt ja doch einmal am Galgen.

Panurg. Sie spotten, glaub' ich, gar?

Joachim. Herr Araspe, ich bitte, ich bitte —

Panurg. Du bittest, Schurke? Und er sollte uns bitten, daß wir seine Streiche nur noch vertuschen möchten! Esel von einem Jungen! Willst Du denn nie klug werden? Ich rüffle doch an Dir und rüffle — Komm fort! Wissen Sie, Herr Bräutigam, Herr Erbe, auch Herr Vormund zugleich, wo ich nun spornstreichs hingehe? Zum Advocaten! Zum Advocaten!

Araspe. So werde ich wohl immer das Geld, mich vom Galgen loszukaufen, bereit halten müssen?

Panurg. Ja, Herr Bräutigam, Herr Erbe, Herr Vormund zugleich — Wirst Du Dich trollen, Junge? (Geht ab, indem er Jochen voranstößt.)

Dritter Auftritt.

Araspe.

Araspe. Es ist mir lieb, daß ich mich bei den Grobheiten dieses Mannes noch so habe mäßigen können. — Es muß ihn freilich schmerzen, und das Testament wird Mehrern wunderbar vorkommen, die die Denkungsart meines Freundes nicht gekannt haben. Für seinen guten Namen und für den Credit unsrer gemeinschaftlichen Handlung war er Alles aufzuopfern fähig. Er wußte der Trennung unsrer Güter, die er für gefährlich ansahe, auf keine andre Weise vorzubauen, als wenn er —

Vierter Auftritt.[1])

Araspe. Lelio (in tiefen Gedanken).

Araspe. Sieh da, mein Sohn! Was sagst Du, Lelio, zu dem Glücke Deines Vaters? Der rechtschaffene Pancraz! Es würde mit mir und also auch mit Dir nicht zum Besten ausgesehen haben, wenn ich mich mit Julianen hätte abfinden müssen.

---

1) **Goldoni, Commedie, Livorno 1791. Tom. XIX. p. 144 sqq. L'Erede fortunata.**

Scena II.

Pancrazio ed Ottavio.

Panc. Figlio mio, che dici tu di questa fortuna di casa nostra? Il Signor Petronio obbligando Rosaura a sposarmi, mi lascia erede di tutto il suo. Se avessi dovuto separar la sua parte dalla mia, e dar a Rosaura la porzione di suo padre, per noi sarebbe stato un gran tracollo. Non è tutt'oro, quel che luce. Abbiamo un gran credito, ma abbiamo ancora dei debiti. Così nessuno sa i fatti nostri, si tira avanti il negozio, si continua l'istesso nome, e si fa l'istessa figura. Ma che hai tu, che non parli? Tu guardi il Cielo, e sospiri? Ti dispiace che tuo padre abbia avuto questa fortuna? Hai forse paura, che maritando mi, non pensi più a maritare anche te? No, Ottavio, non dubitare; tu sai quanto ti amo; penso a te più che a me medesimo, e se passo alle seconde nozze, lo fo piuttosto per migliorar la tua condizione, che per soddisfar il mio genio. Cercati una ragazza savia, e da par tuo; te la darò volentieri. Se vuoi esser padrone, ti farò padrone. Manderò fuori di casa quel ganimede di Lelio mio genero, e quella matta di mia figlia gelosa di quel bel fusto. Se anche Rosaura tua madrigna ti darà soggezione, mi ritirerò con essa in campagna, e ti lascerò in libertà, che vuoi di più? Tuo padre può far di più per te? Via, figlio mio, via Ottavio consolami, fatti vedere allegro, corrispondi con amore al tuo povero padre, che per te spargerebbe il sangue delle sue vene.

Ott. Signor Padre, voi mi amate più che non merito. Mi offerite più di quello che a me si conviene. Mi colmate di benefizj, lo conosco, l'intendo, vi son grato, disponete di me a vostro piacere, ma un' interna melanconia mi tiene oppresso talmente, che non posso mostrare quell' ilarità. che da me pretendete.

Panc. Ma da qual cosa procede mai questa malinconia? Qualche causa vi sarà. So che non sei di temperamento malinconico. Ti ho visto pel passato allegro e giojale. Sei che tu eri l'unica mia conversazione, e che tanto mi compiaceva delle tue lepidezze, perchè da un momento all'altro ti sei così cambiato?

Ott. (Convien trovare un pretesto per acquietarlo.) Vi dirò, Signor Padre, la morte del Signor Petronio mi ha turbato talmente che non trovo riposo. Considero la brevità della vita, la necessità di morire, l'incertezza del nostro fine, e in un tal pensiere occupo tutto me stesso.

Panc. Ah! Ottavio, ricordati che tutti gli estremi divenrano viziosi. Pensare alla morte è bene, ma pensarvi in tal maniera è male. Chi ha sì gran timore della morte, fa conoscere che ama troppo la vita. Pensa a viver bene, se vuoi morir bene; lascia la malinconia, applica ai tuoi interessi, prendeti qualche onesto piacere; ma ubbidisci tuo padre, e non ti lasciar vincere dalla passione. Jo sono molto più vecchio di te. Ho da

Es ist nicht Alles Gold, was glänzet. Wir haben einen großen Credit, wir haben große Capitale, aber wir haben auch große Schulden! Wie gut ist es, daß nunmehr Alles in seiner Ordnung

---

morire avanti di te, anzi poco più posso vivere, e pure non mi voglio travagliare, e vivo da uomo onesto, per morire da uomo contento. Figlio mio, sta allegro, dammi questa consolazione; e poi disponi di me, della casa, del negozio, di tutto, che ti fo padrone.

Scena III.

Ottavio (solo).

Povero padre! Tu ami un tuo nemico, tu stringi al seno un rivale. Ma che? Sarò scellerato a tal segno di amar Rosaura più del mio genitore? Ah! no, ti scacci dal seno un amore, che se pria fu innocente, ora può divenire colpevole. Il destino mi priva dell' idolo mio, non posso oppormi al voler del Cielo. Oh Dio! Avrò cuore di abbandonare il mio bene? Ma! Avrei cuore di privar lei della paterna eredità e mio padre di una si ricca dote? No, no, sarei troppo vile, se il permettessi. Se non sarà mia sposa, sarà mia madre. Ah! miserabil cambio di condizione: come potrei imprimer baci rispettosi su quella mano, che sospirai baciar, come amante? Quale agitazione mi turba? qual dolore mi opprime? qual confusione mi sorprende?

Scena IV.

Arlecchino e detto.

Arl. Sior Patron . . . .

Ott. Son l'uomo più infelice di questa terra.

Arl. Sior Patron . . . .

Ott. Non me l'avrei mai creduto . . .

Arl. Ah! sior Patron . . .

Ott. Va al diavolo.

Arl. Che vaga? anderò (in atto di partire).

Ott. Cosa volevi da me?

Arl. Aveva da dirghe un no so che per parte de siora Rosaura, ma vaga via.

Ott. No, fermati. Cosa mi dovevi tu dire?

Arl. Vago al diavolo.

Ott. Parla dicò, o ti bastono. (Alza il bastone.)

Arl. La se ferma, parlerò. Siora Rosaura discusì, che ghe premeria de parlarghe.

Ott. Rosaura? Dove?

Arl. L'è in tela so camera.

Ott. Vado subito. Ma no — — Dille che ora non posso.

Arl. Gnor sì. (In atto di partire.)

Ott. Aspetta . . . Sarà meglio, che io vada. (S'incammina.)

Arl. Gnor sì, sarà mei.

Ott. Ma che mai potrò dirle? No, Arlecchino, dille che non mi hai trovato.

Arl. Ghe lo dirò. (In atto di partire.)

Ott. Fermati. Se scopre non esser vero, si tagnerà di me. Anderò dunque.

Arl. Da bravo.

bleibt und unsre Handlung unter ihrem alten Namen mit gleichem Nachdrucke fortgeführet werden kann! — Aber was ist das? Warum sprichst Du nicht? — Du siehst gen Himmel? Du seufzest? Gönnest Du mir mein Glück nicht? Oder befürchtest Du, ich möchte in einer neuen Ehe weniger auf Deine Versorgung bedacht sein? Fürchte nichts, mein Sohn! Du weißt, wie sehr ich Dich liebe; ich denke weniger an mich selbst als an Dich; und wenn ich zu einer zweiten Verbindung schreite, so thu' ich es, weil ich muß, und mehr um Deine Umstände zu verbessern, als etwa einer mir nunmehr unanständigen Neigung zu willfahren. Suche Dir ein Frauenzimmer, das Dir gefällt; hier hast Du meine Einwilligung im Voraus. Du sollst, sobald Du willst, Dein eigner Herr sein. Mein Eidam, das Stutzerchen, soll mir aus dem Hause sammt meiner närrischen eifersüchtigen Tochter. Ist Dir auch Deine Stiefmutter Juliane lästig, so will ich mich mit ihr aufs Land begeben und Dich allein hier lassen. Was willst Du mehr? Kann Dein Vater mehr für Dich thun? Drum sei auch wieder heiter und fröhlich, mein Sohn! Erwidre die Liebe Deines Vaters mit Liebe! Mein Blut wollte ich für Dich vergießen!

Celio. Liebster Vater, Sie lieben mich mehr, als ich verdiene, überhäufen mich mit Wohlthaten über Wohlthaten. Ich

---

Ott. Ma! nella confusione, in cui sono . . . Vanne, dille, che anderò poi.

Arl. Non occorr' altro. (In atto di partire.)

Ott. No, arrestati, il mio dovere è ch'io vada. (Parte.)

Scena V.

Arlecchino. Poi Fiammetta.

Arl. Oh che bel matto!

Fiam. Arlecchino.

Arl. L'è veramente ridicolo.

Fiam. Arlecchino, dico.

Arl. Cossa gh'è?

Fiam. La Signora Beatrice ti domanda.

Arl. Vado . . . ma no . . Fame un servizio, vaghe ti in vece mia.

Fiam. E che cosa vuoi, ch'io le dica?

Arl. Sarà mejo, che vada mi.

Fiam. Oh sì, sarà meglio.

Arl. Và, dighe, che non mi hai trovato.

Fiam. Ma perchè ho da dire questa bugia?

Arl. Se scoverze, che no se vero . . . anderò mi.

Fiam. Via presto.

Arl. Va ti.

Fiam. Ha domandato di te, non di me.

Arl. Si vuol me, non vuol te . . . vado . . . non vado . . . Oh Dio! resta tu . . . resta tu . . . che vado io . . (Parte.) — A. d. H.

erkenne es mit kindlichstem Dank. Befehlen Sie über mich ganz! aber ein innerlicher Kummer drückt mich nieder, und ich kann nicht so heiter sein, als Sie verlangen.

Araspe. Woher kömmt das aber? Du bist ja nicht melancholischen Temperaments; bist ja sonst vergnügt und lustig gewesen. Wie Du immer spaßtest und mich aufheitertest! Und nun auf einmal ein ganz anderer Mensch!

Lelio (vor sich). Ich muß schon einen Vorwand ersinnen, um ihn zu beruhigen. Ich will es Ihnen sagen, liebster Vater, der Tod des alten Pancraz geht mir nahe, will mir gar nicht aus dem Sinn, bringt mich auf die Betrachtung des kurzen menschlichen Lebens, der Nothwendigkeit zu sterben und der Ungewißheit unsers Endes.

Araspe. Lieber Sohn, was zu viel ist, ist zu viel und ist vom Uebel. An den Tod denken, ist gut. Aber so an den Tod denken, ist nicht gut. Wer so viel Furcht vor dem Tod hat, beweiset, daß er das Leben zu sehr liebt. Bestrebe Dich, gut zu leben, wenn Du gut sterben willst! Weg mit der Melancholie! thu Deine Schuldigkeit und mache Dir erlaubtes Vergnügen! Folge Deinem Vater und nicht Deiner Leidenschaft! Ich muß ja eher sterben wie Du; denn ich bin älter wie Du, aber nicht deswegen traurig.[1]) Ich lebe als ein ehrlicher Mann, um als ein zufriedner Mann sterben zu können. — Denke diesem nach, mein Sohn! Muntre Dich auf und laß mich, wenn ich Dich bald wiedersehe, ein fröhliches Gesicht erblicken! (Umarmt ihn und geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Lelio (der ihm mit Verwirrung nachsieht).

Lelio. Armer betrogner Vater! Dein Feind, Dein Nebenbuhler ist es, den Du so zärtlich umarmt hast. Aber wie? Werde ich so ruchlos sein und Julianen mehr lieben als Den, dem ich das Leben zu danken habe? Nein, ich muß sie unterdrücken, diese Liebe, so unschuldig sie auch sonst war. Mein hartes Geschick macht sie mir von nun an zu einem Verbrechen. — — Aber wie theuer wird es mir werden, alle meine Glückseligkeit auf einmal so aufzugeben! — Was hilft es? Ich muß. Oder will ich lieber eine

---

1) Das oben S. 610 erwähnte Manuscriptblatt fängt mit den Worten „aber nicht deswegen traurig" an und schließt mit den Worten des sechsten Auftritts: „Lelio. Nimmermehr hätt' ich es geglaubt — Pasquin." — A. d. H.

unschuldige Tochter ihrer väterlichen Verlassenschaft berauben und meinen Vater von dem Gipfel seiner Hoffnung herabstürzen? Nein, gewiß, das will ich nicht — So sei sie denn meine Mutter, die meine Gattin nicht sein kann! — Verhaßter Wechsel! —

Sechster Auftritt.

Pasquin. Lelio.

Pasquin. Das geht gut! Man fängt schon wieder an, mich als einen Bedienten vom Hause anzusehen. Nun, Herr Panurg, werden wir am Längsten beisammen gewesen sein! — Aber da ist er ja, an den ich meine Commission auszurichten habe! — Herr Lelio —

Lelio (ohne daß er den Pasquin gewahr wird). Ich bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne. — —

Pasquin. Herr Lelio!

Lelio. Nimmermehr hätt' ich es geglaubt —

Pasquin. Herr Lelio!

Lelio. Geh zum Henker!

Pasquin (indem er gehen will). Zum Henker? Ich geh', ich geh'.

Lelio. Was wolltest denn Du bei mir?

Pasquin. Ich hatte Ihnen was von Mademoiselle Julianen zu sagen; aber ich gehe schon.

Lelio. Nein, warte! Was hast Du mir zu sagen?

Pasquin. Ich geh' zum Henker.

Lelio. Rede, oder — (Er droht ihm mit dem Stocke.)

Pasquin. Bemühen Sie Sich nicht, ich will reden. Mamsell Juliane sagte, sie müßte Sie nothwendig sprechen.

Lelio. Juliane? Wo?

Pasquin. Auf ihrem Zimmer.

Lelio. Ich werde gleich zu ihr gehen. — Aber nein, sage ihr, daß ich itzt nicht kann.

Pasquin. Gut, mein Herr! (Und will abgehen.)

Lelio. Halt! — Es ist doch besser, daß ich selbst gehe. (Und will gehen.)

Pasquin. Ja, besser ist es.

Lelio. Aber was kann ich ihr sagen? Nein, Pasquin, sage ihr, Du hättest mich nicht gefunden!

Pasquin (indem er geht). Das will ich sagen.

Lelio. Bleib, bleib — Entdeckt sie, daß es nicht wahr ist, so grämt sie sich. Ich will selbst gehen.

Pasquin. Recht wohl!

Lelio. Aber in der Bestürzung, in der ich bin — Geh, sage ihr, ich würde nachkommen!

Pasquin. Nicht anders. (Und will gehn.)

Lelio. Nein, bleib! es ist meine Schuldigkeit, daß ich selbst gehe. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Lisette. Pasquin.

Pasquin. O, der närrische Herr!

Lisette. Pasquin!

Pasquin. Die possierlichste Haut von der Welt.

Lisette. Pasquin! Pasquin!

Pasquin. Nu, was giebt's?

Lisette. Madam Camille fragt nach Dir.

Pasquin (macht Lelio'n nach). Ich komme schon — aber nein! Thu mir den Gefallen und geh für mich!

Lisette. Was soll ich ihr denn sagen?

Pasquin. Es wird doch besser sein, daß ich selbst gehe.

Lisette. O, freilich wird's besser sein.

Pasquin. Geh und sage ihr, Du hättest mich nicht gefunden!

Lisette. Warum denn diese Lüge?

Pasquin. Erfährt sie aber, daß es nicht wahr ist — Ich werde gehn.

Lisette. Nur hurtig!

Pasquin. Geh Du nur!

Lisette. Sie hat aber nach Dir und nicht nach mir gefragt.

Pasquin. Freilich, wenn sie mich will, will sie Dich nicht. — — Ich komme schon — — nein, ich gehe nicht — O Gott! — Bleib — bleib — ich gehe schon.

27.

Der Magistertitel.

Der berühmte Schauspieler L. Eckhof schreibt an Lessing's Freund Felix Weiße, Hamburg, den 31. Juli 1756: „Des Herrn M. Lessing Umgang hat mich ungemein ergetzt. Wie vielen Dank bin ich Ihnen für die Bekanntschaft eines so braven Mannes schuldig! Wo er mir nicht geschmeichelt hat, so ist er mit meinem Spiel ziemlich zufrieden gewesen. Sein in Leipzig verkaufter Magistertitel hat uns sehr belustigt. Ich soll Ihnen seinen freundschaftlichen Gruß vermelden; allein vielleicht hat er weit eher an Sie geschrieben als Ihr Eckhof." (Weiße's Selbstbiographie, S. 40.) Dazu bemerkt Danzel, (Lessing, I. S. 261): „Es scheint, daß man nach der Fassung dieser Worte bei ihnen nicht einmal an einen in heiterer Gesellschaft vorgefallenen Scherz, sondern geradezu an eine Erzählung, wenn nicht gar an ein Lustspiel, das Lessing Eckhofen mitgetheilt hätte, zu denken haben dürfte." Auch wir lassen dies als literarisches Problem dahingestellt.

28.

[Virginia.]

Inwiefern dieser Plan, aus welchem später das Meisterwerk „Emilia Galotti“ erwuchs, sich in Lessing's Geistesentwickelung einfügt, wolle man aus der Vorbemerkung, S. 578 ersehen. Vielleicht war es zunächst die Durcharbeitung des Planes zum „Kodrus“ des Herrn von Cronegk (siehe Nr. 20), welche ihm ein Süjet nahe legte, dessen Motiv gleichfalls antike republikanische Tugend war. Nachdem er Moses Mendelssohn von diesem „Kodrus“ gesprochen, fährt er fort (in dem Briefe vom 22. October 1757): „Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein paar Monate Zeit darauf wenden könnte.“ Und den 25. November 1757 schreibt er an Nicolai: „Die Tragödie, an der ein junger Mensch hier noch arbeitet, sollen Sie in drei Wochen haben. Sie verdient es, mit gedruckt zu werden [in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“]. Ich glaube nicht, daß Sie nöthig haben, den Preis schon in dem vierten Stücke zu erkennen; Sie dürfen nur hinten mit einfließen lassen, daß die Preisstücke ehestens gedruckt werden sollten, woraus man das Mehrere ersehen werde.“ Aber schon den 21. Januar 1758 hat er seinen Plan geändert und verräth Nicolai: „Sein [des „jungen Tragicus“, womit er sich selbst meint] itziges Süjet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel „Emilia Galotti“ gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von Allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr

Leben, für sich tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte." Im Jahre 1754 hatte Lessing in der „Theatralischen Bibliothek" einen Auszug aus der Virginia des Spaniers Montiano y Luyando (1750) gegeben, welche er als classisch empfahl; in der „Dramaturgie" widerrief er später dieses günstige Urtheil. Wir möchten aber weder mit Guhrauer (Lessing, II. 2, S. 41) annehmen, daß das Stück des Montiano Lessing's Wahl bestimmt, noch mit Bouterweck (a. a. O.), er habe schon 1754 selbst an einer Virginia gearbeitet; näher liegt die Vermuthung, daß erst später der Franzose Campistron, dessen Virginia 1683 erschienen war (Guhrauer, ebendas.), Lessing zu einem Wettstreit anregte; denn bei einem der folgenden Entwürfe (Nr. 31) ergiebt sich der Hinweis auf Campistron aus Lessing's eigenen Aufzeichnungen.

[Virginia.] [1]

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Scene ein Zimmer in dem Hause des Claudius.

Claudius. Rufus.

Claudius. Wardst Du es gewahr, Rufus, als wir itzt bei dem Hause des Virginius vorbeigingen, mit welcher Verachtung er uns anblickte?

Rufus. Alter und wahnwitzige Träume von Rom und Ehre haben ihm das schwärmerische Gehirn verrückt.

Claudius. Sahst Du, mit welcher ungestümen Eilfertigkeit, mit was für finstern Blicken er herausging?

Rufus. Und was mochte die Ursache sein?

Claudius. Eben ist ein Befehl angelangt, der ihn ins Lager zurückruft, weil man sich alle Stunden einer Schlacht ver-

---

1) Zuerst gedruckt in der Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken, Bd. II. S. 472. — A. d. H.

sieht. Ein glücklicher Umstand, der dem Anschlage unsers Decemvirs auf seine schöne Tochter zu Statten kommen wird!

Rufus. Diese rasche Verfolgung eines versprochenen Mädchens, fürchte ich, wird einen unglücklichen Ausgang haben. — Sollte Appius Gewalt brauchen? — — Ich zittre bei diesem Gedanken. Virginius ist durchgängig verehrt; sein silbernes Haar, sein Ruhm, seine rauhe Beredsamkeit würde ganz Rom empören! — Wir müssen darauf denken, den Appius von einem so verzweifelten Unternehmen abzubringen.

Claudius. Vergebens! Unmöglich! — — Seine stürmische Leidenschaft spottet aller Vorstellungen. — Nichts mehr hiervon! Denn ich sage Dir, uns steht weiter keine Wahl frei als die Wahl der besten Mittel, sie durch Liebkosungen in seine Arme zu bringen.

Rufus. Durch Liebkosungen in seine Arme?

Claudius. Du weißt, sie ist versprochen, mit dem jungen Icilius versprochen; und wie zärtlich liebt sie ihn, dieses Schooßkind des Volks, dem er als Tribun so muthige Dienste geleistet!

29.

Kodrus.

V. Cronegk's Bearbeitung des „Kodrus", welche den von Nicolai aus dem Ertrage der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" für das Jahr 1757 ausgesetzten Preis für ein Trauerspiel erhielt und zugleich mit v. Brawe's „Freigeist" im Anhange zu diesem Jahrgang der „Bibliothek" zuerst gedruckt wurde, haben wir schon unter der vorigen Nummer erwähnt. Die Verhandlungen über das Stück ziehen sich durch eine Reihe von Briefen an Mendelssohn und Nicolai aus dem Jahre 1757. So schreibt Lessing im August 1757 an Nicolai: „Die Tragödie des H. von Cronegk will ich nächstens zurückschicken, mein Urtheil davon aber wird nicht allzu gut ausfallen," und an Mendelssohn den 22. October 1757: „Ich habe durch Herr Vossen den Kodrus wieder zurückgesendet und zugleich ein neues Stück mitgeschickt, welches bei Herr Dyken eingelaufen war. Der Kodrus hat nichts weniger als meinen Beifall. Doch wünschte ich, daß Herr Nicolai dem Verfasser nicht alle Wahrheiten sagte, die man ihm sagen könnte. Wenn ich ein paar ruhige Stunden finde, so will ich einen Plan aufsetzen, nach welchem ich glaube, daß man einen bessern Kodrus machen könnte." Worauf Mendelssohn den 25. October antwortet: „Es würde eine Zierde für die „Bibliothek" sein, wenn Sie einen bessern Plan zum Kodrus machen wollten." Ferner äußert sich Lessing gegen Nicolai, den 21. Januar 1758: „Ich bin in dem, was Sie von dem Kodrus und Freigeiste sagen, größtentheils Ihrer Meinung; besonders ist es

völlig richtig, was Sie von der Schreibart und den Charakteren des letzteren sagen. [1]) Ertheilen Sie also immer dem Kodrus den Preis. Aber haben Sie schon gehört, daß der Verfasser desselben, der Herr von Cronegk, vor einigen Wochen an den Blattern in Nürnberg gestorben ist? Es ist wirklich Schade um ihn; er war ein Genie, dem blos das fehlte, wozu er nun ewig nicht gelangen wird: die Reife. Da Sie unterdeß eigentlich nicht wissen sollten, daß er der Verfasser des Kodrus gewesen, so darf Sie sein Tod auch nicht abhalten, sein Stück zu krönen. . . . . Was meinen Plan von einem Kodrus anbelangt, so müssen Sie mir acht Tage Zeit lassen, um mich wieder auf Alles zu besinnen; man schickt nicht Plane zu Tragödien, oder gar Tragödien selbst, mit erster Post. Und Gott weiß, ob ich mich wieder auf Alles besinnen werde, ohne den Cronegk'schen Kodrus dabei zu haben. Freilich hat er ganz unnöthige Erdichtungen mit eingemischt, die Sie am Besten aus Jo. Meursii Regno attico sive De regibus Atheniensium, Lib. III. cap. 2 und folgenden, entdecken werden, wo Alles, was die alten Geschichtschreiber von dem Tode des Kodrus melden, gesammelt ist." Ein letzter Brief über das Project eines Kodrus, vom 18. Februar 1758 an Moses Mendelssohn, enthält die folgende kurze Skizze des Ganges der Handlung, welche für Lessing's dramatisches Gestaltungstalent sehr bezeichnend ist: „Bei der Correctur des Kodrus habe ich mich meines ersten Entwurfs zu einem Trauerspiele über diesen Helden größtentheils wieder erinnert. Ich würde die ganze Begebenheit in dem dorischen Lager vorgehen lassen. Das Orakel müßte auf beiden Theilen bekannt sein, und die Dorier müßten dieses Orakels wegen bereits seit einiger Zeit alle Schlachten sorgfältig vermieden haben. Aus Furcht, den Kodrus unbekannter Weise zu ermorden, müßten sie in den kleinern Gefechten die Athenienser nur zu greifen und keinen zu tödten suchen. Diese würden hierdurch natürlicher Weise eine große Ueberlegenheit gewinnen, und diese Ueberlegenheit könnte so weit gehen, daß die Dorier den ganzen Krieg aufzuheben und Attika zu verlassen gezwungen würden. Und von diesem Zeitpunkte würde sich mein Trauerspiel anfangen. Kodrus, würde ich nun weiter dichten, habe es erfahren, daß die Dorier sich zurückziehen wollten, und fest entschlossen, sich die Gelegenheit, für sein Vaterland zu sterben, nicht so aus den Händen reißen zu lassen, habe er sich verkleidet in das Lager der Dorier begeben. Hier

1) In der „Bibliothek der schönen Wissenschaften". — A. d. H.

giebt er sich für einen Megarenser und heimlichen Feind von Athen aus und findet Gelegenheit, den Feldherrn der Dorier zu überreden, daß die Athenienser das Orakel bestochen hätten, um ihnen eine so sonderbare Antwort zu ertheilen, durch die sie ihre Feinde zu schonen sich gemüßiget fänden. Der dorische Feldherr, der schon seinem Charakter nach ebenso ungläubig ist als sein Heer abergläubig, beschließt hierauf, alle gefangne Athenienser auf einen Tag umbringen zu lassen und den Krieg fortzusetzen. Umsonst widersetzt sich ihm der Priester, der das Orakel geholt, und zeigt ihm die Mittelstraße, die er zwischen der übermäßigen Furcht des Pöbels und der gänzlichen Verachtung des Götterspruchs halten solle. Er beharrt auf seinem Entschlusse, in welchem ihn der verkleidete Kodrus zu bestärken weiß. Der beleidigte Priester schlägt sich also auf die Seite Derer, die lieber zu viel als zu wenig glauben, und bringt den gemeinen Soldaten auf, der den Rathgeber, den verkleideten Kodrus, in der ersten Hitze des Aufruhrs ermordet. Und indem es nun bekannt wird, daß ihre Wuth das Orakel erfüllet, haben die Atheniensischen Gefangnen, deren nach meiner Anlage eine große Anzahl sein können, sich in Freiheit gesetzt und richten unter den Doriern eine so schreckliche Niederlage an, daß sie die Flucht ergreifen müssen. — Was sagen Sie von diesen ersten Zügen? Man müßte sehr unfruchtbar sein, wenn man nicht ohne alle Episoden fünf Aufzüge darnach voll machen könnte. Die meiste Kunst würde darin bestehen, daß die Person des Kodrus immer die vornehmste bliebe, und daß die verstellte Rolle, die er spielt, seinem Charakter und seinem edlen Vorsatze nicht nachtheilig würde. Wenn Sie und Herr Nicolai etwas Gutes in diesem Entwurfe finden, so will ich ihn, weiter und besser ausgeführt, seiner Kritik an einem bequemen Orte mit einrücken. So scheint er noch ein Wenig kahl."

Aber bei dieser Correspondenz über den Plan eines Kodrus hat es leider sein Bewenden gehabt. Irgend welche weitere Ausführung ist nicht bekannt geworden.

30.

Fatime.

Ueber diesen räthselhaften Entwurf, der nach Lessing's eigner Aufzeichnung den 5. August 1759 begonnen wurde, sind wir ohne alle weiteren Nachrichten. Wir können nur eine Stelle aus einem gleichzeitigen Briefe an Gleim (vom 28. Juli 1759) beibringen, welche bestätigt, daß Lessing sich damals viel mit dramatischen Entwürfen beschäftigt habe: „Auf meiner Sommerstube sollte es Ihnen gewiß nicht mißfallen. Nur glauben Sie um Gottes willen nicht, daß ich da arbeite! Ich bin nie fauler, als wenn ich in dieser meiner Einsiedelei bin. Wenn es hoch kömmt, mache ich Projecte, Projecte zu Tragödien und Komödien; die spiele ich mir dann selbst in Gedanken, lache und weine in Gedanken und klatsche mir auch selbst in Gedanken, oder vielmehr lasse mir meine Freunde, auf deren Beifall ich am Stolzesten bin, in Gedanken klatschen."

Fatime. [1]

Ein Trauerspiel.

1759.

Angefangen den 5. August.

Personen.

Fatime.
Abdallah.
Mervan.

---

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", II. S. 1—18. — A. d. H.

Erster Auftritt.

Mervan. Fatime.

Mervan (der zu Fatimen in das Zimmer tritt). Erwünschte, freudige Nachricht! Hat man sie Dir schon hinterbracht, Fatime? — Glückliche Fatime! Dein Abdallah kömmt zurück.

Fatime. Ach! —

Mervan. Er ist mit Aufgang der Sonne auf der Höhe erschienen. Günstige Winde schwellen seine Segel; seine Beute treibt vor ihm her, und der begrüßende Donner seiner Kartaunen wird immer vernehmlicher. — Noch wenige Augenblicke, Fatime, und Du schließest den feurigsten Liebhaber wieder in Deine Arme.

Fatime. Ach! —

Mervan. Du seufzest? — Und diese Thräne! Fatime, Du weinest? — Ich entsetzte mich vergebens. Du weinest; aber Du weinest vor Freuden. Deine Freude war immer eine sehr stille, eine melancholische Freude.

Fatime. Freude? — O, nenne mir das nicht, was ich auf ewig entbehren muß!

Mervan. Fatime!

Fatime. Und wäre diese Entbehrung mein ganzes Unglück! Man ist noch sehr glücklich, wenn man blos *nicht glücklich* ist.

Mervan. Welch eine Sprache! Was ist Dir? Was befürchtest Du? — Ich Unglücklicher, wenn ich dem Abdallah Dich mißvergnügt überliefere! Ich bin verloren! Er wird Deinen Unmuth meinem Betragen gegen Dich zurechnen. Er wird glauben, daß ich mich Dir in seiner Abwesenheit als einen Tyrannen und nicht als den gefälligen, freundschaftlichen Aufseher erwiesen, zu dem mich sein Vertrauen fähig hielt. Du kennst ihn ja, wie argwöhnisch er ist —

Fatime. Ist Abdallah so argwöhnisch?

Mervan. Das fragst Du noch, Fatime?

Fatime. Sei ohne Sorge, rechtschaffner Mervan! Demohngeachtet soll er auf einen solchen Argwohn gegen Dich nie gerathen; ich weiß schon, wie ich das verhüten muß. Ich will ihm so viel Gutes von Dir erzählen; ich will Deine mir erwiesenen Dienste so rühmen; ich will Dich seiner erkenntlichen Großmuth so oft, so innig, so dringend, so feurig empfehlen; ich will es ihm unendlichmal wiederholen, daß kein Vater, kein Bruder gegen mich liebreicher sein können; daß Du Dich allen meinen Wün-

schen günstiger, zuvorkommender erwiesen als der inbrünstigste Liebhaber; daß Du — —

Mervan. Um des Himmels willen, Fatime! — So hast Du mein Verderben geschworen? Womit habe ich das verschuldet? — Als der inbrünstigste Liebhaber! — Enthalte Dich dieses schrecklichen Worts von mir! Wenn Du auch einen noch so unschuldigen Sinn damit verbindest, — Du weißt ja, wie eifersüchtig er ist —

Fatime. Ist Abdallah so eifersüchtig?

Mervan. Und auch das fragst Du noch, Fatime?

Fatime. Ich fragte Beides, Mervan, um mich aus Deinem eigenen Munde zu entschuldigen. — Dieser argwöhnische, dieser eifersüchtige Abdallah kömmt wieder!

Mervan. Sei nicht ungerecht, Fatime!

Fatime. Und Du sei nicht grausam und laß mich weinen!

Mervan. Dieser eifersüchtige Abdallah ist sonst der redlichste Mann, der großmüthigste Freund —

Zweiter Auftritt.

Fatime. Mervan. Ein Sclave.

Der Sclave. Ich verkündige Euch die Ankunft des Abdallah. Itzt tritt er ans Land!

Fatime. Itzt schon?

Mervan. Fasse Dich, Fatime! Laß einen verrätherischen Sclaven nicht so tief in Deiner Seele lesen!

Sclave. Das Schrecken des Meeres! Die Geißel der Ungläubigen! Er kömmt als Sieger, und drei eroberte Schiffe führen die Reichthümer von ihm verheerter Küsten. Die Männer der Stadt stürzen aus dem Thore und empfangen ihn mit Jauchzen. Das sahe ich und eilte, mich mit dem Anblicke einer noch größern und reinern Freude zu beseligen: dem Entzücken seiner Fatime — Aber (indem er sie ernstlich betrachtet) —

Mervan. Aber was weiß ein Sclave, wie edlere Seelen sich freuen? Geh!

Dritter Auftritt.

Mervan. Fatime.

Mervan. Fatime! Fatime! — Noch ist es Zeit; noch kannst

Du uns retten! Hemme diese Thränen, ersticke diese Seufzer und rufe die Heiterkeit, wo nicht in Deine Seele, wenigstens auf Dein Gesicht zurück! Verstelle Dich — Ach! was muß ich Dir rathen, ich Unglücklicher!

Fatime. — —

Ibrahim räth Fatimen, ihn mit aller Hitze der Liebe zu empfangen. Er weiß nicht Worte genug zu finden, ihr die Liebe des Abdallah zu beschreiben, und verräth ihr dabei das Geheimniß. Er eilet ihm entgegen.

Sc. IV.

Fatime allein. Erbittert über das, was sie erfahren.

Sc. V.

Abdallah, voll Feuer und Inbrunst, sie wiederzusehen. Sie empfängt ihn kalt. Er klagt, weint, tobet, drohet, verspricht. — Sie legt es etwas näher, und er geht ruhig ab, zum Ausschiffen Befehl zu geben.

Sc. VI.

Fatime erst allein. Ibrahim kömmt und hat den Unwillen des Abdallah bemerkt. Sie dringt ihm unter Drohungen das Gift ab.

Sc. VII.

Er holt es und giebt es ihr, nachdem er die Hälfte davon zurückbehalten.

Sc. VIII.

Abdallah zu ihnen; er schickt den Ibrahim ab, um das Uebrige zu besorgen.

Sc. IX.

Abdallah, Fatime. Sie macht ihm wegen des Aufgetragenen bittere Vorwürfe. Er geräth in Wuth. Wirft ihr vor, daß sie das Geheimniß nicht umsonst von dem Ibrahim werde erfahren haben. Geht wüthend ab, ihn aufzusuchen.

Sc. X.

Entschluß der Fatime. Ein Sclave bringt ihr eine Schale.. nimmt das Gift darin.

Sc. X.

Abdallah. Fatime. Ein Sclave.

Sclave (Ibrahim läßt es fragen). Was willst Du, Herr, daß mit den Gefangenen geschehen soll, die sich auf Deinem Schiffe befinden?

Abdallah. Er soll sie ermorden.

Sclave. Alle?

Abdallah. Sie alle! — Und wenn sie und mein Vater darunter wäre!

Fatime. O der Wüthrich! der Unmensch!

Abdallah. Komm wieder, Sclave! — Gieb die Gefangenen frei!

Sclave. Alle?

Abdallah. Ja, alle gieb sie frei! Und beschenke sie alle!

Fatime. Weiß er, was er will? —

Abdallah. Freilich weiß ich es nicht! Geh, Sclave! Gieb sie frei, ermorde sie, mache, was Du willst! Geh! —

Sc. XI.

Abdallah. Fatime. Geht ab, den Mervan zu suchen.

Sc. XII.

Fatime nimmt Gift.

Sc. XIII.

Abdallah. Fatime.

Fatime. Zittre nicht, mein Herz, zittre nicht! Es gilt nicht Dir. Es gilt dem Abdallah!

Sc. XIV.

Sie bringen den Mervan geführt.

Abdallah. Wo bist Du, Verräther?

Mervan. Wo ich nicht lange mehr sein werde.

Letzte Scene.

Fatime. Wie freue ich mich, Dich zum Gefährten zu haben! Wir werden einen Weg gehen. Wir werden zu einer Zeit vor dem Auge des Propheten erscheinen. Ah, er war ein beßrer Mann, als seine Nachfolger sind! Er wird meine Klage hören, und Du, Ibrahim, wirst sie unterstützen — — Ah — —

Abdallah. Eure Klage! Schon recht! Der Beklagte wird mit erscheinen.

Fatime. Ich sterbe!

Ibrahim. Es ist aus!

Abdallah. Sie sterbe! Ihre Klage geht an. — Ich höre es, ich werde gefordert. Ich komme. Sie werden mich verklagen, — und Du, Prophet, mich verdammen. (Er durchsticht sich.)

---

1) Wir kommen —
Euch zu sehn, ist mir sehr lieb,
Sehr angenehm. Nichts könnte mir so lieb,
Nichts angenehmer sein, es wäre denn —
Euch nicht zu sehn. Wozu auch dieser Zwang?
Osman's Gebot, Dir, Fürstin seines Herzen,
Dir, seiner Auserwähltesten von uns,
Mit jedem Morgen unsrer Ehrfurcht Opfer
Zu bringen, Dir den öden langen Tag —
Indeß sein Schwert von den Ungläubigen
Den Zoll des Meers in fernen Wässern hebt —
Mit Freundschaft und Gespräch, mit Scherz und Spiel
Zu füllen, zu verkürzen: dies Gebot —
Verräth sein Mannsbild! den tyrannischen
Kurzsichtigen Gebieter! — Nicht genug,
Der ehmals gleich vertheilten Lieb' Euch Alle
Um Eine zu berauben, soll der Einen,
Ihr, die sein Eigensinn zur Glücklichsten —
Zur Glücklichsten! wofür ich leider gelte! —
Nicht ihr Verdienst zur Besten macht, der Einen
Soll von Euch Allen noch gefeiert, noch
Geschmeichelt werden? Eifersucht kocht Gift
Im eitervollen Herzen; erstickter Neid
Preßt Gall' und Fluch auf die verbissne Zunge,
Und doch soll Honig von den Lippen fließen
Und Scherz und Freundschaft aus den Augen lachen,
Die gern des Basilisken Vorrecht übten
Und gern mit jedem Strahl mich tödteten?
Ich kenn' Euch, Schwestern; denn ich kenne mich.
Ihr seid mir unausstehlich, weil ich Euch

1) Die nun folgende Versification des Ersten Auftritts hat im Original keine Ueberschrift. — A. d. H.

Es sein muß; und ich haſſ' Euch, denn ich fühl',
Ich fühl' es, daß Ihr mich nicht lieben könnt.
Nicht können?
Nein, nicht könnt!
Fürwahr —
Fürwahr,
Daß Du es wenigstens nicht kannst, das spricht
Schon dieser höhn'sche Ton, schon diese Miene,
Die auch den schönsten Mund verzerren würde.
Auch Deinen? Nicht? Du irrest Dich in mir.
Ich könnte Dich nicht lieben? Ich nicht? Blos
Daß Du so sehr gerecht bist gegen Dich
Und uns, blos darum könnt' ich Dich schon lieben,
Wär' sonst auch gar nichts liebenswerth an Dir.
Fahr nur so fort! Wer heute mich erbittert,
Der thut mir einen Dienst. Du kannst so wild
Mich schwerlich machen, als ich heut gern wäre.
Was ist Dir, theure, liebste Busenfreundin?
Was willst Du, theure, liebste Busen — schlange?
Dein sanftes Aug' ist blau, Dein Herz ist schwarz;
Dein Mund kann lächeln, wenn die Zähne knirschen.
Harmonische Bezauberungen spricht
Die glatte Zunge, spricht Verderben, das
Im Hinterhalt des Doppelsinnes lau'rt.
Schweig! Lieber will ich noch von Dir gekränkt,
Verhöhnet sein, als liebgekost von Dir.
Allein, Prinzessin —
Nannte man Dich so,
Als Du der Liebling unsers Bassa warest?
O, wärst Du's noch! Prinzessin, Königin
Wollt' ich Dich gern beim dritten Worte nennen
Und tief dabei, tief bis in Staub mich bücken.
Dehn nur den majestät'schen Hals und führ
Die großen Augen langsam rund umher!
Im Schwindel Deiner vor'gen Höh', der noch
Dich nicht verlassen, mag ich leicht
Dir viel zu unwerth scheinen, diesen Platz
Nach Dir, Prinzessin, zu bekleiden. Doch
Ich mag auch nicht mit Dir zu messen, zu
Vergleichen sein. Man misset und vergleicht
Nur Aehnliches. — Spricht Keine mehr ein Wort?

Ich mag mein Lob nicht hören, ich!
Und nun?
Da stehn sie! Was ist Euch befohlen? Was?
Gesellschaft mir zu leisten? stumme? Wenn
Ich wieder ruhig, wieder kalt soll werden,
So würd' ich's lieber wohl allein. — O geht!
Ich bitt' Euch, geht! — Was giebt ein Sclav' auf Bitten? —
Ha! Wollt Ihr die Erniedrigung ertrotzen,
Daß Eure Nebensclavin Euch befiehlt?
Nun, ich befehl' Euch: geht! — Ihr wißt, wie viel
Ich über ihn vermag. Er kömmt nun bald,
Und dann! — Gehorcht, wo nicht — Da kriechen sie!
So kommt doch nur! ha! ha!
Gelacht? Verlacht?
Warst Du es, Jaffith?
Ja!

Zweiter Auftritt.

Bleib hier! Du lachst,
Du bist leicht noch die Redlichste.
Das bin
Ich auch.
Bleib hier! Und warum lachst Du?
Weil
Ich leichtlich lach' und Lachen mir bekömmt.
Doch lachst Du doch wohl nicht so, wie Du gähnst,
So wie Du Athem holst, ohn' äußern Anlaß?
Was brachte Dich zum Lachen?
Darnach fragst Du?
Das Lächerliche, glaub' ich; denn das macht
Zu lachen.
Und wo war das Lächerliche?
An Euch? an mir?
Laß sehn! Es war doch wohl
An — Dir!
An mir?
Was dünket Dich, Fatime?
Wär' nicht ein kleines, schwaches, weißes Täubchen
Mit großen scharfen Uhusklauen, mit
Gekrümmtem spitzem Adlerschnabel, wär'

So ein Geschöpf der wilden Phantasie
Des Malers, in der weiseren Natur
Ein Unding, wohl nicht ein Geschöpf zum Lachen?
Nun denn?
Erkennst Du Dich, mein Täubchen, mein
Verstelltes Täubchen? Oder willst Du auch,
So wie die wahre Taube vor dem Spiegel,
Dich gegen Dein getreues Abbild sträuben
Und mit dem kleinen Schnabel darnach hacken?
Die närrischen Gesichter! Ich muß lachen.
Denn Jede, wett' ich, sitzet nun zu Winkel,
Wägt Deinen Zorn und zittert kindischer,
Als Du gedroht. Dein Zorn! Du zornig? Du?
Dein Zorn ist Laune; launisch kannst Du sein,
Nicht zornig. Und Dein Drohn! Die Nachtigall,
Sie will aus ihrer kleinen Kehle donnern.
Wer drohen will, muß Groll zu hegen wissen.
Und weißt Du das? Dir steht das Drohen so
Wie mir das Weinen.
Kannst Du gar nicht weinen?
Nein, aber auch nicht — weinen sehn. Du weinst?

IV.

Periode des Nationalkrieges.

Breslau und Berlin.

1760—1767.

---

31. Alcibiades.
32. Philoktet.
33. Arabella.
34. Kleonnis.
35. Seneca.
36. Nero.
37. Ludwig und Aurora.
38. Eraclio und Argila.
39. Fenix.
40. Der Schlaftrunk.

Vorbemerkung.

Wohl nie hat sich in der Literatur irgend eines Volkes ein größerer Umschwung vollzogen als in der deutschen Literatur zur Zeit des siebenjährigen Krieges durch die Großthaten des alten Fritz. Schon im Hubertsburger Frieden schied Oestreich factisch, wenigstens aus dem geistigen Verbande von Deutschland aus und wandelte in der Literatur fortan seine eigenen Wege. Norddeutschland aber, nicht die Preußen allein, schaarte sich enger und enger um das Banner der Hohenzollern, und „in der Freiheit heil'gem Schutz", der Jeden nach seiner Façon selig werden ließ, schlug es auf dem Gebiete der Literatur die Geistesschlachten, schuf es die Siegesmonumente, durch die sich seine Dichtergrößen dem großen Preußenkönig, ihrem geistigen Vorkämpfer, ebenbürtig zur Seite stellten. Der Abschluß des siebenjährigen Krieges fällt ziemlich mit der Zeit zusammen, in welcher der jugendliche Goethe (1765) den ersten Flug aus dem elterlichen Hause unternahm, um in Leipzig, einem der Brennpunkte norddeutscher Wissenschaft und Literatur, nicht seiner Fachwissenschaft obzuliegen, sondern, wie er selbst sagt, nach dem „Einen, was noth ist", in der Poesie sich umzuschauen. Auch er verleugnete so wenig, als es zehn Jahre früher Lessing in Leipzig gethan hatte, seine preußischen Sympathien in dieser damals noch zum Theil preußenfeindlichen Stadt. Da sein Zeugniß für diesen Umschwung in unserer Literatur, als des genialsten und mit seinem ganzen Herzen dabei betheiligtesten Zeitgenossen und gleichsam Augenzeugen desselben, das vollgültigste und gewichtigste ist, welches uns die Geschichte unserer Literatur aufbewahrt hat, so darf es hier, so bekannt es auch schon ist, doch nicht übergangen werden. „Friedrich", sagt er bei Gelegenheit

der Entstehungsgeschichte seines „Götz von Berlichingen“, „hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinem Siege zu nehmen.“ Und von seinem Leipziger Aufenthalt urtheilt er: „Indem ich nun als ein Schäfer an der Pleiße mich in solche zarte Gegenstände kindlich genug vertiefte und immer nur solche wählte, die ich geschwind in meinen Busen zurückführen konnte, so war für deutsche Dichter von einer größeren und wichtigeren Seite her längst gesorgt gewesen. — Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichtes nöthig ist.“ Mit dieser letzten Bemerkung bahnt sich Goethe den Uebergang zu einer Betrachtung der Gleim'schen „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers“. Und allerdings zeigt sich gerade an Gleim dieser gewaltige Umschwung auf das Augenfälligste. Er war bisher der Führer jener großen Schaar Anakreontischer Dichter gewesen, jener süßlichen Gefühlsschwärmer, die zu empfinden glaubten, wenn sie sagten: Ich empfinde! die sich in ein tändelndes Pathos hineinlogen und -trogen; er hatte von Liebe gesungen und war unverheirathet geblieben; er hatte den Wein gepriesen und war der größte Wassertrinker seines Jahrhunderts. Daß die Poesie den würdigen Inhalt eines ganzen Lebens bilden könne und müsse, war diesen pedantischen, gewissenhaften Amtsmenschen ein unfaßbares Geheimniß geblieben; wie sie in ihren Poesien nur schäkerten, so schäkerten sie auch mit ihrer Poesie. Es war „kein Mark in dieser hohlen Kunst“. Da donnerten die Kanonen von Lowositz, und zum Erstaunen Aller, nicht am Wenigsten seiner nächsten Freunde, die vorerst allein den wahren Namen des „preußischen Grenadiers“ erfuhren (auch Lessing), vertauschte Gleim den arkadischen Schäferstab mit der preußischen Muskete und Pickelhaube, und die deutsche Muse stieg aus dem arkadischen

Hirtenlande der Daphnis und Chloën hinunter in die kriegerischen Gefilde des spartanischen Eurotas. —

„Wohlan, es sei! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!“

Lessing's Freund, Felix Weiße, der noch 1758 „Scherzhafte Lieder“ herausgab, übersetzte die Kriegslieder des Tyrtäus und suchte selbst dem weiblichen Geschlechte durch seine „Amazonenlieder“ kriegerischen Enthusiasmus einzuhauchen. Ewald von Kleist, der Dichter des „Frühlings“, ließ 1759 sein spartanisches Heldengedicht, „Cissides und Paches“ erscheinen, und gleich im Beginn des siebenjährigen Krieges, 1756, schrieb er sein Trauerspiel „Seneca“, auf welches wir weiter unten (Nr. 35) zurückkommen werden. Eine Tugend überwog jetzt, wie im Leben so in der Literatur, alle übrigen: die Vertheidigung des vaterländischen Herdes. Und so griff man denn um diese Zeit gern wieder in das römische und griechische Alterthum zurück, freilich jetzt mit ganz andern Gesinnungen als früher, wo Gottsched „mit Kleister und Schere“ seinen „Sterbenden Cato“ zurechtzimmerte: — nicht mehr um den Franzosen nachzuahmen, sondern um dem eignen Volke leuchtende Vorbilder von Heldentugend aufzustellen. Lessing's „Philotas“ erschien 1759, ohne seinen Namen; und auch dies ist ein bezeichnender Umstand: der Dichter fühlte sich in dieser großen Zeit nicht mehr als bloßes Individuum, sondern als Glied seines Volkes und redete seines Volkes, nicht seine eigene Stimme. Ohne den Hintergrund der Großthaten des siebenjährigen Krieges ist dieses Stück, welches von Gleim bald darauf in Verse gebracht wurde, schlechterdings nicht zu begreifen. Auch wurde es von den schweizer Kritikern, Bodmer und Breitinger, die sich in diese kriegerische Begeisterung nicht hineindenken konnten, wirklich nicht begriffen. — Selbst das Versmaß veränderte sich; die tändelnden Anakreontischen und trochäischen Versmaße verschwanden, und Jamben und Anapästen traten an deren Stelle, die Muse wandelte den Marschschritt der Spartaner.

So lange Lessing freilich in der zweiten sächsischen Hauptstadt weilte, hatte seine Bewunderung der Heldenthaten des großen Preußenkönigs noch keine poetischen Blüthen treiben können. Zwar schon Cronegk's „Kodrus“ (Nr. 29), Lessing's „Virginia“ (Nr. 28) und Kleist's „Seneca“ (Nr. 35) beweisen, wie mächtig der „Trieb zum Vaterlande“ in der Poesie zu wirken anfing. Kaum aber

war Lessing (1758) nach Berlin zurückgekehrt, dem nunmehrigen preußischen Sparta, so schrieb er seinen „Philotas". In die eigentliche Welt des Nationalkrieges wurde Lessing jedoch erst in Breslau eingeführt, wohin er bekanntlich 1760 als Secretär des Generals Tauentzien ging. Hier dichtete er den „Alcibiades" (Nr. 31), und gewiß gehören auch die Pläne Nr. 32 bis 36, die mit Ausnahme des räthselhaften Nr. 33 sämmtlich in die Welt des classischen Alterthums verweisen, wenigstens dem Geiste nach dieser Periode an, die wir natürlich nicht mit dem Hubertsburger Frieden, schon deshalb nicht mit diesem können endigen lassen, weil „Minna von Barnhelm", die reifste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, wie Goethe sie nennt, erst 1766 erschien. Auch wurde Lessing durch sein Amt noch einige Jahre über den Friedensschluß hinaus in Breslau festgehalten. Das Abenteuerliche des Soldatenlebens, welches er in „Minna von Barnhelm" so vortrefflich schildert, scheint ihm auch, nach einer Nachricht des Rectors Klose zu schließen, den Vagabunden-Roman, die Novella picarresca, deren höchste Blüthe bekanntlich des Lesage „Gil Blas von Santillana" ist, nahe gelegt zu haben; wenigstens gehört Nr. 37 hieher, und vielleicht auch die beiden folgenden Nummern, die wir sowie Nr. 37 zuerst veröffentlichen, aber weiter keine Auskunft zu geben wissen. Nach Berlin zurückgekehrt, begann er auf eine äußere Veranlassung hin die Ausarbeitung von Nr. 40.

31.

Alcibiades.

Von der Entstehungszeit der beiden Entwürfe dieses Planes wissen wir nichts weiter, als was K. Lessing in dem Leben seines Bruders von dessen Aufenthalt in Breslau berichtet (I. S. 243): „Obschon sein Geist alles Wissenswerthe umfaßte, wozu ihm seine auserlesene Bibliothek, die er sich hier gesammelt, Veranlassung und Nahrung gab, so beschäftigte er sich doch in den ersten Jahren hier am Liebsten mit kritischen, antiquarischen, dramatischen und literarischen Gegenständen. Er machte sich Entwürfe zu mehreren Stücken, worunter auch Alcibiades [der erste Entwurf, unten sub A] war." In der Hamburger Zeit mag dann der zweite dieser Entwürfe entstanden sein; denn Lessing erwähnt den Alcibiades in den „Collectaneen" unter den tragisches Süjets, die er „zum Theil projectirt, zum Theil schon auszuarbeiten angefangen". Sehr gut bemerkt K. Lessing in der Vorrede zu dem 2. Theile des „Theatralischen Nachlasses", S. XVI: „Alcibiades scheint mir ein vortreffliches Süjet zu einem Trauerspiel. Dieser Liebling des Sokrates hat gleich große Tugenden und gleich große Fehler: die beste Beschaffenheit einer tragischen Person nach dem Aristoteles selbst." Wenn er dann fortfährt: „Mein Bruder hat sich dabei, wie man sieht, des Alcibiades von Otway und Campistron bedient. Ich habe diese beiden Tragödien nicht zu sehen bekommen können. Was er für eine Ausgabe von Plutarch vor sich gehabt, und was W. G. für ein Buch sein soll, kann ich auch nicht angeben", so hoffen wir uns um die Erklärung dieses ganz vortrefflichen Planes ein gewisses Verdienst zu erwerben, indem wir Lessing's Quellen, über die selbst Danzel, wie überhaupt über den ganzen Plan, Stillschweigen beobachtet, wenigstens zum Theil nachweisen.

A.

Alcibiades.[1])

Personen.

Alcibiades.
Artaxerxes, König in Persien.
Pharnabaz, Landvogt.
Susamithres, dessen Sohn.
Timandra, Geliebte des Alcibiades.[2])

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Alcibiades. Susamithres (Zaris).

Die zärtliche Freundschaft des Alcibiades gegen den Susamithres, obgleich die Eifersucht seines Vaters, des Pharnabaz, zum Theil daran Schuld ist, daß er den Hof verlassen.

Susamithres. Das weiß ich, mein Vater ist ehrgeizig.

Alcibiades. Und wessen ist ein Ehrgeiziger nicht fähig, wie der größten Tugenden, so der schändlichsten Laster, mit dem Unterschiede nur, daß diese Laster ganz unfehlbare Laster und jene Tugenden sehr zweifelhafte Tugenden sind. — Wie spät habe ich das erkennen lernen! Daß ich es nicht eher erkannt, lag an Dir nicht, göttlicher Sokrates! Mit welcher liebenden Hartnäckigkeit verfolgtest Du meine Jugend, um mich zur Kenntniß meiner selbst, meiner eignen Unwürdigkeit zu bringen, um den Stolz in mir zu unterdrücken! ꝛc.

In der Ebene von Persepolis (Elymais) an dem Flusse Araxes.

Zweiter Auftritt.

Alcibiades. Susamithres. Timandra.

Timandra spottet über ihre Sokratische Liebe und spottet den jungen Perser weg.

---

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", II. S. 57—72. — A. d. H.
2) Dieser Name, der uns aus Shakespeare's „Timon von Athen" geläufig ist, findet sich schon in Plutarch's „Alcibiades", Cap. 39. — A. d. H.

Dritter Auftritt.

Alcibiades. Timandra.

Sie beklagt sich nunmehr ernstlicher, daß er sie nicht mehr liebe. Alcibiades versetzt, daß Timandra ihn nie geliebt habe, daß kein Frauenzimmer einer wahren Liebe fähig sei. Er sei zu wohl überzeugt, daß Timandra nichts als eine eitle Nachahmerin der Aspasia sein wolle.

Timandra. Wo sind sie hin, die glücklichen Zeiten, da statt altväterischer Sinnbilder ein kleiner Liebesgott, den Blitz in der Rechten, von Deinem goldnen Schilde schreckte? da der lange Purpur nachlässig hinter Dir her floß? Plut., S. 400, da Dich die Aristophons in dem Schooße der zärtlichen Nemea malten? rc. Plut., S. 404, und der drängende Pöbel das Gemälde voll Wohlgefallens angaffte?

Alcibiades. Ist es Dir noch nicht genug, daß ich vierzig Jahr der Wollust und dem Ehrgeize, der ganzen schrecklichen Schaar der Laster gefrohnt habe? Die Thorheit hat den besten und größten Theil meines Lebens; hindre mich nicht, den kurzen kalten Rest der Weisheit zu weihen! Hier in dieser Einsamkeit, hier in dieser ruhigen Einöde will ich als ich selbst und mir selbst leben. Habe ich mich sonst leicht in alle Gestalten umgeschaffen, war es mir sonst einerlei, ob ich den arbeitsamen, strengen und mäßigen Spartaner oder den wollüstigen faulen Jonier oder den schwärmenden Bacchischen Thracier spielen sollte, so will ich von nun an der wahre Alcibiades leben.

Timandra. Vortrefflich! Ein zweiter Timon, und lächerlicher als der erste — —

Alcibiades. Timon war so lächerlich nicht, als Du vielleicht denkst —

Timandra. War Timon nicht etwa gar ein Prophet? Als er Dich einst von dem jauchzenden Volke begleitet sahe, wie freundlich, was er Keinem gethan, kam er auf Dich zu! Erinnerst Du Dich, was er sagte: „Vortrefflich, mein Sohn!“ und ergriff Dich bei der Hand; „es freut mich herzlich, Dich von Tag zu Tag größer zu sehen, denn Deine Größe ist das Verderben des Volks.“ Plut., S. 405.[1])

---

1) Dieselbe Geschichte erzählt Plutarch auch im Leben des Antonius von Timon: „Er floh und verabscheute allen menschlichen Umgang; nur den jungen, entschlossnen Alcibiades liebte er ungemein und bezeugte ihm seine Zärtlichkeit. Apemanthus wunderte sich darüber und fragte ihn, woher das käme. „Ich

Alcibiades. Timon sagte die Wahrheit ꝛc. Ich Elender — War ich es nicht, der aus Ehrgeiz die Athenienser zu dem thörichten Unternehmen, Sicilien zu erobern, brachte? (Plut., S. 405.) Nicht um die Athenienser mächtiger zu wissen, nein, um meine eigne Größe auf das überwundne Sicilien zu gründen. Der ich alle Nächte im Traume Carthago einnahm, Afrika unter das Joch brachte, von da nach Italien überging, als der Sieger des ganzen Peloponnes zurückkam, ich wollte aus Sicilien nichts als einen bequemen Waffenplatz für mich machen. Umsonst widersetzte sich der verständige Nicias; umsonst ahnte dem Sokrates der unglückliche Ausgang, den ohne Zweifel sein Gott begeistert hatte; umsonst ergriff der sternkundige Meton die brennenden Fackeln, verbrannte im heiligen Unsinne sein Haus und weissagte bei der Flamme Niederlage und Verderben. Umsonst ertönten am Adonischen Feste (Plut., S. 409) vorbedeutende Klagen. (Plut., S. 410.) Umsonst, mein Ehrgeiz mußte gestillt werden — ꝛc.

Unterdeß wird dem Alcibiades durch einen Hemerodrom die Ankunft des Königes gemeldet. Weil Alcibiades den Artaxerxes nicht sucht, so muß Artaxerxes den Alcibiades suchen.

Vierter Auftritt.

Timandra.

Sie ist voller Zorn und Wuth und entschlossen, mit dem Kritias und den übrigen griechischen Gesandten gemeinschaftliche Sache zu machen.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Artaxerxes. Pharnabaz. Alcibiades.

Verbindliche Vorwürfe des Artaxerxes. Der König eröffnet das Anbringen der griechischen Gesandtschaft. Er verspricht, sie abzuweisen, und erklärt vorläufig den Alcibiades zum obersten Feldherrn seiner Heere, und zwar an die Stelle des alten Pharnabaz.

---

liebe", sprach er, „diesen Jüngling, weil ich weiß, daß er einmal der Urheber vieles Unheils für die Athenienser sein wird."" Shakespeare, übers. v. Eschenburg, X. S. 424 f. — A. d. H.

Artaxerxes. Du sollst der Erste an meiner Linken sein. (W.-G., IV. §. 444.)[1])

Zweiter Auftritt.

Pharnabaz.

Pharnabaz ist darüber empfindlich und voller rachsüchtigen Anschläge. Siehe Otway's „Alcibiad.", S. 8, die ähnliche Rede des Tissaphernes.

Dritter Auftritt.

Pharnabaz. Susamithres.

Siehe die ähnliche Scene beim Otway, S. 22, zwischen dem Tissaphern und Patroklus.

Vierter Auftritt.

Pharnabaz. Kritias und Abgesandte.

Pharnabaz verbindet sich mit den griechischen Abgesandten zum Verderben des Alcibiades.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Alcibiades. Artaxerxes.

Artaxerxes eröffnet dem Alcibiades seinen ganzen Entwurf: unter seiner Anführung nämlich nicht sowohl seinen Bruder Cyrus als die Griechen zu bekriegen. Siehe zum Theil die Scene in des Campistron „Alcibiades", S. 33.

Artaxerxes. Schon halten sich meine Herolde fertig, Erd'

---

1) D. i.: Baumgarten's „Uebersetzung der Allgemeinen Welthistorie, die in Engeland durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertiget worden". Hier heißt es an der von Lessing citirten Stelle, S. 334: „Unter andern Erfindungen wird ihm [Dschemschid] der Siegelring zugeschrieben und der Gebrauch, der noch im ganzen Morgenlande üblich ist, die linke Hand der rechten als geehrter vorzuziehen." [Anm. 162] „Die Vorzüglichkeit der linken Hand vor der rechten ist bei den morgenländischen Völkern, wo sie eingeführet worden, nur auf Leute, so Waffen tragen und das Schwert führen, eingeschränkt, da die rechte Hand unter gelehrten und gottesdienstlichen Leuten vor geehrter gehalten wird." — A. d. H.

und Wasser von den griechischen Staaten zu fordern. (W.-G., IV. §. 137.)[1])

Zweiter Auftritt.

Alcibiades. Susamithres.

Susamithres' Freude, unter dem Alcibiades bald zu fechten. Alcibiades benimmt ihm diese Hoffnung. Von der Liebe zum Vaterlande.

Dritter Auftritt.

Timandra. Alcibiades. Susamithres.

Timandra spottet wieder, bittet aber, daß Alcibiades die griechische Gesandtschaft vor sich lassen wolle. Alcibiades macht deswegen Schwierigkeiten.

---

1) A. a. O., S. 123: „Wenn sie mit einem Volke Krieg anzufangen Willens waren, schickten sie Herolde oder Gesandten, von ihnen Erde und Wasser zu fordern, das ist, ihnen zu befehlen, sich dem Könige von Persien zu unterwerfen und ihn vor den Oberherrn ihres Landes zu erkennen. [Anm. u] Diod. Sic. l. II.; Herodot. l. 4 [Anm. M] Es haben sich Einige unrecht eingebildet, daß durch diese Forderung nichts Anders gemeinet worden, als daß Diejenigen, an welche sie ergangen, das persische Heer mit einer hinlänglichen Menge von Lebensmitteln versorgen sollten. Allein das Gegentheil erhellet aus allen Alten, insbesondere aus dem Herodotus, der uns erzählet, daß Darius einen Gesandten an den Indathyrsus, König von Scythien, abgefertiget und ihm befohlen habe, den König von Persien vor seinen Oberherrn zu erkennen und ihm zum Zeichen seiner Unterwerfung Erde und Wasser zu schenken. Auf diese Gesandtschaft antwortete der Scythe, daß er keine andre Herren als den Jupiter, seinen Vater, und Vesta, die Königin der Scythen, erkenne, und anstatt ihm Erde und Wasser zu schenken, wolle er ihm ein solches Geschenk senden, als er verdiene, und welches vielleicht verursachen möchte, daß ihm sein Hochmuth bei Annehmung des Titels seines Herrn leid werde. Er schickte ihm demnach einige Zeit nachher einen Boten, ihm von seiner Seite einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile zu schenken, welches Darius gerne als eine stillschweigende Unterwerfung und Uebergebung des Besitzes des Landes und Wassers an ihn erklären wollen; denn er sagte: „Die Maus wird in der Erde ernähret und lebet mit den Menschen von einerlei Speise; ein Frosch lebet in dem Wasser; ein Vogel kann mit einem Pferde verglichen werden, und durch die Pfeile scheinen sie ihre ganze Macht in meine Hände zu übergeben.“ Gobrias aber war der Meinung, daß der König von Scythien ihnen durch ein solches Geschenk zu verstehen gebe, daß die Perser, wofern sie nicht gleich einem Vogel in die Luft steigen, oder gleich den Mäusen sich in der Erde verbergen, oder gleich den Fröschen sich unter die Sümpfe tauchen könnten, unvermeidlich durch diese Pfeile umkommen würden. [Anm. 29] Herodot. l. 4. [Text] Diese Art, den Krieg anzukündigen, entlehneten sie, wie uns Plutarchus belehret, von den Medern, und die Meder scheinen hierin sowie in vielen andern Dingen den Assyrern nachgeahmet zu haben, die, wie aus dem Buche Judith erhellet [Anm. w] Judith, c. 2. [Text], auf ebendieselbe Art eine völlige Unterwerfung zu fordern gewohnt gewesen.“ — A. d. H.

Vierter Auftritt.

Pharnabaz. Timandra. Alcibiades. Susamithres.

Pharnabaz hebt diese Schwierigkeiten, und Alcibiades verspricht, die griechischen Gesandten an dem Altare, welchen er dem Schutzgeiste des Sokrates aufgerichtet, zu sprechen.

Fünfter Auftritt.

Pharnabaz.

Pharnabaz beschließt, diese Unterredung den Artaxerxes hören zu lassen.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Artaxerxes. Pharnabaz.

Sie kommen, die griechischen Gesandten und den Alcibiades im Verborgnen zu hören. Der persische heilige Abscheu gegen den Altar: D e m S c h u t z g e i s t e d e s S o k r a t e s.

Pharnabaz. Siehe, wie jeder dieser Ungläubigen sich einen eignen Gott schafft! Anstatt den einigen Gott im Feuer, auf seinem ewigen, sichtbaren Throne, der Sonne, anzubeten, betet Jeder sein eignes Hirngespinnst, oder welches noch lächerlicher ist und Du hier siehst, das Hirngespinnst eines Freundes an!

Zweiter Auftritt.

Alcibiades. Kritias und **Abgesandte.**

Sie wenden alle Künste an, ihn zu erschüttern, daß er mit ihnen nach Griechenland zurückkomme.

Kritias. Durch Dich schwört noch itzt die Athenienfische Jugend in dem Agraulischen Haine, so oft die kriegrische Trompete sie ruft, ihres Vaterlands Grenzen nicht enger als jenseit aller bewohnten und bebauten Erdstriche zu setzen. Plut., S. 399.

Alcibiades. Ich sollte dem Volke trauen? ich diesem vielköpfigen Ungeheuer? Heut wird es Dich vergöttern, wenn Du willst, und morgen Dich als den Schaum der Uebelthäter verdammen. Ein einziger heimtückischer Verleumder, ein einziger

Teucer ist genug, es wider Dich in Harnisch zu jagen. (Plut., S. 416.) Da ich mich am Festesten in seiner Gunst glaubte, ward ich als der verfluchte Verstümmler heiliger Bildsäulen, als der Verräther der Geheimnisse der Ceres angeklagt und verdammt. Sollte ich den Fluch schon vergessen haben, den damals seine Eumolpiden wider mich aussprachen?

Dritter Auftritt.

Timandra. Alcibiades. Kritias und Abgesandte.

Timandra thut gleichfalls ihr Möglichstes, und endlich wird Alcibiades bewegt und scheinet wenigstens schlüssig zu sein, bei dem Könige heimlich ihr Bestes zu besorgen.

Vierter Auftritt.

Zu Diesen Artaxerxes und Pharnabaz.

Der aufgebrachte König bricht hervor und macht dem Alcibiades die härtesten Vorwürfe und erklärt, ihn von nun an seinem Schicksale zu überlassen. Er befiehlt, den Altar des Sokrates zu zerstören, den Ort zu reinigen und ein Pyreum an die Stelle zu bauen.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Alcibiades. Kritias.

Die heimtückische Freude des Kritias, den Alcibiades bei dem Könige verdächtig gemacht und in Ungnade gebracht zu haben.

Zweiter Auftritt.

Alcibiades. Susamithres.

Susamithres ist entschlossen, jedes Geschick mit dem Alcibiades zu theilen.

Dritter Auftritt.

Susamithres. Pharnabaz.

Pharnabaz, nachdem der König im Zorne nach seiner Residenz zurückgekehrt, kömmt, seinen Sohn abzuhalten, sich mit dem Alcibiades nicht ins Verderben zu stürzen. Susamithres beruft sich auf das persische Gesetz wider die Undankbarkeit, nach welchem er durchaus strafbar sein würde, wenn er den Alcibiades in so gefährlichen Umständen verließe. (W.-G., IV. §. 138.) [1])

Vierter Auftritt.

Alcibiades, verwundet. **Susamithres. Pharnabaz.**

Alcibiades kömmt verwundet zurück und stirbt. Susamithres stürzt sich in das Schwert seines gereizten Vaters.

„Was hält mich ab (indem Susamithres das Schwert zieht), eine That zu thun, die der Meinung, daß ich Dein Sohn gewesen, widerspricht? (Al. W.-H., IV. §. 127.) [2])

Alcibiades verlangt, daß ihn Susamithres vollends tödten soll, und weil sich der Freund dessen weigert, so thut es Pharnabaz.

Fünfter Auftritt.

Zu Diesen ruft Pharnabaz herein Timandra, Kritias und Abgesandte.

Pharnabaz. Kommt herein! Was schleichet Ihr draußen herum wie die feigen Jäger vor der Höhle des verwundeten Löwen?

---

1) A. a. O., S. 124: „Es gab besondere Gesetze wider die Undankbarkeit, und wer Jemanden einen guten Dienst erwiesen hatte, konnte, wenn er keine gehörige Vergütung erhalten, die undankbare Person gerichtlich belangen, welche, nachdem sie dessen überführet worden, mit großer Strenge bestrafet wurde.“ [Anm. m: Xenoph. Cyrop., l. 1; Ammianus Marcellinus, l. 3. 5; Themistius, Orat. 3. — A. d. H.

2) Ebendas., S. 116: „Sie hatten eine solche Ehrerbietigkeit gegen ihre Eltern, daß sie es vor unmöglich hielten, daß jemals Einer seinen Vater oder Mutter umbringen könne, daher in ihren Gesetzen auf solche Verbrechen keine Strafen gesetzt waren, und wenn Jemand wegen Begehung eines so schändlichen Verbrechens verklaget worden, wurde er jederzeit von den Richtern vor ein unächtes oder untergeschobenes Kind erkläret.“ — A. d. H.

B.

Alcibiades in Persien.[1])

Sc. I.

„O, wie glücklich hat den Alcibiades sein freiwilliges Elend gemacht! Es war der göttlichste Gedanke, den ich jemals gehabt, mich nach Persien zu verbannen! aus dem weisen Griechenlande, wo Aberglaube und gesetzlose Frechheit den Pöbel, Ehrgeiz und Ohnegötterei die Großen regiert, in das barbarische Persien, wo Wahrheit und Tugend den alten Thron besitzen!“

Sc. II.

„Komm, mein junger edler Freund! Hier auf diesem anmuthigen Hügel, über dem spiegelnden Araxes, das prächtige Persepolis im Gesichte, habe ich Deiner unter den Palmen gewartet.“

Zaris. Er hat vor der aufgehenden Sonne angebetet.

Alcibiades. Auch ihn hat dieses prächtige Schauspiel entzückt und die Seele mit würdigen Gedanken von ihrem Schöpfer erfüllt. — Laß uns diesen Tag in unsrer Freundschaft glücklich sein —

Zaris. So glücklich, als es uns das annahende Geräusch des Hofes erlauben wird. Der kommende Frühling ruft ihn von Susa nach Persepolis. Der Zug geht heut hier durch.

Alcibiades. O, möchte es dem König nicht einkommen, mich hier in meiner Einöde zu besuchen! Ich will mich nicht wieder in Geschäfte verwickeln lassen; ich will den Rest meines Lebens der Ruhe und den Betrachtungen widmen. — O, könnte ich noch Einen aus dem Schiffbruche meines Vaterlandes retten! den göttlichen Sokrates —

Zaris. Du hast mir schon so viel von diesem Manne erzählt, daß ich eine wahre Hochachtung für ihn bekommen. Die Vorsicht, habe ich daraus erkannt, erweckt in allen Ländern von Zeit zu Zeit Männer, die es verhindern müssen, daß sich die Menschen von ihrer wahren Verehrung nicht zu weit verirren. — So war unser Zoroaster — —

---

1) Zuerst gedruckt in der Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken, Bd. II. S. 470 f. — A. d. H.

Alcibiades. Auch Sokrates hat von diesem großen Manne gehört und mir von ihm erzählt. — Wenn er doch seine Nachfolger, seine Lehren hier näher erkennen könnte! Wenn er doch hier könnte einsehen lernen, daß seine (Lücke)[1]) keine abergläubische Zauberkunst, sondern eine Sammlung von den erhabensten Lehren der Gottheit sei.

Zaris. Wie entzückt es mich, daß Du, als ein Grieche, uns so viel Gerechtigkeit widerfahren lässest! Deine spöttische Timandra ist von dieser Art nicht. — Alles kömmt ihr hier lächerlich und unsinnig vor.

Alcibiades. Gedenke mir ihrer nicht! Ich hasse sie itzt mehr, als ich sie einsmals zu lieben glaubte. Wenn sie mich doch verlassen und wieder in ihr Vaterland zurückkehren wollte — — Da kömmt sie schon —

Sc. III.

Timandra. Immer beisammen? Und schon so früh? Ihr Unzertrennlichen, wie soll ich Euch nennen, Freunde oder Liebhaber?

Alcibiades. Alle Freunde sind Liebhaber, Timandra, aber nicht alle Liebhaber Freunde —

Timandra. Ich verstehe Deinen Vorwurf —

---

1) Lessing war wohl unschlüssig, wie er nach seiner Quelle die Religionslehre des Zoroaster nennen sollte, ob: Sabder (W.-G., IV. S. 137, 140) oder: Zend (ebendas., S. 322) oder: Zendavesta (ebendas., S. 394). — A. d. H.

32.

Philoktet.

Den Plan eines dramatischen Philoktet dem Breslauer Aufenthalte zuzuweisen, veranlaßt uns zunächst die bekannte Stelle aus dem in Breslau geschriebenen „Laokoon“ (Werke, Th. VI. S. 23): „Es ist merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerspielen, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind, sich zwei Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinste Theil des Unglücks ist, das den leidenden Helden trifft. Außer dem Philoktet der Sterbende Hercules. [Vgl. Nr. 24.] Und auch diesen läßt Sophokles klagen, winseln, weinen und schreien. Dank sei unsern artigen Nachbarn, diesen Meistern des Anständigen, daß nunmehr ein winselnder Philoktet, ein schreiender Hercules die lächerlichsten, unerträglichsten Personen auf der Bühne sein würden. Zwar hat sich einer ihrer neuesten Dichter (Chataubrun) an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?“ Von da zieht sich dann die meisterhafte Erörterung des Sophokleïschen Philoktet bis zum Ende des 4. Abschnittes (a. a. O. S. 45) hin. Später, wie in der „Dramaturgie“, erwähnt Lessing das Stück nur beiläufig. In den „Collectaneen“ führt er Philoktet unter den „Tragischen Süjets“ gar nicht an, und die Bemerkung unter „Philoktet“ bezieht sich nicht auf ein Drama. Gleichwohl hatte er seinen Freunden von diesem Süjet erzählt; denn Ebert fragt den 4. October 1768 (vgl. auch oben unter Nr. 25): „Wo bleibt Klopstock's Schlacht Hermann's? wo sein Messias? wo seine Oden? wo alles Uebrige? — Vielleicht bei Ihrem Laokoon, bei Ihrer Arabella, Ihrem Dr. Faust, Philoktet &c.?“ — und fast mit denselben Worten den 26. Ja-

nuar 1769: „Wo bleibt denn Hermann's Schlacht? — und die Dramaturgie? und Dr. Faust? und Arabella? und Philoktet? und der II. Theil Laokoon's? und alles Uebrige?" Und daß Lessing einen Entwurf seines Philoktet wirklich niedergeschrieben hatte, beweist eine Notiz seines Bruders in der Vorrede zum „Theatralischen Nachlaß", II. S. XXVIII f.: „So finden sich [im Nachlaß] noch ein paar Entwürfe zu bürgerlichen Trauerspielen: Tonsine und Fenix; zu Tragödien: Philoktet, der Tod des Nero, Seneca, Ernst von Staupitz und Arabelle; aber von jedem dieser Stücke ist so wenig da, daß man kaum einen, geschweige seinen Plan daraus absehen kann." Leider hat K. Lessing auch dieses Wenige nicht mitgetheilt, und auch unter den Breslauer Papieren hat sich außer „Fenix" (siehe Nr. 39) nichts von diesen Entwürfen gefunden.

33.

Arabella.

Wir haben dieses räthselhafte Süjet nur deshalb mit dem vorigen gleichzeitig angesetzt, weil seiner überall mit dem „Philoktet“ zugleich Erwähnung geschieht. Außerdem wird dasselbe noch in einem Briefe von Boie an Eschenburg genannt, Flensburg, den 16. December 1767 (O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an Lessing, S. 93 f.): „Von ihm [Lessing] bekommen wir bald eine neue Komödie, „Der Schlaftrunk“, die schon gedruckt ist, aber vor der Aufführung nicht ausgegeben wird, Arabella, ein Trauerspiel, und die neue „Matrone von Ephesus“. Er hat verschiedene andere Sachen noch unter Händen, und darunter recht kühne Originalstücke.“

34.

Kleonnis.

In seinen „Collectaneen" (Th. XIX uns. Lessing-Ausg.) erwähnt Lessing neben Faust, Alcibiades und Nero auch den Kleonnis unter den tragischen Süjets, die er zum Theil projectirt, zum Theil schon auszuarbeiten angefangen, und unter dem Worte „Kleonnis" sagt er:

„Das Lemma zu dieser meiner Tragödie in Ansehung des Hauptcharakters, des Vaters nämlich, könnte sein, was Ovidius von dem Ajax sagt:

— — Qui ferrum, ignemque, Jovemque
Sustinuit toties, unam non sustinet iram,
Invictumque virum vincit dolor." [1])

Also, setzen wir hinzu nach Schiller's „Siegesfest", der diese Stelle des Ovid im Sinne hatte: „Ach, der Zorn verderbt die Besten!" Wir werden sogleich sehen, welcher Schluß sich aus diesem Lemma auf den Inhalt des Entwurfes und auf die Katastrophe des Trauerspiels ziehen läßt. Lessing's Auszüge, die er sich zu diesem Entwurfe aus alten Schriftstellern gemacht hatte, veröffentlichte sein Bruder im zweiten Theile des „Theatralischen Nachlasses" (S. IX—XIV) folgendermaßen:

„Kleonnis. Zu diesem Trauerspiel fand ich keinen Plan, sondern nur einen halben Bogen, worauf er sich dasjenige geschrieben, was er bei Ausarbeitung dieser Tragödie nutzen wollen. Da er sich aber darin Manches lateinisch, Manches französisch und Manches gar griechisch notirt, so würde es zu sonderbar lassen, es grade so und nicht deutsch herzusetzen:

---

1) Ovid. Metam., XII. 384—386. — A. d. H.

„Kleonnis im Jahre der Welt 3261, im Jahre J. C. 743. Pausanias, B. IV. S. 216—242; Justinus, B. 3. C. 4; Strabo, B. 6 u. 8; Orosius, B. 21.

„Euphaes 13ter Abkömmling des Hercules, während des ersten Krieges zwischen den Messeniern und Lacedämoniern König von Messenien, welchem sein Sohn Polydorus folgte. Das Commando seiner Armee vertraute er dem Kleonnis.

„Die Lacedämonier fingen den Feldzug mit der Belagerung von Amphea an. Theopomp war damals König von Sparta.

„Die Messenier lagerten sich bei Ithome, einer kleinen Stadt am Berge gleiches Namens, und verschanzten sich.

„Im achten Jahre dieses Krieges geschah die blutige Schlacht, in welcher Kleonnis und Aristodem sich hervorthaten und den sehr blessirten König retteten. Dieser Aristodem hatte zu Anfange des Krieges, um den Zorn der Götter zu stillen, seine Tochter aufgeopfert."

„Personen:

„Euphaes, der Vater, König der Messenier.

„Kleonnis, sein Sohn, der bei der Plünderung von Euphea[1]) weggekommen und unter dem Namen Melaneus in dem Stücke vorkömmt.

„Amphea, eine Stadt in Messenien am lacedämonischen Gebiete, nicht sehr groß, aber auf einem hohen Hügel gelegen und mit einer Menge Wasserquellen versehen. Der Ueberfall von den Lacedämoniern geschah, als die Stadt weder ihre Thore gesperret noch Besatzung hatte. Alles, was sie antrafen, machten sie nieder, sie mochten sich noch in den Schlafgemächern befinden oder ihre Zuflucht zu den Altären genommen haben, Wenige entkamen nur.

„Dorysssus, Sohn des Theopomp, König der Lacedämonier.

„Pytharatus, der zweite Sohn des Euphaes, der aber lieber nicht zum Vorschein kommen darf.

„Aristodem, Feldherr des Euphaes.

„Tisis, ein Sohn des Hercules und berühmter Wahrsager, wurde von den Messeniern nach Delphos geschickt. Als er von da zurückging, überfielen ihn die Lacedämonier aus der Festung Amphea. Er wehrte sich tapfer, so daß sie ihn nicht gefangen nehmen konnten. Endlich hörte man eine Stimme: „Laßt den Botschafter des Orakels los!" Hierdurch entkam er auch wirklich und brachte dem König

1) ?Amphea. — A. d. H.

Euphaes den Orakelspruch, starb aber etliche Tage drauf an seinen Wunden. Der Inhalt desselben ist ohngefähr dieser: „Wählt durchs Loos ein unberührtes Mädchen aus dem Blute des Aepytus zum Opfer für die unterirdischen Götter!“ Sogleich ward unter diesen Nachkommen gelooset, und das Loos traf die Tochter des Lyciskus, welche aber der Wahrsager Epebolus nicht opfern lassen wollte, weil sie ein untergeschobenes Kind sei. Indem er aber dieses dem Volke vorschwatzte, flüchtete Lyciskus mit seiner Tochter nach Sparta. In dieser Verlegenheit bot Aristodem seine eigene Tochter zum Opfer, welche aber ein Messenier heimlich liebte und zu retten suchte. Er gab vor, Aristodem habe über sie keine Macht mehr, sie sei ihm heimlich versprochen worden. Als man darauf nicht hörte, so gab er vor, bei ihr geschlafen zu haben, und sie sei von ihm schwanger. Diese unverschämte Lüge brachte den Aristodem so in Harnisch, daß er seine Tochter tödtete, ihren Leib aufschnitt und alle Anwesende von ihrer Unschuld augenscheinlich überführte.

„Dieses wäre freilich Stoff zu einer Tragödie. Abt[1]) Boyer, der eine, Aristodem betitelt, herausgegeben, scheint entweder diese Begebenheit zum Inhalte seines Trauerspiels gemacht zu haben, oder das Ende desselben, welches darin bestand, daß Aristodem sich selbst auf seiner Tochter Grabmal ermordete, als er König geworden, das Orakel ihm lauter Unglück prophezeihte und er sie vergebens aufgeopfert zu haben einsah. Doch habe ich dieses Stück selbst zu lesen nicht Gelegenheit gehabt.

„Nach dem zu urtheilen, was er davon hinterlassen und ich liefere, konnte Alles dieses meinem Bruder zu dieser Tragödie nichts dienen, welche mit seinem Philotas vielmehr Aehnlichkeit zu haben scheint. Vielleicht, daß er sie auch darum liegen lassen oder Philotas gar daraus entstanden ist.“ —

„Es wäre eine undankbare Mühe,“ sagt Hölscher (Lessing als Dramatiker, II. S. 19), „zu erforschen, wie die Handlung weiter sich fortspinnen soll, da der Dichter aus der Quelle dieser Geschichte, Pausanias, nur die Namen entlehnt hat; denn bei Diesem hat Euphaes keine Kinder, Kleonnis ist Feldherr der Messenier und streitet nach Euphaes' Tode mit Aristodem um die königliche Würde. Daß Euphaes, wie Pausanias annimmt, sich allzu kühn in die Schlacht stürzt, fällt, Aristodem dann als Bewerber des Thrones auftritt, hierauf Kleonnis zum Vorschein kommt u. s. w., diesen mit

1) ?Abel. Vgl. Werke, Th. VII. S. 501, und die „Collectaneen“ unter „Boyer“. — A. d. H.

der Geschichte vermittelnden Gang anzunehmen, ist auch wohl nicht einmal erlaubt, weil Euphaes Hauptperson bleiben sollte." Doch wird es wohl nicht zu kühn sein, eben aus dem oben angeführten Lemma zu vermuthen, daß Euphaes seinen Sohn Kleonnis tödten sollte, ohne ihn zu kennen, weil er ihn für den Mörder des jüngeren Sohnes Pytharatus, „der lieber nicht zum Vorschein kommen darf", hielt. Wahrscheinlich nahm Lessing an, Kleonnis habe sich aus Liebe zur Tochter des Aristodem, und weil er von ihrer Gefahr hörte, daß nämlich ihr Vater sie einem Orakel zufolge opfern wollte (siehe oben), mit Lebensgefahr aus der Gefangenschaft der Lacedämonier gestohlen und unerkannt nach Ithome geschlichen.

Unter den Breslauer Papieren findet sich auch ein bisher noch nicht veröffentlichtes Blatt, welches die Ursache der Entstehung des messenischen Krieges erzählt. Es lautet:

„Polychares, ein vornehmer Messenier, wurde in den Olympischen Spielen gekrönt; denn er wurde in der 4. Olympiade bei den Eliern zum Sieger erklärt. Er hatte so viel Kühe, daß er sie nicht alle auf seinem Grund und Boden ernähren konnte und sie auf die Wiese eines Spartaners, Namens Euäphnus, schickte, welcher es mit der Bedingung zufrieden war, daß er den Profit davon theilete. Dieser geizige, verschlagene und einf [? schmeichelnde][1]) Mann verkaufte lacedämonischen Kaufleuten die Kühe und Hirten davon, ging darauf zum Polychares und beredete ihn, Seeräuber hätten das Vieh mit den Hirten weggeführt. Ein Hirte aber davon entdeckt dem Polychares die Wahrheit. Euäphnus kann seine Schelmerei nicht bemänteln, entschuldigt sich und fleht um Gnade, will Alles ersetzen; da er aber kein Geld bei sich hat, bittet er den Polychares, seinen Sohn mitzugeben, der von ihm den Ersatz erhalten solle. Polychares geht dieses ein. Da sie aber auf lacedämonischen Boden gekommen, ermordet Euäphnus den Sohn des Polychares, welcher sich darauf nach Sparta begiebt, sich an die spartanischen Könige und Aeltesten wendet und ihnen sein Unglück klagt. Sie hören ihn, aber sie thun ihm nicht Gerechtigkeit. Vergebens wiederholt er seine Klage, er ist nicht mehr seiner mächtig, er tödtet den ersten den besten Lacedämonier und rettet sich nach Messenien. Die Lacedämonier beklagen sich, daß die Messenier ihnen nicht den Polychares ausliefern; sie fordern auch den Mörder ihres Königs Teleklus und baten um Genugthuung wegen des

---

1) Der zweite Theil des Wortes war unleserlich. In Sylburg's Uebersetzung des Pausanias (s. unten S. 670, Anm. 5), S 207, steht „blandus". — A. d. H.

von Temenus zum Besten des Kresphont und zum Nachtheil der Aristodemischen Kinder begangenen Betrugs. Das ist die Ursache des ersten messenischen Krieges mit den Lacedämoniern. Teleklus, König der Spartaner, wollte, nach ihren Berichten, verhindern, daß ihre jungen Mädchen, die zum Feste der Diana gekommen, nicht von den Messeniern geschwängert würden. In diesem Streite wurde er getödtet, und die Spartanerinnen wollten lieber sterben, als ihre Schande überleben. Hingegen erzählen es die Messenier so. Teleklus habe junge Mannspersonen als Mädchen verkleidet, die unter ihren Kleidern Dolche versteckt gehabt, hätten so die Messenier angefallen, um Messenien zu erobern, welches von den Lacedämoniern wegen seines vortrefflichen Bodens beneidet worden wäre, da sie sich's am Wenigsten vermuthet. Sie hätten eben Gewalt mit Gewalt vertrieben, und da sei der König Teleklus umgekommen. Temenus wollte, daß gelooft werden sollte, ob Kresphontes oder die Aristodemischen Kinder zur Regierung kommen sollten. Temenus nahm eine Buteille mit Wasser, that zwei kleine Kugeln hinein, eine für Kresphontes, die andere für die Aristodemischen Kinder. Dessen Kugel zuerst käme, sollte zwischen Messenien und Lacedämon wählen können; aber Temenus hat betriegerisch die Kugel des Kresphontes von Ziegelstein, die der Aristodemischen Kinder aber nur von an der Sonne getrocknetem Thon gemacht, und so wurde Messene dem Kresphontes zu Theil."

Wir theilen außerdem noch die vorstehend auf S. 666 f. aus dem „Theatral. Nachlaß" abgedruckte Stelle wörtlich nach dem unter den Breslauer Papieren befindlichen Original — also ohne die betreffenden Passus zu übersetzen — mit.

Auf einem halben Bogen Großquart steht Folgendes:

„Première guerre entre les Messéniens et les Lacédémoniens. ao. M. 3261; ao. J. C. 743; Strabo, l. 6 et 8; Orosius, l. 21; Pausanias, lib. 4. pag. 216—242; Justinus, lib. 3. cap. 4.

„Euphaes, 13. descendant d'Hercule était pour lors Roi de Messénie. Il confia le commendement de son Armée à Cleonnis. Les Lacédémoniens commencèrent la campagne par le siége d'Amphée.[1]) Theopompe était alors Roi de Sparte.[2]) Les

1) Die obige französische Stelle ist Rollin's „Histoire ancienne etc." entnommen und findet sich bis hieher in der Pariser Ausg. von 1748, Tome III. p. 34. — A. d. H.

2) A. a. O. unmittelbar vorher heißt es: „Elle éclata sous le règne de Polydore et de Théopompe, Rois de Sparte, dans le tems qu'à Athènes les Archontes étoient encore dix ans en charge". — A. d. H.

Messéniens allèrent[1]) se camper près d'Ithome, petite ville située sur le haut d'une montagne de même nom et s'y fortifièrent. Dans la huitième année de cette guerre se donna le sanglant Combat,[2]) dans lequel Cléonnis et Aristomène[3]) se signalèrent, en sauvant le roi qui était percé de coups. Cet Aristomène avait fait immoler sa fille, au commencement de la guerre, pour apaiser la colère des Dieux.[4])

„Messenier. Die Stadt Messene. Ευφαης. Ἀμφεια. Amphea. Κλεοννις.

„Personen.

„**Euphaes**, der Vater, König der Messenier.

„**Kleonnis**, sein Sohn, der bei der Plünderung von Euphea weggekommen und unter dem Namen Melaneus (*Μελανευς*) in dem Stücke vorkömmt (oder Theras, *Θηρας*).

[5]) „Fuit Amphea in Messenia Laconiae finitimum oppidum, non magnum illud quidem, sed in praecelso colle situm, circumfluens aquarum perennium copia — Irruptio itaque facta est apertis, quum abessent custodiae, portis. Messenii, qui sunt intus, deprehensi, omnes ad unum interfecti, in ipsis cubilibus alii, alii

1) A. a. O. S. 35: „Alors les Messéniens, voyant bien que s'ils laissoient des garnisons dans toutes les places, ils affoibliroient extrêmement leurs forces, abandonnèrent toutes les autres villes et allèrent" etc. — A. d. H.

2) Ebenda S, 37: „Enfin la huitième année de la guerre qui étoit la treizième du règne d'Euphaès, se donna le sanglant combat près d'Ithome." Das Folgende hat Lessing abgekürzt, und die Worte rühren von ihm selbst her. Bei Rollin heißt es a. a. O. „Euphaès enfonça les bataillons de Théopompe avec trop d'ardeur et de précipitation pour un roi. Il y fut percé de coups, dont plusieurs étoient mortels. Il tomba et sembloit rendre l'âme. Alors on fit de part et d'autre des efforts extraordinaires de courage, les uns pour enlever le Roi, les autres pour le sauver. Cléonnis tua huit Spartiates qui l'entraînoient, et les ayant dépouillés, mit leurs armes en garde entre les mains de ses soldats. Il avoit reçu plusieurs blessures, et elles étoient toutes par devant, preuve certaine qu'aucun des ennemis ne lui avoit fait lâcher le pied. Aristomène (sic), combattant dans la même occasion et pour le même sujet, tua cinq Lacédémoniens, dont il emporta aussi les dépouilles, et il ne reçut aucune blessure. Le Roi fut emporté par les Messéniens, et tout sanglant et percé de coups, il témoigna sa joie de ce qu'ils n'avoient pas eu du dessous." — A. d. H.

3) Sollte heißen: „Aristodème". — A. d. H.

4) Ebenda S. 35: „Ils consultèrent l'oracle de Delphes, qui leur ordonna, pour apaiser la colère des dieux, de leur immoler une vierge de sang royal. Aristomène, qui étoit de la race des Epytides, offrit sa fille." — A. d. H.

5) Das Folgende ist Sylburg's lateinischer Uebersetzung des Pausanias, S. 209 f., entnommen. — A. d. H.

vero quum animadversa calamitate ad templa et aras deorum supplices confugissent, pauci omnino periculum effugerunt.

„Dorhssus, Sohn des Theopompus, Königs der Lacedämonier.

„Pytharatus, der zweite Sohn des Euphaes, der aber lieber nicht zum Vorschein kommen darf. Demarat.

„Aristodemus, ein Feldherr des Euphaes.

[1]„Delphos clam missus est Tisis, Alcidis filius, vir quum ceteris laudibus praestans, tum vero divinandi solertiae maxime deditus. Hunc Delphis redeuntem ex insidiis Lacedaemoniorum aliquot de praesidio ab Amphea adoriuntur, sed enim acriter se defendentem et repugnantem capere non potuerunt: hominem certe sauciandi finem non prius fecerunt, quam vox audita a quo missa incertum: Oraculi nuncium dimitte! Ac Tisis quidem ad suos reversus, regi responsum exponit neque ita multo post ex illis vulneribus diem obiit suum. Convocatis in concionem Messeniis, oraculum Euphaes recitat, quod fuit hujusmodi:

„Nescia viri puella geniis inferis,
Aepytidûm ab alto sorte ducta sanguine,
Det colla nocturnis secanda caedibus.
Vos haec ad undas Hallyi facite sacra
Libenter ipsam virginem dantes neci.

„Oraculi voce audita, virgines statim omnes ex Aepytidarum familia sorti commissae. Quumque Lycisci filia ducta fuisset, eam Epebolus vates sacrari vetuit, quod diceret, non esse e Lycisco genitam, verum uxorem Lycisci eam sibi, quum sterilis esset, supposuisse. Interea dum vates haec ad populum agit, Lyciscus clam assumta puella Spartam profugit. Quae res ubi vulgata est, quum hominum mentes vehementer commovisset, Aristodemus, et ipse ex eadem Aepytidarum gente, vir et ceteris vitae ornamentis et bellica virtute Lycisco clarior, ultro filiam immolandam obtulit — — Messenius civis, cujus nomen non proditur, forte Aristodemi filiam amabat ac propediem erat uxorem ducturus. Is itaque — — acriter negare, quae sibi desponsa esset, in patris eam amplius esse potestate: suum esse, qui sponsus sit, in illam jus omne. Qua ratione quum parum proficeret, impudenti mendacio vitiatam a se esse puellam

1) Ebendaselbst, S. 216 f., steht auch das Fernere, beginnt aber a. a. O. mit den Worten: „Delphos mittere constituerunt, qui de belli exitu oraculum consuleret. Missus itaque est Tisis" etc. — A. d. H.

et gravidam jam esse affirmat. Quae pertinacia eo furoris Aristodemum impulit, ut filiam statim occiderit et ejus utero exciso plane omnibus ostenderit, non fuisse praegnantem.

„Tisis, der Prophet.

„Melanthus, ein andrer Feldherr des Euphaes.

„Ein Soldat."

Das Versmaß des nunmehr folgenden Fragments ist der Jambus mit durchweg männlichem Versschlusse ohne Permutationen, wie in Kleist's „Cissides und Paches."

Kleonnis.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.[1])

Personen.

Euphaes, König der Messenier.
Aristodemus, | Philäus, } Freunde und Feldherren des Euphaes.
Doryssus, | Telles, } zwei gefangene Spartaner.
Tisis, ein Prophet.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Euphaes allein, und hernach **die Wache.**

Euphaes. Die träge Zeit! Kein Jahr ward mir so lang
Als dieser Morgen. He, Soldat!
Die Wache. Befiehl!
Euphaes. Noch nicht zurück?
Die Wache. Wer?
Euphaes. Träumer! fragst Du, wer?
Mein Sohn und sein Geschwader.
Die Wache. König, nein!
Es war schon Tag, da brachen sie erst auf.
Euphaes. Erst! — Geh! — Daß die Natur zum Vater mich
Mehr als zum König schuf! Manns zwar genug,
Für Dich, mein Volk, an jeder Ader gern

---

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", II. S. 19—34. — A. d. H.

Zu bluten; nur nicht Helds genug, für Dich
In meinem Sohne — theurer einz'ger Sohn! — —
Zu bluten. Einz'ger! — Ach, einst war er nicht
Der einzige! Nebst ihm war einst — Zurück,
Gedanke voller Qual! Ist's nicht genug,
Für einen zittern, wenn ich nicht zugleich
Auch um den andern weine? — Weine? Ja!
Ich wein' aus Wuth; aus Wuth, die Thränen liebt,
Bis sie befriedigt höhnisch lächeln kann.
Noch kann ich's nicht! Denn noch siegt Sparta! Noch
Ist mein entvölkert Land ein leichter Raub
Der Unterdrücker! Noch gebiet' ich hier,
Hier auf Ithomens rauhen Felsen, hier,
Ins zwölfte Jahr von überlegner Macht,
Die besser schlau und kalt zu trotzen als
Zu fechten weiß, umsetzt; — gebiet' ich — Wem?
Zwar einer Handvoll frommer Helden; doch
Sind Helden Götter? O Messenier!
[Beschützt vom Recht, bekriegt von Hunger, Pest,]
Das Recht und wir! Wir, gegen Hunger, Pest
Und Feind und Götter. Götter wären wir,
Wenn wir noch siegten; beßre Götter als
Die ungerechten — Unsinn! Raserei!
Ersticke, Lästerung! Empörer! Staub!
Bin ich ein Heraklide? Bin ich's? — Wenn
Hat Hercules — Sieh nicht im Zorn auf mich
Herab, Du meines Bluts vergötterter
Quell! Wenn hast Du, der Du im ruhigsten
Der Augenblicke Deines Lebens mehr,
Unendlich mehr, mehr thatst, mehr littst, als ich
In Jahren nicht gelitten und gethan,
Nicht thun, nicht leiden werde; wenn hast Du
Ein rasches Wort des Murrens Dir vergönnt?
Und ich, Dein schlechter Enkel, murre? — Ha,
Philäus!

Zweiter Auftritt.

Euphaes. Philäus.

Euphaes. Komm! Du bist der glückliche,
Gewünschte Bote doch? Mein Sohn ist da?

Wo ist er? Sprich! Du schweigst? Verwundet? Todt?
Er ist's! Die Ahnung —

Philäus. Werde nimmer wahr!
Sei ruhig, Herr! Sei ruhig! Siegen ist
Kein Werk des Augenblicks. Noch kann er nicht,
Dein junger, kühner Demarat, den Feind
Gesucht, gefunden, angegriffen und
Geschlagen haben.

Euphaes. Daß ich ihn so leicht
Aus meinen Augen ließ! Zu stürm'scher Jüngling, nur
Noch wenig Tage, dann hätt' ich Dich selbst
In ersten Kampf zur Probe Deines Muths
Begleiten können! — Schande! — Wenn nunmehr
Der junge Leu aus seiner Höhle tritt,
Wer führt ihn an? Wer lehret ihn, dem Bär
Die neuen Klauen, unversucht, doch keck,
In Nacken schlagen und den Tiger an
Der Gurgel fassen? Ist's der alte Leu
Nicht selbst? Und ich beschimpfter Vater! Ich — —

Philäus. Herr, Deine Wunden hindern — —

Euphaes. Warum sind
Des Kriegers Wunden nicht so bald geheilt,
Als bald sein Muth nach neuen durstet! Schon
Der neunte Tag, daß der zerschmetterte
Vertheid'gungsarm des schweren Schilds entwohnt
Und die vom Speer durchstochne Seite nicht
Den Panzer leiden will! Der neunte Tag!
Zu viel der aufgedrungnen Rast! Zu viel
Auf eine Schlacht, die dennoch — — Hätte mir
Ein holders Schicksal diese Wunden bis
Zur letzten tödtlichen geborgt! Wie gern
Wollt' ich alsdann, ich ganz Gefühl, ganz Schmerz,
Für eine sieben bluten, wenn ich heut
Nur meiner Glieder Herr und meines Sohns
Gefährte wäre! Meines Sohns! — Vielleicht
Daß eben itzt — —

Philäus. Nun reißt sie zügellos,
Die kranke Phantasie, ihn fort! Mich schmerzt
Der Zärtliche —

Euphaes. Des Todes kalter Schau'r

Durchläuft mich; starrendes Entsetzen sträubt
Das wilde Haar zu Berge —
Philäus. Höre mich!
Euphaes. Dich hören? Kann ich? — Sieh! Er ist umringt!
Wo nunmehr durch? Sich Wege hauen, Kind,
Erfordert andre Nerven! Wage nichts!
Doch wag es! Hinter Dich! Bedecke schnell
Die offne Lende! Hoch das Schild! — Umsonst!
In diesem Streiche rauscht der Tod auf ihn
Herab. Erbarmung, Götter! — Ströme Bluts
Entschießen der gespaltnen Stirn; er wankt;
Er fällt; er stirbt! — Und ungerächet? Nein!
Philäus, fort! Ich kenn' den Mörder! Komm!
Philäus. Wenn wird die kalte, ruhige Vernunft
Die sanfte Stimm' erheben dürfen? Ich
Dein Unterthan, doch itzo mehr Dein Freund,
Weil leicht den tadelsücht'gen Unterthan
Des Königs Schwachheit ärgert — ich, Dein Freund,
Der Dein zur Liebe so geschaffnes Herz
Zu schätzen weiß, verlange —
Euphaes. Was Du willst!
Nur das verlange nicht, zu strenger Freund,
Daß auf der Furcht und Hoffnung Wogen ich
Mich unerschüttert halten soll!
Philäus. Das nicht!
Doch wann's in Deinem mächt'gern Willen steht,
Daß diese Wogen, dieser innre Sturm
Sich folgsam legt, dann kann ich doch von Dir
Verlangen, nicht Dein eigner Peiniger
Zu sein?
Euphaes. Mein eigner Peiniger?
Philäus. Gewiß!
Itzt wäge sie, die Gründe Deiner Furcht,
Mit Deiner Hoffnung Gründen ab! Wie leicht
Steigt jene Schal' empor! Wie schwer drückt die
Hernieder!
Euphaes. Wann er bleibt, wann ihn so jung — —
Philäus. So jung? Wen liebt das Glück verbuhlter als
Den dreisten und von seiner Tücke noch
Unabgeschreckten Jüngling?
Euphaes. Nein, das Glück

Ist mir zu feind, zu feind, als daß es mich
Im Sohne lieben sollte.

Philäus. Finstrer Wahn!
Das Glück ist treulos, um das Glück zu sein
Und nicht uns zu verfolgen. Doch gesetzt,
Es hasse Dich, Dich mehr als Andre. Sprich!
Ist das der Fall, die Wirkung seines Grolls
Zu fürchten? Wer begleitet ihn? Wer ist's,
In dessen Schirm, als unterm breiten Schutz
Der göttlichen Aegide, Demarat
Itzt ficht, itzt siegt? Ist's nicht Aristodem?

Euphaes. Wen nennst Du mir? O, wär' er's nicht! er nicht!

Philäus. So macht Dich Deine Furcht auch ungerecht?
Das geht zu weit! — Herr! an der Tapferkeit
Und Treu' Aristodem's verzweifeln, ist
Beleidigung der Tugend! Wen von uns
Fürcht der Spartaner mehr als ihn? Dich selbst
Nicht ausgenommen, Dich, sein Schrecken, sein
Verderben! Wie ein Wetterstrahl, mit dem
Der Donner Felsen spaltet, so brachst Du
In seinen eisern Phalanx ein; Dein Schwert
Fraß ganze Reihen. Endlich von der Zahl
Unschimpflich übermannt, da Du, mit Dir
Messenens Heil zu sinken drohte: wer,
Wer drang Dir nach? Wer hielt rund um Dich her
Der Rachsucht wilden Wirbel ab? Wer lud
Dich auf Atlant'sche Schultern, theure Last,
Und trug Dich hoch durch den erstaunten Feind
Hindurch? — Das that Aristodem! Da sah
Der Feind mit grimmiger Bewundrung starr
Ihm nach! Die Wunder, Herr, die er für Dich
Gethan, die kann er auch für Deinen Sohn
Thun. — Stammt er nicht vom Hercules wie Du? —

Euphaes. Hör auf! Wenn rief ich seine Tapferkeit
In Zweifel? Eben diese Tapferkeit,
Die ist's, vor der ich zittre. So wie sie
Dem Tode trotzt, soll Jeder neben ihr
Dem Tode trotzen. Weniger, als sie
Zu leisten wagt, soll Niemand leisten. Ihr
Ist Demarat nicht der geliebte Sohn
Des jammernden, verwaisten Vaters; ihr

Ist Demarat Soldat und weiter nichts! —
Wie anders? Denn was weiß Aristodem
Von jenen zärtern, bessern, menschlichern
Empfindungen? der sanften Macht des Bluts?
Dem süßen Recht der Sympathie? er? er,
Der kalte Mörder seiner Tochter?

Philäus. Sprich:
Der Tochter frommer Opfrer! Das Gebot
Des deutlichen Orakels —

Euphaes. Das Gebot
Der deutlichen Natur war älter! — Ich
Unglücklicher! Dem, der so wenig weiß,
Was Vater ist, Dem meinen Sohn vertraun!

Philäus. Herr, Tisis kömmt uns näher. Fasse Dich
Und ruf geschwind die heitre Majestät
Zurück in Deine Miene!

Euphaes. Tisis! Was
Will Tisis? der prophet'sche Tisis!

Philäus. Itzt
Nicht Tisis der Prophet. Kein Purpur fließt
Ihm von der Schulter ab; kein Lorbeer kränzt
Das braune Haar; kein goldner Scepter blitzt
Aus seiner Rechte. Sieh, er tritt einher
Im Panzer und im offnen Helme, ganz
Der Krieger!

Dritter Auftritt.

Tisis. Euphaes. Philäus.

Tisis. König! ....
Dein Heer hört mitleidsvoll die bange Furcht
Der väterlichen Liebe. Uns sowohl
Als Dir verweilt Dein Sohn zu lange. Nur
Ein Wort, so eilt mit mir ein fert'ger Trupp
Der Tapfersten ihm nach! Dies ist's, warum
Ich kam.

Euphaes. Messenier! O bestes Volk,
Der Menschen und der Griechen würdigstes!

35.

Seneca.

Ein Entwurf dieses Planes liegt nicht vor. K. Lessing hat es nicht der Mühe für werth gehalten, das Wenige, was davon unter den Papieren seines Bruders vorhanden war, mitzutheilen. (Siehe zu Nr. 32.) Höchst wahrscheinlich entstand dieser Plan, wie der zum „Kodrus" (Nr. 29) auf Anlaß des „Kodrus" von Cronegk, so auf Anlaß des „Seneca" von Kleist. In dem prosaischen Entwurf einer Ode an den Letzteren sagt Lessing (Werke, Th. I. S. 114):

„Dir zu gefallen, hatte sie [die Muse] dem Lenze seinen schönsten Schmuck von Blumen und Perlen des Thaues entlehnt, gleich der listigen Juno den Gürtel der Venus.

„Und nun lockt sie Dich mit neuen Bestechungen. Sieh, in ihrer Rechte blitzt das tragische Scepter; die Linke bedeckt das weinende Auge, und hinter dem festlichen Schritte wallt der königliche Purpur.

„Wo bin ich? welche Bezauberung? Letzte Zierde des ausgearteten Rom's! — Sein Schüler — sein Mörder! — Wie stirbt der Weise so ruhig! — so gern! Ein williger Tod macht den Weisen zum Helden und den Helden zum Weisen!

„Wie still ist die fromme Versammlung! Da rollen die Kinder des Mitleids die schönen Wangen herab; hier wischt sie die männliche Hand aus dem weggewandten Auge. —

„Weinet, Ihr Zärtlichen! Die Weisheit sieht die Menschen gern weinen. — Aber nun rauschet der Vorhang herab. Klatschendes Lob betäubt mich, und überall murmelt die Bewunderung: Seneca und Kleist!"

Als Kleist diesen Entwurf den 19. Januar 1757 an Gleim sandte, äußerte er dazu: „In beikommender Ode von Lessing an mich werden Sie nicht verstehen, was er vom Seneca sagt. Lessing will nämlich, daß ich ein Trauerspiel Seneca machen soll, und glaubt, ich könnte es machen, und will mich dadurch aufmuntern.“ Und genau ein Jahr darauf schreibt er an Denselben: „Heute habe ich meinen Seneca zu Ende gebracht und bin vergnügt wie ein Sultan. Herr Lessing sagt, es sei gut, und will absolut, daß ich ihn soll drucken lassen. Ich habe mich niemals um das Trauerspiel bekümmert, nicht drei Tragödien gelesen und dabei gar nicht auf den Plan, sondern nur auf die Gedanken gesehen; das Genus war mir also so neu, als wenn ich es zuerst erfunden hätte. Herr Lessing lacht mich daher auch aus, und wie er vor ein paar Stunden las, daß ich dabei geschrieben hatte, am 19. Jan. zu Ende gebracht, sagt' er, es müsse heißen, am 19. neu erfunden.“ Schon im Jahre 1754 äußerte Lessing bei der Besprechung des „Sterbenden Seneca“ von v. Creuz: „Ein sterbender Philosoph ist kein gemeines Schauspiel und das Unternehmen eines deutschen Dichters, ihn auf die Bühne zu bringen, kein gemeines Unternehmen. Gesetzt, daß es auch nicht auf das Vollkommenste ausfiele, so wird jener doch immer noch rühren und dieses doch noch immer lobenswürdig sein“ (Werke, Th. XII. S. 571). Weiter urtheilt er dann, der Verfasser sei ein Dichter, dem es an Genie nicht fehle, dem es aber an Fleiße desto mehr müsse gefehlt haben. Man wisse nie, warum seine Personen von der Bühne abgehen und der Act schließe. Als ein Beispiel der Schönheiten des Stückes führt er aus einem Monologe Seneca's die Ueberzeugung von dem Dasein eines allwaltenden Gottes an.

36.

Nero.

Dieser Plan wird in den Collectaneen mit „Faust,“ „Kleonnis“ und „Alcibiades“ zusammen erwähnt, und unter dem Worte „Nero“ heißt es ebendaselbst: „Zu meiner Tragödie von ihm könnte das Lemma sein die nämlichen Worte, welche einer von den Umstehenden ihm zurief:

Usque adeone mori miserum est!“

K. Lessing erwähnt diesen Plan zusammen mit „Philoktet“ u. a. (siehe zu Nr. 32), ohne etwas davon mitzutheilen; er benennt ihn den „Tod des Nero“. (Theatralischer Nachlaß, II. S. XXIX.) Eschenburg bemerkt zu der obigen Stelle der Collectaneen: „Seines Vorsatzes, den Tod des Nero als Trauerspiel zu bearbeiten, ... erwähnte L. zum Oeftern gegen mich; und so viel ich mich erinnere, hatte ihn Nath. Lee's wildes, obgleich nichts weniger als verwerfliches Stück Nero Emperor of Rome zuerst auf diesen Stoff geleitet.“ Einmal hatte sich sogar das Gerücht verbreitet, das Stück sei schon gedruckt; denn am 26. December 1779 schreibt Gleim an Eschenburg (v. Heinemann, Zur Erinnerung an Lessing, S. 99): „Bringen Sie doch ja den Tod des Nero mit, wenn, wie man sagt, zu Braunschweig er schon zu haben ist; Herr Lessing möcht' ihn vergessen!“

37.

[Ludwig und Aurora.]

Das folgende Bruchstück, welches wir aus den Breslauer Papieren zum ersten Male veröffentlichen, ist aus dem berühmten Vagabunden-Roman von Lesage, „Gil Blas von Santillana", gezogen, und zwar aus dem 2. Bande nach der Dresdener Ausgabe von 1798, Buch 4, Capitel 1—3, 5—6. Capitel 4 enthält die eingelegte Erzählung Le mariage de vengeance, die Lessing in dem Tagebuche seiner italienischen Reise erwähnt, und welche die Quelle ist zu Thomson's „Tancred und Sigismunda" (vgl. Nr. 16). In seinen Collectaneen, unter dem Worte „Mathematik", bespricht Lessing eine andere Stelle des „Gil Blas": „Ich habe verschiedene Exempel angemerkt, in welche lächerliche Fehler witzige Köpfe verfallen, wenn sie ganz und gar nichts davon wissen. Eins davon ist aus dem Gil Blas genommen (Liv. II. Chap. 4), wo Gil Blas bei dem Doctor Sangrado ist und unter ihm practicirt. Sangrado schickte ihn zu den Kranken, die er selbst nicht besuchen wollte, unter der Bedingung, ihm drei Viertel abzugeben. Gil Blas thut das auch und sagt: J'avois lieu d'être content de mon partage, puisqu'ayant dessein de retenir toujours le quart de ce que je recevois en ville et touchant encore le quart du reste, c'étoit, si l'Arithmétique est une science certaine, la moitié du tout, qui en revenoit. Die Arithmetik wäre eine sehr ungewisse Wissenschaft, wenn das wahr wäre. Es war gar nicht möglich, daß Gil Blas auf diese Weise die Hälfte von dem ganzen Verdienste bekommen konnte." [1])

---

1) Die Dresdener Ausgabe von 1798, I. S. 145, liest deshalb auch, um diesen Fehler zu vermeiden, statt la moitié: „près de la moitié." — A. d. H.

Die Bühne ist in Salamanca.

Erster Aufzug.

Das Wirthshaus der Bernarda.

Aurora langt in Salamanca an und kehrt in dem Hause der Bernarda ein, wo man den Don Ludewig erwartet. Sie erfährt von der Bernarda, einer unbeschreiblichen Schwätzerin, daß Don Ludewig eine Liebste hat, wer sie ist, wo sie lebt, und ihre Untreu' mit dem Don Gabriel.

Aurora findet für nöthig, den Gil Blas zu ihrem Vertrauten zu machen, damit sie ihn als Spion gegen Don Ludewig brauchen kann. Nachdem sie ihm also gesagt, sie habe ihm etwas im Vertrauen mitzutheilen, fängt sie an, sich über die weibliche Schwachheit, welche dem unbilligen Tadel so sehr ausgesetzt sei, bei ihm zu beklagen. Sie lobt seinen Verstand und drückt sich so zweideutig aus, daß Gil Blas in der Meinung bestärkt wird, welche ihm schon in Madrid verschiedne kleine Gefälligkeiten und verfängliche Ausdrücke seiner Frau beigebracht hatten: daß sie nämlich in ihn verliebt sei und ihm ohne Zweifel eine Liebeserklärung thun wolle. — — Er bekennt also seine Unwürdigkeit — — bemerkt, daß die Liebe Alles gleich mache — — kniet vor ihr nieder und beschwört sie, ihr Herz auszuschütten. — Aurora, welche ihre Neigung gegen Don Ludewig nur ganz von Weitem zu verstehen gegeben hatte, entdeckt sie zuletzt mit ausdrücklichen Worten, zur unbeschreiblichen Bestürzung des Gil Blas, welcher vor Kurzem die Liebe seiner Frau gemuthmaßet, sich geputzt und parfümirt und der Laura sehr verächtlich begegnet hatte. Endlich erholt er sich von seiner Bestürzung, und nachdem er treu zu sein versprochen hat, sagt ihm Aurora, daß sie in der Stadt noch eine andre Wohnung gemiethet habe, wo sie den Don Ludewig als Aurora, von der Laura unter der Kleidung eines Pagen bedient, sehen wolle, hier aber, in dem Hause der Bernarda, wolle sie als Don Felix, ihr Bruder, Freundschaft mit ihm zu machen suchen.

Zweiter Aufzug.

Nachdem Don Ludewig angekommen und Aurora als Don Felix sich bei ihm melden lassen, speisen sie mit einander. Bei dem Glase Wein giebt sie ihm zu verstehen, sie wisse, daß er eine Geliebte habe; sie nennt sie ihm und giebt vor, daß . . . .

38.

[Eraclio und Argila.]

Wir geben das folgende Bruchstück, und zwar zum ersten Male, gleichfalls aus den Breslauer Papieren. Die beigeschriebenen spanischen Worte und die in dem Fragment vorkommenden Oertlichkeiten lassen vermuthen, daß es eine Uebersetzung aus dem Spanischen ist; doch ist es uns nicht gelungen, das Original aufzufinden. Das Ganze steht auf einem Folioblatt, der Anfang fehlt.

— — — ner plötzlichen Abreise Nachricht geben soll? Siehe, ob ich Zeit meines Lebens ein so gutes Gedächtniß gehabt habe. Was willst Du sagen?

Barbacio.[1]) Ich will nichts, als daß wir uns alsobald auf die Reise machen.

Garr (??). Wenn Du die Argila nicht noch sehen willst, so liegt es blos an Dir, wenn wir länger zaudern.

Barb. Ich würde meinen Schmerz nur vermehren. Wir wollen ja ohnedem in ein paar Tagen wieder zurück sein.

1) Der Name ist undeutlich. Unter dem Texte steht: „dentro, innerhalb.
dentro de si. dentro de pocos dias“. — A. d. H.

Garr. Nun, so komm! Die Pferde warten schon.

Barb. Lebe wohl, glückliches Canturien! Meine Seele verläßt Dich voller Furcht, und ich weiß nicht, was sie niederschlägt.

Zweiter Auftritt.

Eraclio, ein Alter am Stocke. **Argila**, seine Tochter. **Claudio**, sein Sohn, und **Roselio**, ein Bedienter.

Claudio. Ich habe alle Ehrfurcht für Dein graues Alter; allein es kömmt mir doch als etwas ganz Besonderes an Dir vor, daß Du uns in aller Stille so eilig hast lassen hieher rufen.

Eraclio. Wundre Dich nicht, Claudio, daß ich mich entschlossen habe, von unterschiedenen Sachen eine Probe zu machen!

Claudio. Was ist Dein Wille?

Eraclio. Ihr sollt es gleich erfahren, weswegen ich Euch habe rufen lassen.

Argila. Himmel! Wenn er es wissen sollte, daß ich liebe! und daß ich den Barbacio liebe! (Beiseite.)

Eraclio. Roselio, verschließe die Thüre und mache sie die Zeit über Keinem auf, er mag auch noch so unverschämt rufen!

Roselio. Ich will Dir sogleich gehorchen.

Claudio. Ich weiß nicht, was das bedeuten soll, und was mein Vater im Sinne hat.

Argila. Und ich prophezeihe mir schon den Tod.

Eraclio. Nehmt die beiden Stühle; denn es ist nöthig, daß Ihr Euch zu dem, was ich sage, niedersetzt.

Claudio. Was muß das für eine besondere Neuigkeit sein!

(Sie setzen sich, und Eraclio setzt sich in die Mitte.)

Eraclio. Ihr wißt es allzu wohl, liebsten Kinder, wie sehr ich Euch schätze, und daß es allezeit meine Sorge gewesen ist, Eure Umstände zu verbessern. Ihr wißt auch, daß mein Leben an dem letzten Faden hängt, der zugleich der schwächste ist, und daß ich unsicher bin, daß ihm nicht die grausame Sense des Todes drohe, ohne daß es an einem andern hänge. Ehe also dieser Schritt noch geschieht, will ich Euch, meine lieben Kinder, Beide in einen Stand versetzen, den Euch der Himmel recht anträgt. Seitdem Ihr in der Welt seid, habe ich nie wahrgenommen, daß Ihr weltlich gesinnt wäret oder einigen Lastern anhinget. Ich habe nie gesehen, daß Ihr mit schändlichen Lüsten Eure Zeit zubringet, welche die Liebe den Menschen, die ihr dienen, anbietet. Eure Neigungen

sind allezeit besonders tugendhaft gewesen, ohne jugendliche Vergehungen und ohne große Gefährlichkeiten. Ich habe Euch derohalben in Betrachtung der Tugend, die Ihr allezeit gezeigt habt, Zweierlei ausgesucht, was Euch Vortheil und Ehre bringen wird. Was Dich also anbelangt, Claudio, weil ich sehe, daß Du die Wissenschaften liebst, so habe ich Deinetwegen mit dem Erzbischof von Canturien gesprochen und ihn ersucht, er möchte erlauben, daß Ihr in einem Tage den Habit anlegen könntet, welcher einem Verwalter Christi geziemet. Er versprach mir es und versprach mir noch darzu, Euch zum Bischof von Baltridente zu machen, mit einem Einkommen, das für diese Bedienung zureichend ist. Ich nahm das Versprechen an und gab mein Wort, daß Du, Claudio, heute noch Meßpriester werden solltest, ob Du gleich so vieler Ehre unwerth seist. Was aber Dich anbetrifft, Argila, so hat mir, zu Ehren Deines guten Vorsatzes, die Aebtissin von Santa Isabel einen Schleier für Dich angeboten. Sie sagte mir, daß Du vor zwei Jahren sie aus einem göttlichen Eifer selbst darum ersucht hättest, und daß sie Dir ihn gern geben wollte. Ich gab gleichfalls mein Wort und glaube heute noch zwei Kinder zu haben, wovon das eine ein Bischofshut und das andre ein Franciscanerhabit zieren wird. Ganz Can-[1])

---

1) Hiermit bricht das Fragment ab. Am Rande steht:
„asir, nehmen, verbinden.
roto, zerrissen, zerbrochen.
gastado, verderbt, verzehrt.
hilo, ein Faden.
cuchillo, ein Messer.
amenazar, drohen.
llegar, anlangen.
golpe, Schlag.
nunca, niemals.
metido, gesetzt.
mocedad, Jugend.
dispensar, erlauben.
aceptar, annehmen.
gozo, Freude.
gozoso, erfreut.
el parabien, Glückwunsch.
descanso, Ruhe.“ — A. d. H.

39.

Fenix.

Karl Lessing (Theatralischer Nachlaß, II. S. XXVIII f.; siehe oben unter Nr. 32) führt dieses Fragment unter den „Entwürfen" seines Bruders an. Doch scheint es eher das Bruchstück einer Uebersetzung, und zwar aus dem Französischen zu sein. Letzteres läßt sich schließen aus den Worten I. 1: „Nisa. Ich bin ganz thöricht darauf, es zu erfahren." Dies klingt wie eine falsche Uebersetzung des französischen folle. Das Original haben wir nicht ermitteln können.

Das Fragment erscheint hier zum ersten Male gedruckt.

Fenix.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Fenix, weinend. **Estela, Nisa** und **Flora.**

Estela. Stille Deine Thränen, Fenix, mäßige Deinen Verdruß und mache Deinen Augen nicht so viel Plage und Schmerz! Wann Du sie noch länger bei so viel Seufzern verstellest, so wird sich der Himmel beklagen, daß Du seinen Sternen übel begegnest. Sage mir, Muhme, Deinen Schmerz, lege Deine Plagen bei mir nieder! Siehe, wie eifersüchtig meine Liebe auf Deine Thränen ist! Bemerke Deinen Irrthum, daß Du Deine Bekümmerniß lieber im Weinen als in meinem freundschaftlichen (?) Trost suchen lässest.

Fenix. Meine Plage, Estela, ist so groß, mein Schmerz,

Muhme, ist so heftig, daß ich sogar eine Erleichterung des Uebels darinne gefunden habe, es Dir zu verhehlen. Es ist Vorsichtigkeit, nicht Härte, was mich zum Schweigen verdammet, und nichts zeuget mehr von meiner Neigung gegen Dich, als daß ich Dir mein Leiden nicht sage. Meine Liebe ist allzu aufmerksam auf die Deinige und mag Dir die Empfindung ihrer unglücklichen Schmerzen nicht entdecken, damit sie Dir das Mitleid erspare.

Estela. Es ist mehr eine Beleidigung als eine Gefälligkeit, daß Du mich von Deinem Unglücke ausschließest. Ich werde, Deine Plagen mit zu empfinden, Vasallin, Anverwandte und Freundin sein. Ist es ein Rath der Klugheit, sein Uebel zu entdecken, so sündigest Du darwider, wann Du länger gegen mich darmit zurückhältst. Ich kann Dir als eine dreifache Person mit tragen helfen.

Fenix. Deine Liebe, Estela, und Deine Sorgfalt ist ungemein verbindlich.

Estela. Sie wünschet nichts mehr, als daß Du Dein Herz bei mir ausschütten möchtest.

Flora. Nisa, worinne mag wohl das Uebel bestehen, das meine Gebieterin so heftig quälet?

Nisa.

Estela. Gestehe mir also Deine Unruhe!

Nisa. Ich bin ganz thöricht darauf, es zu erfahren.

Flora. Und ich desgleichen.

Fenix. Wann ich Dir sie entdecken soll — —

Flora. Nun fängt sie an.

Nisa. Stille also, höre!

Fenix. So müssen wir allein sein. Entfernt Euch!

Nisa. Unser Zuhören hat also schon ein Ende?

Flora. Das verdrießt mich, daß ich's nicht hören soll.

Nisa. Komm! wir werden es doch wohl hernach erfahren.

(Nisa und Flora gehen ab.)

Andrer Auftritt.

Fenix. Estela.

Estela. Rede nun!

Fenix. So wird mein Unglück noch viel schwerer.

Estela. Dein Mund möchte es selbst gerne sagen — —

Fenix. Du willst also, daß ich's Dir erzähle?

Estela. Ich warte eben darauf.

Fenix. Höre also! Mein Vater, der König — — Aber ach!

wie unrecht nenne ich ihn meinen Vater! Da er sich nicht so gegen mir erzeigt, ist es billig, daß ich ihn so heiße? Der König also, sag' ich, erbte dieses Reich von dem König Balarte, seinem Vater und meinem Großvater, aber mit einer so schweren, ungerechten und tyrannischen Bedingung, daß ich, wenn ich hätte wählen können, lieber auf den rauhesten Gebirgen sein Vasall hätte sein als sie annehmen wollen. Sie wurden nämlich eins, o Unglück! daß, wer nach ihm das Reich erben würde, wenn es eine Weibsperson wäre, sie den König von Athen, o welche Grausamkeit! heirathen sollte. Ich ward zu meinem Unglück geboren, und es gefiel dem Himmel, ehe ich noch das Licht dieses runden Weltgebäudes genau betrachten konnte, meine Wiege zu einem elenden Grabmale meines Lebens zu machen. Denn höre nur, liebste Muhme, doch daß mein Unglück Deine Zärtlichkeit nicht erschrecke; aus der Größe desselben wirst Du alsdann die Größe meines Schmerzes erkennen können! Der König von Athen, wie Du weißt, hat zwei Söhne; der eine ist Ramiro, der Erbprinz, und der Infant Fadrique ist der andre. Ramiro ward von allen Eigenschaften, die zu einem Prinz gehören, so entblößt geboren, daß er zu Athen die Verachtung der Großen, die Verspottung des Pöbels und die Schande seines Vaters ist. Denn der Himmel machte ihn so dumm und erschuf ihn so unwissend, daß er nicht einmal so viel weiß, als der rauheste Bauer wissen muß. Fadrique hingegen ist von so verwundernswürdigem Verstande, von so edler Gemüthsart, von so liebenswürdigem Naturell, daß ihn alle Vasallen mehr als seinen Vater vor ihren Herrn verehren. Es scheint, als wolle die Natur bei Erzeugung der jüngern Prinzen das, was ihnen an Macht abgeht, durch ihren innern Werth ersetzen. Nun sollte der König zwar dem Ramiro wegen seiner großen Unfähigkeit das Reich entziehen und es dem Fadrique als einen würdigen Lohn seiner vortrefflichen Eigenschaften erben lassen. Aber die Liebe verblendet ihn so sehr und macht, daß sich die Leidenschaft seiner so bemeistert, daß Ramiro der einzige Gegenstand seiner Zärtlichkeiten und Fadrique, o welche Grausamkeit! der Vorwurf seines Hasses ist. Zwar in dieser unbeständigen Welt ist es eben nichts Neues, daß das Gute verabscheuet und das Böse geliebt wird. Also will mich mit dem Ramiro, o Pein! mit dem Erben — — o schweres Leiden! des Atheniensischen Reiches — — welches Unglück! — — mein Vater, der König — — o unselige Noth! — — verbinden — — o wüthendes Schicksal! Die Tractate — — ach, empfindlicher Schmerz! — — sind schon geschlossen. Welche Grausamkeit!

Er erwartet ihn alle Augenblicke, das Beilager zu feiern. Ja — — Begräbniß sollte ich es lieber nennen. Denn ich hoffe schon einig auf die bittere Hülfe des Todes. Und wenn ich überlege — — — o Betrübniß! daß ich meinen Willen werde von so einem unwissenden Menschen müssen unterdrücken lassen, — — — — o Qual! so gerathe ich in solche Verzweiflung, daß ich, wenn ich mich nicht vor dem Himmel fürchtete, mich selbst umbringen möchte.

Estela. Dein Vater kömmt.

Dritter Auftritt.

Der König. Der Herzog. Fenix. Estela. Bedienter.

Der König. Was fehlt Dir, meine Tochter?

Fenix. Ich wundre mich, daß Du Dich so fremde stellest, da Du doch meine Bekümmerniß weißt. Mehr will (ich) hier über meine Lippen nicht kommen lassen; doch erlaube mir, Deine Gegenwart zu vermeiden! Denn bei einer so heftigen Leidenschaft kann die Ehrfurcht nicht anders als in Gefahr sein.

Vierter Auftritt.

Der König. Der Herzog. Estela. Bedienter.

Der König (beiseite). Ich ergründe die Ursache ihres Schmerzes wohl!

Estela. Herr, sie könnte Dich beschuldigen — —

Der König. Halt inne, Estela, und gieb meinem Verdrusse durch Deine Klage nicht noch mehrere Kräfte! Es ist ein unwissendes Verfahren, wenn ein Versehen begangen ist, sich über die Folge desselben zu beschweren. Die Klugheit erfordert, sich vorzusehen, wenn ihm noch zu helfen ist; aber ist es einmal so weit gekommen, so ist es eine . . . . . [1])

---

1) Hier hört das Fragment auf; offenbar sind früher noch mehr Fol.-Bogen vorhanden gewesen. — A. d. H.

40.

Der Schlaftrunk.

Karl Lessing berichtet im „Theatralischen Nachlaß“, I. S. XV bis XXII:

„Die Entstehung dieser Komödie ist sonderbar genug. Mein Bruder machte dazu schon 1766, als er noch in Berlin war, den ersten Entwurf. In einer Gesellschaft guter Freunde, wo er und Herr Professor Ramler auch waren, kam die Rede auf die Stoffe, welche zu einer Komödie am Besten paßten. Mein Bruder behauptete, man könne aus Allem eine Komödie oder Tragödie machen, indem es mehr auf die Bearbeitung des Stoffs als auf den Stoff selbst ankäme: der Stoff wäre nur arm, wenn es der Dichter wäre. Dieses schien der Gesellschaft etwas paradox, und Herr Professor Ramler fragte ihn, ob er es selbst mit der That beweisen wollte. „Warum nicht?“ erwiderte mein Bruder. „Nun, so machen Sie“, versetzte Jener, „ein Lustspiel, wo ein Schlaftrunk die Katastrophe ist, und benennen es darnach!“ Die ganze Gesellschaft billigte es einmüthiglich, und mein Bruder versprach's. So ging man aus einander. Den ersten Morgen drauf fing er auch gleich an, und damit er durch nichts gestört würde, arbeitete er im Bette. Nach einigen Tagen war er mit dem Plane fertig und wollte sich eben an die Ausarbeitung machen, als er den Vorschlag nach Hamburg zum Theater erhielt und annahm. Nachdem er dort angelangt, nahm er auch dieses Stück wieder vor, ließ 1767 drei Bogen, nämlich bis zum 7. Auftritt des 2. Acts S. 127: „Er ein Junggesell, Du eine Junggesellin; er ein alter Junggesell“, drucken, und zwar in der Druckerei, die er zu Hamburg mit seinem Freunde, Herrn Boden, gemeinschaftlich besaß. Allein er hatte von seinem Manuscripte ein Blatt verlegt oder vielmehr

verloren, und darüber gerieth die Sache ins Stocken. Die Druckerei erhielt 1768 eine neue Sorte Papier aus Italien; er ließ diese nämlichen drei Bogen darauf umdrucken, mit dem festen Vorsatze, es zu vollenden. Aber auch da blieb es bei dem Vorsatze, und ich habe nicht die eigentliche Ursache erfahren können, die ihn wieder davon abgebracht. So viel weiß ich nur, daß er nicht lange bei dem Hamburgischen Theater war, so hatte er die theatralische Laufbahn herzlich satt und faßte aus triftigen Gründen den Entschluß, sich nie wieder mit etwas, das nur Aehnlichkeit mit dem Theater habe, zu bemengen. Aber sein großer unüberwindlicher Hang dazu, den er sich wegphilosophiren zu können glaubte, erwachte oft in ihm unvermerkt so lebhaft, daß er ihn auf die gute Betrachtung brachte, man müsse für eine Sache, deren Besserwerdung man eben in seinem Leben nicht sehr wahrscheinlich voraussehen könne, doch etwas von Zeit zu Zeit thun, weil uns die Vorsehung keine Fähigkeit umsonst gegeben und Theater an und vor sich weder Unmoralität noch ein gutes Unmöglichkeit sei.

„Es ist höchst wahrscheinlich, daß er von diesem Stücke mehr ausgearbeitet haben muß, als ich unter seinen Papieren gefunden und hier liefre. Denn mitten in der Rede, mitten in einem Gedanken bricht man doch nicht ab, wie er hier gethan; wenigstens hätte er die siebente Scene des zweiten Acts vollendet. Es wird um desto wahrscheinlicher, da ich einen halben Bogen von einem Plane noch vorgefunden, der von diesem Auftritte an, wo er keinen Inhalt hinzugesetzt, den Gang des Stücks kurz bis zu Ende angiebt, und welchen ich, so wie er ihn blos für sich hingeschrieben, beizufügen kein Bedenken trage. Nur glaube man nicht, daß er sich ängstlich dran gehalten hätte, wenn er gleich nicht von der Hauptsache abgegangen wäre.

„Vermuthlich mußte in obbesagtem Auftritte noch vorkommen, wie Philipp Richard Finetten beredt, mit ihren Schmeicheleien gegen Samuel Richard dahin zu arbeiten, daß Samuel Philippen zum Universalerben mache, Charlotten übergehe, weil sie durch ihre Heirath mit Karl Bertholden schon glücklich genug wäre und Samueln bei seiner Vergeßlichkeit dann und wann etwas Geld voraus aus der Erbschaft nehmen und mit ihm, Philippen, genießen könne; er wolle sie dafür heirathen. Oder welches mir nach dem Plane der 8. Scene fast wahrscheinlicher wird, beredt Philipp Finetten, seinen Bruder Samuel mit guter Manier aus der Welt zu schaffen.

„Ungeachtet dieser Muthmaßung aber würde mein Bruder die

Scene so angelegt haben, daß kein abscheulicher, vorsätzlicher Brudermörder, der auf das Rad und nicht aufs Theater gehört, entstanden wäre, zur vollkommnen Darstellung einer moralischen Lehre, die für ein Auditorium Banditen und Straßenräuber sehr erbaulich sein mag, wenn vornehmlich zu größerer Rührung ein Geistlicher ihn reuvoll und selig sterben läßt; welches vollkommen aus der Natur des bürgerlichen Lebens genommen wäre. Unsern jetzigen großen Schauspielern würde eine solche Rolle auch besser behagen, glücken und mit größerm Beifall belohnt werden als ein launlicher Bruder Liederlich, der bei einem Glase Wein mehr spricht, als sein Herz und Kopf jemals zu thun fähig ist. Vielleicht wäre auch eine Scene vorgefallen, wo Finette Philippen seine trunknen Anschläge vorgehalten, die er geleugnet und für eine Erdichtung von Finetten gehalten hätte, wenngleich im Plane nichts davon steht.

„Mit der 6. Scene des 3. Acts im Plane kann sich das Stück so nicht schließen. Denn da Samuel Richard den Termin wirklich verschlafen, so muß der alte Berthold nunmehr erscheinen und Samueln bekannt machen, daß er zu bezahlen contumacirt sei. Berthold muß sich aber nunmehr als ein ehrlicher Mann und als ein wahrer Freund des Samuel's zeigen, welchem er nur wegen seiner Vergeßlichkeit einen Denkzettel anhängen wollen. Dieses und die Betrachtung, daß er nunmehro bezahlen müßte, wenn Berthold schlecht genung dächte, und doch nicht bezahlen darf, macht auf Samueln Eindruck und wirkt Versöhnung und zugleich die Zusammengebung der Charlotte mit Karl Berthold."

Vorstehende detaillirte Angaben müssen als authentisch aufrecht erhalten werden gegenüber der folgenden Mittheilung in einem Briefe Boie's an Eschenburg vom 16. December 1767 (O. v. Heinemann, „Zur Erinnerung an Lessing", S. 93): „Von ihm [Lessing] bekommen wir bald eine neue Komödie, Der Schlaftrunk, die schon gedruckt ist, aber vor der Aufführung nicht ausgegeben wird."

Aus der Berliner Zeit hat sich noch das Fragment eines früheren Entwurfes erhalten, welches wir nach Danzel (Lessing, I. S. 507) hier mittheilen.

„Der Schlaftrunk.

„Ein Lustspiel in drei Aufzügen.

„Personen.

Berthold.
Celiante, dessen Tochter.
Lisidor.
Dorant, dessen Sohn.
Finette, der Celiante Mädchen.

„Act I. Sc. 1. Finette. Dorant. Früh. 3ter Termin. Gestern dran gedacht und alle Leute gebeten, ihn zu erinnern. — Sc. 2. Finette. Dorant. Celiante. — Sc. 3. Finette. Celiante. (Dorant ist versteckt.) — Sc. 4. Berthold. Finette. Celiante. — Sc. 5. Finette. Dorant. — Sc. 6. Finette. Berthold. — Sc. 7. Berthold. — Sc. 8. Berthold. Celiante. — Sc. 9. Berthold. Celiante. Finette.

„Act II." („Von hier an mit Bleifeder, auch ist ein Stück abgerissen; ebenso und aus denselben Gründen unleserlich ist eine Ausführung von Act II. Sc. 1 u. 2 der gedruckten Bearbeitung und ein Entwurf von Act I u. II, der zwischen dieser und der ersten in der Mitte zu stehen scheint." Danzel a. a. O.)

Der Schlaftrunk.

Ein Lustspiel in drei Aufzügen.[1])

Personen.

Samuel Richard, } leibliche Brüder.
Philipp Richard, }
Charlotte, Nichte derselben.
Berthold.
Karl, } Kinder des Berthold.
Lucinde, }
Finette, Mädchen der Charlotte.
Anton, Bedienter des Samuel.
Hausknecht des Samuel.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Samuel Richard. Charlotte.

(Scene: Eine Wohnstube, wo Richard in einem Lehnstuhle vor einem Schreibepulte sitzt und durch die Brille in einem Folianten[2]) lieset. Charlotte sitzt am Fenster auf einem Tabouret und macht Knötchen.[3]))

---

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", I. S. 71—132. — A. d. H.
2) „in Ziegler's Schauplatze der Zeit, einem Folianten", steht in einer andern angefangenen Abschrift. — A. d. H.
3) „Filet" ebenda. — A. d. H.

Charlotte. Legen Sie doch das Buch weg, lieber Onkel —

S. Richard (indem er immer fortlieset). Warum denn, Lottchen?

Charlotte. Der Besuch wird gleich da sein.

S. Richard. Ich muß erst die Geschichte [1]) auslesen.

Charlotte. Sie schwächen Sich ja nur Ihre Augen noch mehr.

S. Richard. Du hast wohl Recht.

Charlotte. Und strengen Ihr Gedächtniß an.

S. Richard. Es ist wohl wahr.

Charlotte. Da Ihnen Ihr Gedächtniß ohnehin [2]) so sehr ablegt.

S. Richard (indem er die Brille abnimmt und das Buch zumacht). Nein, Lottchen, nein, das sage nicht! Mein Gedächtniß ist noch recht sehr gut. Ich wollte Dir wohl die Geschichte, die ich itzt gelesen habe, von Wort zu Wort wiedererzählen. Leg Deine Arbeit weg und höre mir zu! — Es war einmal ein König von Frankreich — nein, ein König von England war es — ja, ein König von England, der führte einen schweren Krieg wider die Mohren — wider die Mohren — Sagte ich ein König von England, Lottchen? Nein, siehst Du, man kann sich irren; es war ein König von Spanien; denn er führte Krieg mit den Mohren — Dieser König —

Charlotte. Ich höre wohl, lieber Onkel, daß Sie Alles recht wohl behalten haben. Aber Sie haben es auch nur erst diesen Augenblick gelesen. Wenn Sie es auf den Abend wiedererzählen sollten —

S. Richard. Nun gut, gut; erinnere mich auf den Abend wieder daran! Ich will Dir's auf den Abend erzählen —

Charlotte. Wohl, lieber Onkel —

S. Richard. Sprachst Du nicht vorhin von Besuche? Wer will uns denn besuchen?

Charlotte. Ihr alter guter Freund, Herr Berthold, und sein Herr Sohn —

S. Richard. Der junge Herr Berthold? [3]) Nu, nu, der kömmt nicht sowohl zu mir als zu Dir, [4]) und der mag immer kommen. Aber was der Vater mit will? —

1) „meine tägliche Geschichte" ebenda. — A. d. H.

2) „doch" ebenda. — A. d. H.

3) „Charlotte. Sie wissen ja, Herr Berthold. S. Richard." ebenda — A. d. H.

4) Hier folgt in der angefangenen Abschrift:
„Aber mag's doch, mag's doch! Er bringt doch wohl auch seine — seine —

Charlotte. Der Vater? Ist er nicht Ihr ältester, bester Freund? —

S. Richard. Gewesen, Lottchen, gewesen! Sieh, wie vergeßlich Du bist! Hat mich nicht dieser älteste, beste Freund verklagt? um eine Post verklagt, die ich längst richtig gemacht habe? Bin ich nicht —? Potz Stern! gut, daß ich daran gedenke! — Lottchen, geschwind gieb mir den Kalender her!

Charlotte (vor sich). Ah, nun erinnert er sich an den unglücklichen Termin.

S. Richard. Hörst Du nicht, Lottchen? den Kalender —

Charlotte. Wir schreiben den Sechzehnten, lieber Onkel, —

S. Richard. Den Kalender, Lottchen!

Charlotte. Den sechzehnten September, lieber Onkel —

S. Richard. Lange mir ihn doch nur her, Lottchen! er steckt hinter dem Spiegel. Ich habe mir was darinne notirt. Wenn Dich's zwar incommodirt — (Er rückt mit seinem Lehnstuhle, als ob er aufstehen wollte.)

Charlotte. Nicht doch, lieber Onkel; bleiben Sie doch sitzen! (Sie holt ihm den Kalender.) Hier ist er!

S. Richard. Ich danke, Lottchen. Was für einen Monat haben wir?

Charlotte. September.

S. Richard. Und den wievielten, sagst Du, schreiben wir?

Charlotte. Den sechzehnten.

S. Richard. Den sechzehnten September! — Da ist er! Richtig! richtig! Lieber Gott! was habe ich für vergeßliche Leute in meinem Hause! Kein Mensch erinnert mich an was! Und wenn es vergessen ist, so soll ich's vergessen haben!

Wie ist mir denn? Die junge rasche Wittwe, die ich so gern leiden mag? — Ist es seine Schwester oder seine Schwägerin?

Lottchen. Seine Schwester.

Samuel R. Ganz recht, die junge Madame Berthold.

Lottchen. Nicht Madame Berthold — Madame Frohstädt.

Samuel R. Ganz recht, Madame Frohstädt, seine Schwägerin — seine Schwester will ich sagen. Die bringt er doch mit?

Lottchen. Ich glaube schwerlich, lieber Onkel.

Samuel R. Ei, das wär' Schade! — Und er kömmt ganz allein? Ei, ei, Lottchen, Lottchen! das ist ein Bißchen sehr eigennützig. So krieg' ich ja gar nichts ab von dem Besuche.

Lottchen. Nichts, lieber Onkel? — Der alte Herr Berthold kömmt ja mit.

Samuel R. Der alte? der Vater? der kömmt mit? O weh! o weh! Noch schlimmer! Und was will denn Der?

Lottchen. Was er will? Ist er nicht Ihr ältester, bester Freund?" ꝛc.

A. d. H.

Charlotte. Was denn, lieber Onkel?

S. Richard. Ihr habt mich den ersten Termin versäumen lassen. Ihr habt mich den zweiten Termin versäumen lassen. Komm her, Lottchen, was steht hier bei dem siebzehnten?

Charlotte. Drei Kreuze, lieber Onkel.

S. Richard. Und was bedeuten die drei Kreuze?

Charlotte. Das muß wissen, wer sie gemacht hat.

S. Richard. Siehst Du, das hast Du vergessen! Rufe mir Finetten herein! ich muß doch sehn, ob die es auch vergessen hat.

Charlotte. Finette hat zu thun.

S. Richard. Nun, so rufe mir Antonen! Ich muß Euch nur einmal Alle überzeugen, wie vergeßlich Ihr seid.

Charlotte. Anton ist ausgeschickt.

S. Richard. Ich habe es Euch Allen gesagt, was die drei Kreuze bedeuten, und habe Euch Allen befohlen, mich fleißig [1]) an die drei Kreuze zu erinnern. Ja, ja, wer erinnert sein will, erinnere sich selber!

Charlotte. Werden Sie nicht ungehalten, lieber Onkel!

S. Richard. Ungehalten? Worüber denn? Ich freue mich von Herzen, wenn ich sehe, wie viel mein alter Kopf noch behalten kann; (sich an die Stirne schlagend) und wie so gar nichts in Euren jungen Köpfen haften will! Hahaha! — Die drei Kreuze bedeuten — Besinnst Du Dich noch nicht, Lottchen? —

Charlotte. Daß Sie morgen zur Ader lassen müssen?

S. Richard. Ei ja! Herr Berthold würde meinem Beutel schön zur Ader lassen, wenn ich so vergeßlich wäre wie Du! — Die Kreuze bedeuten — nu? — Ich dächte, ich hülfe Dir merklich genug drauf —

Charlotte. Itzt besinne ich mich — Morgen muß der dritte Teich auf dem Gute gefischt werden — O ja, lieber Onkel, ich will es gleich dem Kutscher sagen; wir fahren morgen früh heraus und fischen.

S. Richard. Fischen? Ja, Herr Berthold denkt zu fischen. Aber, Herr Berthold, man fängt nicht immer, wenn man fischt! — Lottchen, die drei Kreuze bedeuten, daß morgen der dritte Termin ist; der dritte und letzte Termin zu Producirung meiner

---

1) Bis hieher geht die angefangene Abschrift (s. S. 693, Anm. 2 vorstehend). Das ursprüngliche Manuscript ist auch nur bis zu Ende des ersten Aufzugs erhalten. — A. d. H.

Quittungen. Nun freilich weiß ich nicht, wo die verdammten Quittungen hingekommen sind. Aber ich will doch hoffen, daß man einen ehrlichen Mann, wie ich bin, wird zum Schwure kommen lassen! — Ich schwöre, und Herr Berthold wird abgewiesen.

Charlotte. Aber, lieber Onkel, ich dächte, Sie ließen es so weit nicht kommen. — Ein Schwur ist doch immer eine sehr wichtige Sache, und Geld ist nur Geld.

S. Richard. Nein, Lottchen, Geld ist die wichtige Sache, und ein Schwur ist nur ein Schwur. Nicht, daß ich um wer weiß wie viel einen falschen Schwur thun sollte! Nein, da sei Gott vor! Aber wenn man Recht hat —

Charlotte. Auch dann, dächte ich, lieber Onkel, sollte man, wenn es nur eine Kleinigkeit betrifft, sich lieber gefallen lassen, Unrecht zu bekommen, als zu schwören —

S. Richard. Ja, das dächtest Du; aber das verstehst Du nicht. — Morgen soll sich's zeigen. Ei, denkt doch! Was würde das für eine Freude für Herr Bertholden gewesen sein, wenn ich auch den dritten Termin versäumt hätte und hätte mich contumaciren lassen und hätte ihm noch einmal bezahlen müssen —

Charlotte. Es kömmt Jemand, lieber Onkel. Er ist es wohl schon selbst. —

Zweiter Auftritt.

Philipp Richard und die Vorigen.

Charlotte. Nein, es ist Onkel Philipp.

Philipp Richard. Guten Tag, Bruder Samuel!

S. Richard. Lottchen, hat Der sich auch melden lassen?

Charlotte. Nein, aber — sein Sie gütig gegen ihn!

Philipp R. Wie steht's, Bruder? Noch gesund? noch frisch?

S. Richard. Gesunder und frischer, Bruder, als Ihr wünscht —

Philipp R. Als Ihr wünscht? Wen meinst Du, Bruder?

S. Richard. Ich habe Dir's hundertmal gesagt, daß mir gewisse Leute, wenn sie sich nach meiner Gesundheit erkundigen, recht sehr ärgerlich sind. Siehst Du, Bruder, ich sehe Dich herzlich gern kommen, aber auch herzlich gern bald wieder gehn.

Charlotte. Lieber Onkel, bedenken Sie, daß es Ihr Bruder ist — —

Philipp R. Mühmchen, menge Sie Sich unter uns nicht! — Bruder, Du bist die wunderlichste, argwöhnischste Glatze, die sich jemals in einem Großvaterstuhle geschüttelt hat.

S. Richard. Hörst Du, Lottchen, hörst Du?

Philipp R. So was verhört Lottchen nicht! — Aber warum ist Dir denn mein Anblick so zuwider? Ich sehe doch dem Tode so ähnlich nicht. Gesund, fett und fröhlich, wie ich bin — —

S. Richard. Die Gesundheit erhalte Dir Gott! Dein Fett bist Du schuldig, und Deine Fröhlichkeit gehört ins Tollhaus. Was Wunder also, daß ich den Tod lieber sehe als Dich? Wenn ich den Tod sehe, so sehe ich meine letzte Stunde; und wenn ich Dich sehe, so sehe ich die nächsten Stunden nach meiner letzten. Einem ehrlichen Manne, der es sich in der Welt hat sauer werden lassen, ist die Vorstellung des Grabes lange nicht so marternd als die Vorstellung eines lachenden Erben. Aber, Bruder, hast Du gelesen von einem Maler, der mit einem einzigen Pinselstriche ein lachendes Gesicht in ein weinendes verwandeln konnte? Ich bin so ein Maler.

Philipp R. Je nu, wenn ich nicht lache,[1]) so wird eine Andere desto mehr lachen. — — Lache Sie doch einmal, Lottchen! Sie lacht recht hübsch —

Charlotte. Sie verfahren sehr grausam mit mir, Onkel —

Philipp R. Im Geringsten nicht! Denn gelacht wird bei dem Grabe eines reichen Geizhalses doch; er mag es anfangen, wie er will.

S. Richard. Undankbarer, gottloser Bruder!

Philipp R. Zanke mit der Natur und nicht mit mir! Du kamst zwanzig Jahre früher in die Welt als ich; Du mußt zwanzig Jahre früher wieder heraus. — —

S. Richard. Ich muß? ich muß? Ich will doch sehn, wer mich zwingen soll. —

Philipp R. Hahaha! nun machst Du, Bruder, daß ich sogar vor Deinem Tode über Dich lache. —

S. Richard. Geschwind, Bruder, sage mir, was Du bei mir willst, und packe Dich alsdenn wieder Deiner Wege! — —

Philipp R. Ich kam blos zu Deinem Besten. — Ich weiß, Du bist ein alter vergeßlicher Mann; ich wollte Dich an

---

1) „lachte" im Manuscript. — A. d. H.

etwas erinnern, woran Dich Lottchen wohl so leicht nicht erinnern möchte. —

S. Richard. O Bruder, ich bin so vergeßlich nicht, als Du meinst. Soll ich Dir eine Probe von meinem guten Gedächtniß geben? Komm her, ich will Dir es auf den Finger herrechnen, wie viel Du mir seit funfzehn Jahren gekostet hast. — Bei Deinem ersten Bankerotte verlor ich dreizehntausendvierhundertsechsundachtzig Thaler, neunzehn Groschen! —

Philipp R. Und sieben Pfennige. — Das habe ich so oft von Dir hören müssen, daß ich es endlich selbst behalten habe. —

S. Richard. Bei Deinem zweiten Bankerotte kam ich um siebentausenddreihundert und dreiunddreißig Thaler —

Philipp R. Da war der Verlust schon kleiner wie bei dem ersten. Denn Du warst um ebenso viel klüger als härter geworden. —

S. Richard. Bei Deinem dritten Bankerotte —

Philipp R. Verlorst Du fast gar nichts. Eine Post Rheinweine, für die Du in Cöln für mich gut gesagt hattest —

S. Richard. Ist das nichts? Die Post betrug achtzehnhundert Thaler. Diese achtzehnhundert und jene siebentausenddreihundertunddreiunddreißig mit den ersten dreizehntausendvierhundertundsechsundachtzig —

Philipp R. Neunzehn Groschen, sieben Pfennige —

S. Richard. Betragen zusammen zweiundzwanzigtausendsechshundertundneunzehn[1]) Thaler —

Philipp R. Neunzehn Groschen, sieben Pfennige —

S. Richard. Und die kostest Du mich baares Geld! Was kostest Du mich nicht sonst? — Nu, Bruder Unverschämt, habe ich ein gutes Gedächtniß oder nicht?

Philipp R. Rabbi Samuel, Alles das beweiset für Dein gutes Gedächtniß gar nichts; denn das waren Schußwunden, die Dir ein paar Knochen zersplitterten und, nachdem sie curirt waren, einen ewigen Kalender in den wieder verwachsenen Knochen zurückließen; aber ein Kalender ist kein Gedächtniß — —

S. Richard. Höre einmal, Lottchen, hör einmal! Weise ihm doch die Thüre, Lottchen!

Philipp R. Bemühe Sie Sich nicht, Lottchen! sie ist mir bekannt. Aber, Bruder, alle Deine Grobheit soll mich doch die

---

1) Im Manuscript: „dreihundertundneunundzwanzig"; am Rande ist die Rechnung in Ziffern ausgeführt mit der Summe 22619. — A. d. H.

gute Absicht nicht vergessen machen, in der ich herkam. Ich will Dich nur erinnern, daß heute der sechzehnte September ist.

S. Richard. Ist das wahr, Lottchen? — Nu? und? —

Philipp R. Und daß morgen der siebzehnte ist —

S. Richard. Ist das wahr, Lottchen? — Nu? und? —

Philipp R. Was ist auf den siebzehnten, Lottchen? Ich wette, Sie mag's nicht wissen —

Charlotte. O Herr Onkel, haben Sie sonst nichts? Daran hat sich Ihr Herr Bruder schon selbst erinnert.

S. Richard. Ja, daran habe ich mich schon selbst erinnert — (Sachte zu ihr.) Was meint er denn, Lottchen?

Charlotte. Eben das, lieber Onkel —

S. Richard. So? — Schon gut, Bruder, ich danke Dir für Deine Mühe, so unnöthig sie auch war. (Sachte zu ihr.) Lottchen, Du wirst mir es wohl hernach sagen, was er meint —

Philipp R. Erkenne meine Aufmerksamkeit auf Dein Bestes oder erkenne sie nicht: nur versäume mir morgen den dritten Termin nicht, so wie Du den ersten und zweiten versäumet hast — —

S. Richard. Den Termin, Bruder? den dritten Termin? — Lottchen! —

Philipp R. Den dritten und letzten Termin gegen Bertholden. Ich denke, Du hast Dich schon selbst daran erinnert?

S. Richard. O ja, das habe ich. Nicht wahr, Lottchen? Aber, Lottchen, das macht Bruder Philipp doch gut, daß er uns daran denken hilft. — Setze Dich doch einen Augenblick bei mir nieder, Bruder Philipp! — Recht! den dritten Termin muß ich nicht versäumen. — Was meinst Du, Bruder, wie die Sache laufen wird?

Philipp R. Sie mag laufen, wie sie will, wenn Du Dich nur erst gehörig eingelassen hast. Das Vornehmste bei einem Processe ist, daß man seinem Gegenpart die Hölle so heiß und das Leben so sauer macht als möglich. Ich habe itzo nicht Zeit, Bruder. Aber wenn Du willst, so komme ich auf den Abend wieder zu Dir, und wir wollen mehr davon schwatzen.

S. Richard. Ja, Bruder Philipp, thu das, komm! Du sollst mir angenehm sein. —

Philipp R. So lebe unterdessen wohl! —

S. Richard. Auf Wiedersehn! — Begleite ihn doch, Lottchen, begleite ihn doch —

Philipp R. Ohne Umstände, Lottchen! — Wir kennen einander.

Charlotte. Wohl kenne ich Dich!

Dritter Auftritt.

Samuel Richard. Charlotte.

S. Richard. Lottchen, Bruder Philipp mag doch wohl noch eine gute Ader haben.

Charlotte. O ja, lieber Onkel —

S. Richard. Er sorgt doch noch dafür, daß ich nicht in Schaden kommen soll. — Finette, gut, daß Du kömmst.

Vierter Auftritt.

Finette und die Vorigen.

Finette. Es ist Alles fertig; sie mögen nun kommen, wenn sie wollen. (Sie rückt einen kleinen Koffeetisch zurechte, bedeckt ihn und setzt Tassen darauf.)

S. Richard. Finette, Bruder Philipp wird heute zu Abend mit uns essen. Laß einen Krammetsvogel mehr braten —

Finette. Einen? Das wäre so viel als eine Mücke für einen hungrigen Wolf. Bruder Philipp muß auf jeden Zahn einen haben.

S. Richard. Nu, nu, Mädchen, tractire ihn nur heute so gut, als Du kannst! Er hat mir einen Dienst gethan —

Finette. Bruder Philipp Ihnen einen Dienst? Den möchte ich doch hören.

S. Richard. Er hat gethan, was Ihr hättet thun sollen. Er hat mich erinnert, daß morgen der dritte Termin ist.

Finette. Das hat er? — Ich muß Ihnen nur sagen, Herr Richard, es setzt heute keine Krammetsvögel. Es sind auf dem ganzen Markte keine zu bekommen gewesen.

S. Richard. Das ist Schade! der arme Philipp! was wirst Du ihm denn nun vorsetzen?

Finette. Nichts. Und das wissen Sie doch auch, daß ich den Kellerschlüssel verloren habe?

S. Richard. Den Kellerschlüssel? Und Du hast keinen Wein haußen? Was soll denn Bruder Philipp trinken?

Finette. Nichts; und das ist gerade so viel, als er mit seinem Dienste verdient hat. Merken Sie denn nicht, Herr

Richard, was er darunter sucht? Er will Sie und den alten Berthold nur vollends zusammenhetzen, damit Charlottchens Heirath mit dem jungen Berthold darüber zurückgehen möge.

S. Richard. Lottchen, sollte das wohl wahr sein?

Charlotte. Ich weiß nicht, lieber Onkel; aber wenn das auch Onkel Philipp's Absicht wäre, so weiß ich doch, daß Ihnen mein Glück viel zu angelegen ist —

S. Richard. Ja, Lottchen, — wenn das auch seine Absicht wäre. — —

Finette. Wenn? Sie ist es ganz gewiß. — St! der Besuch kömmt. (Charlotte geht ihm entgegen.)

S. Richard. Wer ist es denn, Finette?

Finette. Herr Berthold mit seinem Sohne —

S. Richard. Ja, ganz recht, ganz recht! (Steht auf.)

Fünfter Auftritt.

Berthold. Karl Berthold. Charlotte. Samuel Richard. Finette.

Berthold. Lieber, alter Freund, ich freue mich herzlich, Dich wohl zu sehen.

S. Richard (sie umarmen sich). Willkommen, Herr Bruder Berthold, willkommen! — Ist das Dein Sohn? (Karl neigt sich gegen ihn.)

Berthold. Das ist er. Die acht Monate, die er weggewesen, haben ihn mir selber [1]) unkenntlich gemacht.

Karl B. Ich wünsche und hoffe, liebster Herr Richard, daß Sie diese Zeit über beständig gesund und vergnügt mögen gelebt haben.

S. Richard. Ich danke, Herr Karl. Wie alte Leute nun so leben!

Karl B. Ich bin höchst ungeduldig gewesen, Ihnen meine Ergebenheit zu bezeigen. —

Berthold. Es ist wirklich sein erster Ausgang.

S. Richard. Bedanke Dich, Lottchen, bedanke Dich! — Setzen Sie Sich doch, meine Herren — (Sie setzen sich; indeß hat Finette Koffee und Backwerk aufgetragen und fängt an, davon herumzugeben.)

Karl B. Ich schmeichle mir, liebster Herr Richard, daß meine Abwesenheit, oder was während derselben etwa vorge-

---

1) Im Manuscript: „selber ganz". — A. d. H.

fallen sein könnte, mich in Ihrer schätzbaren Gewogenheit nicht wird zurückgesetzt haben.

S. Richard. Darin kann Sie nichts zurücksetzen; Sie sind uns noch so lieb, als Sie uns jemals gewesen sind. — Nicht wahr, Lottchen? — (Zu Finetten, die ihm eine Tasse Kaffee[1]) gebracht.) Die wievielte Tasse ist das, die ich trinke?

Finette. Die erste.

Berthold. Freund Richard, mein Sohn ist ein seltsamer Heiliger; er denkt, weil wir in seiner Abwesenheit ein Wenig an einander gerathen sind, weil ich Dich habe verklagen müssen —

S. Richard. Ja, lieber Karl, hätten Sie Sich das wohl jemals träumen lassen, daß mich Ihr Herr Vater verklagen würde? —

Karl B. Es ist ihm leid —

Berthold. Mir leid? Was sprichst Du da? —

Karl B. Es ist mir leid, sage ich — —

Berthold. Geck, was braucht Dir das leid zu sein? Wird er Dir darum das Mädchen nicht[2]) geben? Er hat sie Dir einmal versprochen, und ein ehrlicher Mann hält Wort.

S. Richard. Freilich! Aber, Freund Berthold, ein ehrlicher Mann muß auch einen andern ehrlichen Mann mit Processen verschonen.

Berthold. Ich weiß gar nicht, warum die ganze Welt so wider die Processe eingenommen ist. Wollen denn die Advocaten nicht auch leben?

S. Richard. Sie wollen wohl, aber sie müssen darum nicht.

Berthold. Das ist Dein Spaß.

S. Richard. Das ist mein völliger Ernst.

Charlotte (zu Karln). Wo sie nur nicht hitzig gegen einander werden! —

Karl B. Wir müssen sie auf ein ander Gespräch lenken. — Herr Richard, ich habe in London das Vergnügen gehabt, einen alten Freund von Ihnen kennen zu lernen.

S. Richard. So? — Mein völliger Ernst, Freund Berthold! Ich wüßte nicht, welchem Dinge ich in der Welt gramer wäre als dem Processiren.

Berthold. Und ich habe Zeit meines Lebens gern[3]) processirt.

---

1) „Kaffee" fehlt im Manuscript. — A. d. H.
2) „nicht sollen" im Manuscript. — A. d. H.
3) „gern" fehlt im Manuscript. — A. d. H.

Mein erster Proceß war mit meinem leiblichen Vater. Die besten Freunde können einmal uneins werden, und diese Uneinigkeit auszufechten, ist der friedlichste und gütlichste Weg der Proceß. So lange man sich nur so streitet, so lange ärgert man sich. Sobald aber die Sache den Advocaten übergeben ist, müssen sich die Advocaten an unserer Statt ärgern, und wir sind wieder ruhig.

S. Richard. Nein, Freund Berthold; ich habe in meinem Leben nur ein einziges Mal processirt, aber das weiß ich doch besser. Man ärgert sich noch immer, und ärgert sich über die Advocaten obendrein. —

Karl S. Dieser Ihr Freund in London sagte mir —

S. Richard. Hörst Du? das hat mein Freund in London ihm auch gesagt. —

Karl S. Daß er ehedem in Amsterdam —

S. Richard. Die ganze Börse in Amsterdam denkt so. —

Berthold. Karl, kein Wort mehr von London und Amsterdam! Kaum sind die jungen Laffen einmal hingerochen, so ist ihr drittes Wort: London und Amsterdam.

S. Richard. Nein, nein, laß ihn nur mitreden! Er spricht so unrecht nicht. — (Zu Finette, die ihm die zweite Tasse reicht.) Die wievielte Tasse ist das, Finette?

Finette. Wieder die erste. —

S. Richard. Habe ich die vorige auch mit Milch getrunken? — Finette, laß mich ja nicht zu viel Koffee trinken! Du weißt, er ist mir schädlich —

Karl S. Gewiß, Herr Richard, der Koffee ist überhaupt ein sehr unzuträgliches Getränke.

Charlotte. Sagen Sie das auch, Herr Karl? —

Karl S. Ich weiß wohl, daß er seine größten Vertheidiger unter dem schönen Geschlechte hat —

Berthold. Kinder, diese wichtige Frage, ob der Koffee zuträglich oder unzuträglich ist, macht aus, wenn Ihr allein seid — falls Ihr allein Euch sonst nichts Wichtigers zu sagen habt! Itzt laßt die Alten mit einander reden! — Freund Richard, morgen wird sich viel zeigen —

S. Richard. Morgen? — Ja, es ist wahr, morgen ist der dritte Termin. Aber denke nicht, Freund, daß ich den auch versäumen werde!

Berthold. Gleichwohl wäre es das Beste —

S. Richard. Und ich ließe mich contumaciren?

Berthold. Nicht anders.

S. Richard. Und ich bezahlte Dich noch einmal?

Berthold. Das würde sich zeigen. Karl, Du weißt, was ich Dir gesagt habe. —

S. Richard. Nein, nimmermehr, das wird nimmermehr geschehen. —

Berthold. Wenn Du die Quittungen, auf die es ankömmt, vorzeigen kannst, so wird es freilich nicht geschehen.

S. Richard. Was Quittungen? Ich offerire mich zum Schwure.

Berthold. Du bist ein ehrlicher Mann, aber ein vergeßlicher Mann; man wird Dich nicht zum Schwure lassen. —

S. Richard. Nicht zum Schwure lassen? Also wäre es ja[1]) so gut als gewiß, daß ich Dich noch einmal bezahlen müßte?

Berthold. Wenn die Gerechtigkeit gesprochen hat, so werde ich wissen, was ich zu thun habe.

S. Richard. Ich werde es auch wissen; ich auch. — Lottchen! (die sich mit Karln unterhält) laß Dich da nicht zu tief ein! —

Berthold. Wie meinst Du das?

S. Richard. Ich sehe schon, es ist weder Freundschaft noch Treue noch Glauben mehr in der Welt. Wenn ich condemnirt werde, noch einmal zu bezahlen, so bin ich ein ruinirter Mann; Lottchen ist ein ruinirtes Mädchen und ist keine Frau für Deinen Sohn. —

Berthold. So meinst Du das? Freund Richard, das geht zu weit. —

Charlotte. Liebster Onkel —

S. Richard. Laß mich, Lottchen, laß mich —

Karl B. Herr Vater — —

Berthold. Schweig, Karl! Der Alte denkt mich zu trotzen? Ich kann ebenso eigensinnig sein als er. — Also, Herr Richard, wenn Sie condemnirt werden, ist Lottchen keine Frau für meinen Sohn? — Recht wohl! Und wenn ich condemnirt werde, ist mein Sohn kein Mann für Lottchen. Das ist das Ende vom Liede! — Sohn, nimm Abschied —

Karl B. Liebster Vater —

Charlotte. Liebster Herr Berthold —

Berthold. Sohn, Du kennst mich! — Lassen Sie mich, Mamsell! — Leben Sie wohl, Herr Richard! (Geht ab.)

---

1) „ja schon" im Manuscript. — A. d. H.

S. Richard. Was ist denn das? — Je, Freund Berthold! Freund Berthold! — Haltet ihn doch!

Karl B. Ich folge Ihnen sogleich, liebster Vater.

Sechster Auftritt.

Karl Berthold. Samuel Richard. Charlotte. Finette.

Finette. Das ist ein Mann!

S. Richard. Was fehlt ihm denn? Warum geht er denn schon?

Charlotte. Sie haben ihn unwillig gemacht, liebster Onkel.

S. Richard. Wer wird denn gleich so empfindlich sein? Man spricht ja wohl was. — Seid ohne Sorgen, Kinder! Ich will den Proceß nicht verlieren, und das Uebrige wird sich schon geben. — Setzen Sie Sich doch nieder, Herr Karl! —

Karl B. Ich darf mich nicht länger aufhalten. — Liebste Charlotte, meine Schwester bittet um das Vergnügen, Sie diesen Abend besuchen zu dürfen. —

S. Richard. Sie soll uns herzlich willkommen sein.

Karl B. Liebster Herr Richard, trauen Sie meinem Vater das Beste zu! Er ist von allem Eigennutze entfernt; nur seinen Willen muß er haben. Ich darf mich nicht näher erklären; er hat es mir verboten. Ich sage Ihnen nur, Sie verlieren nichts, wenn Sie den Proceß verlieren. —

S. Richard. Nichts? Sind zweitausend Thaler nichts?

Karl B. Ich muß eilen, daß ich meinen Vater noch einhole. Wenn Sie aber erlauben, so bin ich mit meiner Schwester diesen Abend wieder hier. —

S. Richard. Es wird mir lieb sein, Herr Karl. — Begleite ihn doch, Lottchen!

Siebenter Auftritt.

Samuel Richard. Finette.

Finette. An Alledem hat Niemand als Bruder Philipp Schuld. Was braucht er Sie an den Termin zu erinnern? Sie hätten ihn vergessen —

S. Richard. Und wäre contumacirt worden. — Du weißt nicht, Mädchen, was das ist — Ich hätte bezahlen müssen.

Finette. Nun ja, Sie hätten bezahlt. Genug, daß das Geld in der Familie bleibt, wenn Herr Karl Lottchen bekömmt. —

S. Richard. In der Familie bleibt! Das Geld bleibt alles in der Welt, und die ganze Welt sollte nur eine Familie sein; aber wer's hat, der hat's.

Achter Auftritt.

Anton. Samuel Richard. Finette.

Anton. Herr Richard, Jochen hat angespannt. —

S. Richard. Was angespannt?

Anton. Die Pferde —

S. Richard. Die Pferde?

Anton. Oder den Wagen; wie Sie wollen. Was weiß ich, ob die Pferde an den Wagen oder der Wagen an die Pferde gespannt wird?

S. Richard. Aber wozu denn?

Anton. Ist denn nicht Donnerstag heute? Fahren Sie denn nicht ins Kränzchen?

S. Richard. Wahrhaftig! Jochen hat Recht. (Er steht auf.) Finette, heute ist Kränzchen, und das Kränzchen, weißt Du wohl, versäume ich um wie viel nicht.

Finette. Wer sagt denn, daß Sie es versäumen sollen?

S. Richard. Geh, Anton, sage Jochen, ich käme [1]) gleich! (Anton geht ab, indem Charlotte zurückkömmt.)

Neunter Auftritt.

Charlotte. Samuel Richard. Finette.

S. Richard. Gieb mir meinen Hut, Finette!

Charlotte. Wo wollen Sie hin, liebster Onkel?

S. Richard. Ins Kränzchen. Ich muß Strafe geben, wo ich nicht komme.

Charlotte. Aber —

Finette (zu Charlotten). So lassen Sie ihn doch! —

S. Richard (indem ihm Finette den Hut giebt). Und meinen Stock!

Charlotte. Aber er vergißt ja —

Finette. Mag er doch vergessen!

S. Richard (indem ihm Finette den Stock giebt). Und meine Rauchtabaksdose —

---

1) „komme" im Manuscript. — A. d. H.

Charlotte (zu Finetten). Aber wir bekommen Philippen über den Hals.

Finette. Den wollen wir schon loswerden. — (Giebt ihm die Dose.)

S. Richard. Ist auch Tabak drinne und der Stopper? Ihr laßt mich doch an Alles allein denken!

Finette. Stecken Sie doch nur ein und gehn Sie —

S. Richard. Nun, so führe mich herunter, Lottchen! Es thut mir leid, daß ich Dich allein lassen muß. Vertreib Dir den Abend, so gut [1]) Du kannst. Halb Zehn bin ich wieder da.

Finette. Gehn Sie nur und lassen Sie Sich das Gläschen wohl schmecken! (Charlotte führt den Alten ab, und Finette räumt den Koffeetisch wieder auf.) Lustig, Finette, das wird ein Abend für Dich werden!

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Lucinde, die auf der einen Seite von **Finetten** hereingeführet wird, und **Charlotte**, die auf der andern Seite ihr entgegenkömmt.

Finette. Hier herein, Mademoiselle!

Charlotte. O, sei mir tausendmal willkommen, liebe, liebe Lucinde —

Lucinde. Küsse mich, meine Charlotte! — Du siehst Dich um? Ja, Kind, ich komme allein, mein Bruder kömmt nicht mit; und nun werden von den tausend Malen, die ich Dir willkommen sein sollte, neunhundertundneunundneunzig wohl abgehen? Nicht wahr? —

Charlotte. Glaubst Du in der That, daß ich ihn erwartet habe?

Lucinde. Verstelle Dich nur nicht!

Charlotte. Und Du sei doch nicht so gar eitel auf Deinen Bruder! Wenn ich ihn liebe, so liebe ich ihn blos, weil ich Dich liebe.

Lucinde. Ist das wahr, Finette? Du bist ja ihre Vertraute. —

Finette. So etwas mag davon wahr sein. Die Zündröhre kann wohl durch das Herz der Schwester gegangen sein. Aber nachdem wir einmal Feuer gefangen — sehn Sie, Mademoiselle — so könnten wir die Zündröhre zur Noth entbehren. —

---

1) „gut, wie" im Manuscript. — A. d. H.

Lucinde. Da haben wir's!

Finette. Erst liebten wir den Bruder blos der Schwester wegen; allein Alles kehrt sich mit der Zeit in der Welt um. — Bald werden wir die Schwester blos des Bruders wegen lieben.

Lucinde. Wobei ich nicht viel zu verlieren glaube. — Aber, Finette, habt Ihr meinen Bruder wirklich nicht mit erwartet? —

Finette. Ich für mein Theil allerdings.

Charlotte. Dein Theil ist mein Theil nicht, Finette.

Finette. O, ich weiß wohl, daß Ihr Theil das größere ist. —

Lucinde. Nun, Finette, mein Bruder lässet Dich tausendmal um Vergebung bitten. Du sollst ja nicht glauben, daß er eine andere Gesellschaft der Deinigen vorgezogen. Sondern er muß bei dem Vater bleiben, den Ihr uns heute ein Wenig sehr unwillig nach Hause geschickt habt.

Charlotte. So, Lucinde? Hat Dein Bruder zu Finetten oder zu mir kommen wollen?

Lucinde. Eigentlich wohl zu Dir. Aber da Du ihn nicht erwartet hast, so wäre es lächerlich, ihn bei Dir zu entschuldigen. Ich entschuldige ihn da, wo er die Entschuldigung braucht. — Indeß, Finette, hat er doch versprochen, mich wieder abzuholen.

Charlotte. Hat er das?

Lucinde. Und Ihr werdet Euch noch sehen, Finette, obgleich ein Wenig spät, obgleich nur auf einen Augenblick —

Charlotte. Sage mir, Finette, hast Du draußen nichts zu thun?

Finette. Alle Hände voll —

Charlotte. Nu, so thu mir den Gefallen und geh! — Wenn Lucinde Niemanden hat, mit dem sie ihre Possen über mich treiben kann, wird sie wohl ernsthaft werden. — Ich bitte Dich, geh!

Finette (zu Lucinden). Soll ich?

Lucinde. Geh nur und nimm meine Possen mit!

Zweiter Auftritt.

Lucinde. Charlotte.

Charlotte. Nun, liebe Lucinde —

Lucinde (in einem affectirten, ernsthaften Tone, mit vielen Verbeugungen). Aber, Mademoiselle, ich habe noch nicht die Ehre gehabt, dem werthesten Herrn Richard mein Compliment zu machen —

Charlotte. Er ist nicht zu Hause, Lucinde —

Lucinde. Ei, das bedaure ich ja recht sehr —

Charlotte. Gewiß?

Lucinde. Ganz gewiß, Mademoiselle. — Aber er kömmt doch bald nach Hause?

Charlotte. Vor zehn Uhr schwerlich.

Lucinde. Ei, Sie erschrecken mich, Mademoiselle. —

Charlotte. Was ist nun das, Lucinde?

Lucinde. Ich versprach mir in der Gesellschaft dieses ehrwürdigen Alten —

Charlotte. Du bist doch eben sonst keine Liebhaberin von Gesellschaft mit alten Leuten.

Lucinde. Wie, Mademoiselle? Gewiß, Mademoiselle, Sie verkennen mich! Ich keine Liebhaberin von Gesellschaft mit alten Leuten? Ich muß mich schämen, daß Sie von meiner Sittsamkeit, von meinem Verstande, von meiner Tugend einen so nachtheiligen Begriff haben. In welcher Gesellschaft ist unsere unerfahrne Jugend, unser leicht zu verführendes Herz wohl besser aufgehoben als in Gesellschaft der Alten? In ihr, wo wir nichts als weise Sittensprüche, nichts als fromme Ausrufungen über die verderbten Zeitläufte, nichts als lehrreiche „Es war einmal" zu hören bekommen, sollte sich ein junges Mädchen nicht freuen, ganze lange Abende zu — zu —

Charlotte. Zu vergähnen? — Spricht sie nicht, als ob wirklich der Onkel in seinem Lehnstuhle säße und ihr zuhörte?

Lucinde. Werthe Mademoiselle, lassen Sie uns immer so reden, als ob wir von ernsthaften weisen Männern gehöret würden —

Charlotte. Wird das noch lange so dauern, Lucinde?

Lucinde. Ich weiß, daß mich meine ernsthafte Freundin in keinem andern Tone zu hören wünscht —

Charlotte (ruft in die Scene). Finette!

Lucinde. Was wollen Sie, Mademoiselle?

Charlotte. Sie mag nur wiederkommen. — Finette!

Lucinde. Ich sehe ungern, Mademoiselle, daß Sie so gar vertraut mit Ihrem Dienstmädchen sind. — Eine vernünftige Herrschaft —

Charlotte. Finette! Finette!

Lucinde. Muß seine Untergebene jederzeit in einer gewissen Entfernung zu halten wissen. —

Dritter Auftritt.

Finette, die in der Vertiefung aus einem Zimmer kömmt, in welchem man einen kleinen Tisch auf zwei Personen servirt sieht. **Charlotte. Lucinde.**

Finette. Sie sind auch sehr ungeduldig, Mademoiselle! —

Charlotte. Bleib ja hier, Finette —

Finette. Nun kann ich auch; es ist angerichtet, und Sie dürfen Sich nur setzen.

Charlotte (zu Finetten). Lucinde ist noch ausgelassener worden.

Lucinde (wiederum natürlich). Finette, sage mir nur, was Deine Jungfer will! Sie will mich nicht hören Possen treiben, und moralisiren will sie mich auch nicht hören —

Charlotte. Weil Dein Moralisiren eben die tollsten Possen sind —

Lucinde. Ehe wir uns setzen, Finette: was hast Du für Wein?

Finette. Setzen Sie Sich nur! er wird Ihnen schon schmecken. Etwas recht Gutes, recht Süßes —

Lucinde. Süßes? Ueber die Närrin! —

Finette. Vino Santo, Mademoiselle —

Lucinde. Und wenn es Santo Vino wäre! — Bleibe mir damit vom Halse! Ich will Wein und kein Zuckerwasser. Werden wir mit dem süßen Zeuge nicht in großen Gesellschaften schon geplagt genug? Wollen wir uns unter uns selbst auch noch damit martern? — „Etwas Süßes für die Damen!“ — Denken denn die Herren Hüte, daß die Damen nicht auch Wein trinken wollen? —

Charlotte. Nu, so befiehl! Was willst Du für welchen?

Lucinde. Es ist nichts Wein, als was Geist hat. — Champagner will ich —

Charlotte. Haben wir denn Champagner, Finette? —

Finette. Bravo, Mademoiselle! Sie sind meines Geschmacks! Gleich sollen Sie bedient sein. (Läuft ab.)

Vierter Auftritt.

Charlotte. Lucinde.

Charlotte. Weißt Du, liebe Lucinde, daß Du mir heute allzu lustig bist? Dafür wirst Du es auch ganz allein sein müssen. Denn ich, ich befinde mich in einer Verfassung — Hat Dir denn Dein Bruder nichts gesagt? Die Alten haben mit einander so gut als gebrochen, und unsre Heirath —

Lucinde. Behält ja ihre Richtigkeit, wenn sie Beide den Proceß gewinnen.

Charlotte. Beide? Und wie ist denn das möglich?

Lucinde. Das sieht der Bruder auch nicht.

Charlotte. Nun da! Und Du hast kein Mitleiden mit uns?

Lucinde. Kein Mitleiden mit Dir? Ist das kein Mitleiden, wenn ich Dich zu zerstreuen suche? wenn ich mehr tolle, als mir selbst um das Herz ist, um Dich von Grillen abzuhalten? Sei gutes Muths, Charlotte! Wir kriegen den Mann doch, den wir haben sollen.

Fünfter Auftritt.

Finette, mit einer Bouteille Champagner, von dem **Hausknecht** begleitet, der noch einen Korb mit sechs Bouteillen hereinbringt. **Charlotte. Lucinde.**

Finette. Bin ich nicht geschwind wieder da? (Zu dem Hausknecht.) Setze nur hier nieder! (Worauf er stehen bleibt und sie Alle nach einander ansieht und lacht.) Nun, was lachst Du?

Hausknecht. Eins, zwei, drei! (Indem er die Bouteillen im Korbe überzählt.) Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs! —

Finette. Was willst Du damit, Kerl?

Hausknecht. Sonst heißt es: „Der Mann einen Vogel"; hier heißt es: jede Jungfer zwei.

Finette. Stockfisch!

Hausknecht. Nu, nu, Finettchen, meinetwegen nehme Sie alleine sechse auf Sich. Geht's doch nicht von dem Meinigen!

Finette. Wirst Du Dich packen! (Er geht.)

Sechster Auftritt.

Lucinde. Charlotte. Finette.

Lucinde. Mädel, was machst Du für Streiche! —

Finette. Haben Sie doch nur keine Sorge! Für uns ist (indem sie die Bouteille auf den Tisch setzt) das! Und das (auf den Korb zeigend) ist für einen lieben Gast, den wir nicht haben mögen. (Zu Charlotten.) Denn so schlechterdings, Mademoiselle, werden wir Onkel Philippen nicht los. —

Charlotte. Wann Du ihn auch nur so los wirst! —

Finette. Es klingelt! — Wahrhaftig, er hat die Krammetsvögel über die Straße gerochen. Geschwind, Mademoiselles, in das Zimmer! Essen Sie stille; ich will nach Ihnen zumachen und ihn hier erwarten. —

Lucinde. Was habt Ihr denn?

Charlotte. Komm nur geschwind, Lucinde! —

Siebenter Auftritt.

Finette, die das Zimmer in der Vertiefung hinter ihnen zumacht; sodann **Philipp Richard.**

Finette. Er ist es! — Wenn uns nur der Hausknecht nicht schon verrathen hat! Dem hätte ich vorbeugen sollen. — Herein!

Philipp R. Ha, Finette — Guten Abend, Finette! Wo ist der Bruder?

Finette. Er ist ausgefahren —

Philipp R. Wo ist Charlotte?

Finette. Die ist ausgegangen.

Philipp R. Sie kommen doch bald wieder?

Finette. Um Bürgerszeit. Ueber zehn Uhr bleibt aus unserm Hause Niemand.

Philipp R. Hast Du mich zum Narren, Finette?

Finette. Wie so?

Philipp R. Der Bruder hat mich zum Abendessen gebeten —

Finette. Sie kennen ja Ihren Bruder! Als er Sie bat, hatte er vergessen, daß heute Kränzchen ist; und als er sich erinnerte, daß heute Kränzchen sei, war es ihm schon wieder entfallen, daß er Sie gebeten habe. Woran er sich zuletzt erinnert, das thut er.

Philipp R. Charlotte war dabei, als er mich bat. Hätte mich wenigstens nicht Charlotte erwarten sollen?

Finette. O, das junge Ding ist ebenso unbedachtsam, als der Alte vergeßlich ist! Sie glauben nicht, Herr Philipp, was für Noth ich mit ihnen habe.

Philipp R. Warum sagte denn aber der Schurke von einem Hausknecht, als er mir die Thüre aufmachte, ich würde recht gute Gesellschaft finden?

Finette. Sagte er das? O der Strick! er hat sich über mich moquirt. Ich, ich bin die rechte gute Gesellschaft für einen Mann wie Herr Philipp Richard! —

Philipp R. Rabenaas! wenn Du nur sonst wolltest —

Finette. Er wird freilich wissen, daß ich die Einzige in dem Hause bin, die es mit Ihnen gut meint. Sie werden gleich eine Probe davon hören. Es war mir unmöglich, den Alten wegfahren zu lassen, ohne ihm seine unhöfliche Vergeßlichkeit aufzumutzen. Noch als er in Wagen stieg, schrie ich ihm nach: „Aber der Herr Bruder! Es ist doch nicht erlaubt, einem Manne, um den sich die Stadt reißt, so zu begegnen! Ohne Zweifel

würde er ohne Ihre Einladung zwanzig lustige Orte gehabt haben, wo er seinen Abend hätte zubringen können!" —

Philipp R. Die hätte ich auch wirklich gehabt!

Finette. Etwas half mein Keifen. Denn als der Bediente den Schlag zuwarf, rief er mir endlich zu: „So schicke ihm ein paar Bouteillen Wein herüber und laß mich entschuldigen!" —

Philipp R. So? — Und wo sind die Bouteillen? —

Finette (zeigt ihm den Korb). Hier, Herr Philipp! — Das sind doch ein paar? —

Philipp R. Nein, Kind! ein Paar sind wenigstens Zwei; und das ist nur ein Korb — Es wird doch nichts Schlechtes sein?

Finette. Von unserm besten Burgunder! — Der Hausknecht soll sie Ihnen gleich herübertragen. (Als ob sie ihn rufen wollte.)

Philipp R. Warte noch ein Wenig, Finette. — Hole ein Glas —

Finette. Wozu?

Philipp R. (indem er eine Bouteille aus dem Korb zieht). Fein auf der Stelle gekostet, so weiß man, was man hat! — Hol ein Glas! (Indem Finette in die Scene geht, es aus einem Wandschranke zu holen.) Das Mädel sagt, sie sei mir gut. Daraus läßt sich was machen.

Finette (giebt ihm das Glas). Hier!

Philipp R. Noch eins, Finette!

Finette. Noch eins? wozu?

Philipp R. Es könnte Gift sein; Du mußt also mit kosten. — Hole noch ein Glas! (Indem Finette es holt, stellt er die Bouteille und das Glas auf den Tisch und setzt zwei Stühle dabei.)

Finette. Nun da!

Philipp R. Gut! Setze Dich, Finette! Laß uns thun, als ob wir zu Hause wären!

Finette (beiseite). Himmel! Den habe ich nun auf dem Halse —

Philipp R. (setzt sich und schenkt ein). Setze Dich, Finette! — Was fehlt Dir? Du thust ja so ängstlich. —

Finette. Ah, Herr Philipp, ich wäre des Todes, wenn uns Jemand so sähe. Was würde er denken? So unter vier Augen? bei der Bouteille?

Philipp R. Larifari! Farilari! (Indem er ihr das Glas reicht.) Nimm, Finette!

Finette. Aber mit der Bedingung, daß es das erste und letzte sein muß —

Philipp R. Finette, auf Dein Wohlsein! —

Finette. Sie erzeigen mir zu viel Ehre. Auf das Ihrige, Herr Richard! (Sie trinken.)

Philipp R. Und Du trinkst nicht aus?

Finette. Aus? was denken Sie von mir? Es wäre in meinem Leben das erste Glas, das ich auf einmal austränke —

Philipp R. Ich müßte es lügen, wenn ich das von mir sagte. (Schenkt sich wieder ein.) Finette, der Alte soll leben! (Nachdem er getrunken.) Apropos, Finette! wie lange denkst Du wohl, daß er noch leben wird? Gott weiß, wenn ich nicht ein so gutes Herz hätte, die Zeit würde mir schon verdammt lang geworden sein.

Finette. O, das glaube ich —

Philipp R. Da sind wir nun ihrer Drei, ich, Du und Charlotte, die wir auf seinen Tod lauern. Ist es wohl erlaubt, daß Einer ihrer Drei so lange aufziehen darf? (Schenkt sich wieder ein.) Was wir wünschen, Finette! (Nachdem er getrunken.) Nun? Du thust mir nicht Bescheid? Wünschest Du denn nichts?

Finette. Für Unsereins ist das Wünschen bloße Träumerei. Das Wenige, was ich dabei zu hoffen habe, kann ich ganz gelassen erwarten.

Philipp R. Das Wenige? (Indem er ihr halb leeres Glas voll schenkt.) Siehst Du, Finette, das Wenige ist des Mehrern fähig! Freilich, was hier hinzukommen soll, muß anderswo abgenommen werden. So meine ich es auch. Charlotte ist unsere Verwandte; aber ist sie Deine? So ein weitläuftiges Mühmchen bei einem alten Hagestolze auszustechen, bei Gott, Finette! das würde ebenso wenig Sünde sein, als — (Nimmt sein Glas.) Lottchen soll leben! — als ein Glas Wein auszustechen. (Und trinkt.)

Finette. O, der Sünde wegen! —

Philipp R. Mädchen, Du hast englischen Verstand. Sünde! Sünde! Weißt Du, was die größte Sünde in der Welt ist? — Ein leeres Glas ist eine große Sünde. (Indem er einschenkt.) Aber es giebt doch noch eine größere. Du meinst: ein volles Glas nicht austrinken? (Indem er trinkt.) Auch eine große Sünde! — Aber die größte? Die größte Sünde ist die Sünde — wider das Tempo. Ich nenne Tempo — Setze Dich nieder, Finette, und höre mir zu!

Finette. Ich bitte Sie, Herr Philipp, lassen Sie mich nicht vergessen, wer ich bin!

Philipp R. Aber, wenn ich es nun vergessen wollte? Wenn ich es nun vergessen wollte, wer Du bist und wer ich bin?

Finette. So ist es meine Schuldigkeit, Sie daran zu erinnern.

Philipp R. Schuldigkeit! Man ist Niemanden in der Welt etwas schuldig als sich selber. Und siehst Du, Finette, eine solche mißverstandene Schuldigkeit, das wäre gerade eine Sünde wider das Tempo.

Finette. Ich verstehe Sie nicht, Herr Philipp —

Philipp R. Du wirst mich verstehen, wenn ich Dir sage, daß Tempo so viel ist als das italienische Tempo. Ein jeder Mensch hat sein Tempo, Einer früher, der Andere später. Aber nur Wenige haben es in ihrem Leben mehr als einmal. Desto schärfer muß man aufpassen.

Finette. Ich merke, Herr Philipp, daß der Wein beredt, aber eben nicht deutlich macht.

Philipp R. Nur Geduld! was ich bei der ersten Bouteille nicht bin, werde ich bei der zweiten sein. (Schenkt sich ein.)

Finette (beiseite). So helfe mir der Himmel!

Philipp R. (indem er an ihr Glas anstößt). Unser Tempo, Finette, unser gemeinschaftliches Tempo! (Und trinkt.) Ich nenne ein gemeinschaftliches Tempo — Ja so, Du verstehest überhaupt noch nicht, was das Tempo ist. Ich will Dir's gleich sagen. Zum Exempel: Du bist jung, Du bist schön, Du bist liebenswürdig; aber Du hast nichts, und Du mußt dienen. Du dienst in dem Hause eines alten, reichen Junggesellen. Merkst Du bald das Tempo? Er ein Junggesell, Du eine Junggesellin; er ein alter Junggesell,[1]) Du eine junge Junggesellin; er reich, Du arm; Du sehr verführerisch, er sehr verführbar. Nun lerne ein für allemal: das Merkmal des Tempo ist das Widerspiel. Wo so viel Widerspiele zusammentreffen, da liegt sicherlich ein Tempo entweder für den einen oder für den andern Theil, auch wohl für beide. Denn in der Natur, siehst Du, strebt Alles nach seinem Contrario; und dieses Streben des Vollen nach dem Leeren (indem er sich einschenkt), des Nassen nach dem Hitzigen (indem er trinkt) und wiederum zurück des Leeren nach dem Vollen, des Hitzigen nach dem Nassen, und so weiter (indem er wieder einschenkt) ist es eben, was die

---

1) Hiemit schließt der dritte gedruckte Bogen (siehe oben S. 690); das Folgende bis zur letzten Textzeile der gegenwärtigen Seite steht auf einem einzelnen Blatte, welches das Setzerzeichen „Pr. D. p. 49“ trägt, also den Anfang der 49sten Seite, d. i. des 4ten Bogens enthält. — A. d. H.

Sc. 8.[1])

Lucinde. Charlotte. Finette.

„Verdient der Kerl nicht das Rad, blos seines Vorsatzes wegen? Haben Sie ihn gehört?“ Lucinde droht ihn zu denunciren.

Sc. 9.

Der junge Berthold zu ihnen.

Er sagt, es sei Alles verloren, wenn man nicht Mittel fände, zu machen, daß der alte Richard den Termin versäume. Aber wie ist das anzufangen? Philipp hat gesagt, daß er morgen gleich wiederkommen und den Bruder nochmals erinnern wolle. Der junge Berthold verspricht, ihn aufzusuchen und bis an den Morgen mit ihm zu trinken, daß er es wohl vergessen soll. Aber freilich ist das noch nicht genug. Sein Anschlag mit dem Schlaftrunke, den er Finetten heimlich entdeckt. Charlottens Unruhe über diese Vertraulichkeit und Lucindens Hetzerei. Der Wagen mit dem alten Richard kömmt. Berthold nimmt mit seiner Schwester Abschied, und Finette führt sie die Hintertreppe, um von dem Alten nicht bemerkt und aufgehalten zu werden.

Sc. 10.

Der alte Richard, von Anton geführt, ein kleines Räuschchen, und Charlotte. Er erinnert sich, daß er ihr versprochen hat, die Geschichte aus dem Ziegler zu erzählen, verwirrt sich aber darin und will zu Bette. Anton will ihn zu Bette bringen, aber Finette soll es thun. Er knüpft sich einen Knoten in sein Schnupftuch wegen des Termins und fragt Finetten den Augenblick darauf, was dieser Knoten bedeute, und macht noch einen Knoten. (Ab, zu Bette.)

Act. III.

Sc. 1.

Der Hausknecht, der den jungen Berthold hereingeführt bringt.

„Gehen Sie sachte! es schläft noch Alles im Hause; Finetten will ich Ihnen gleich wecken.“

---

1) Vgl. oben S. 691. — A. d. H.

Sc. 2.

Finette kömmt dazu. Der Hausknecht ab. Berthold beruft sich auf seine gestrige Unterredung mit ihr und giebt ihr das schlafmachende Mittel und schleicht sich nach den größten Versicherungen, daß nichts Schlimmes daraus entstehn könne, wieder fort.

Sc. 3.

Finette ist entschlossen, das Mittel zu brauchen. Anton kömmt dazu, der den Herrn wecken will. Sie sagt ihm, es nicht eher zu thun, als bis seine Chocolade fertig sei, die sie zu machen gehe. Er bittet sich auch eine Tasse davon aus.

Sc. 4.

Anton, der dem Herrn seine Kleider auskehrt, die er gelegentlich visitirt. Er räumt ihm die Tabaksdose leer und sucht ihm die kleinen Geldmarken aus der Schnupftabaksdose.

Sc. 5.

Philipp Richard, der noch halb trunken ist, dazu; tobt und will den Bruder wecken. „Es ist Alles Canaillenzeug hier im Hause, und auch Finetten trau' ich nicht." Ueber dieses Geräusch wacht der Alte selbst auf, und

Sc. 6.

Der alte Richard, Philipp, Anton. Der Alte ärgert sich über seinen Bruder und hat den Termin vergessen.

V.

Periode der Meisterschaft.

Hamburg und Wolfenbüttel.

1767—1777.

Vorbemerkung.

Hatte Lessing sich bei seinem ersten Leipziger Aufenthalte der Neuber'schen Bühne, bei seinem ersten Berliner der Theorie und Geschichte des Drama's, bei seinem zweiten Leipziger, zweiten Berliner, Breslauer und dritten Berliner Aufenthalt dem patriotischen Drama gewidmet, so wurde er nunmehr auf einen Schauplatz berufen, der ihm die Lieblingsneigung seines Lebens, die theoretische und praktische Förderung des deutschen Drama's, zur Pflicht machte. Zunächst freilich wieder die theoretische, wovon uns in der „Hamburgischen Dramaturgie" ein für alle Zeiten mustergültiges und classisches Document vorliegt. Aber hier wurden ihm auch seine eigenen Stücke, „Der Schatz", „Der Freigeist", „Miß Sara Sampson", in würdiger Weise vorgeführt, und da er beständig im Theater lebte und webte, so konnte es nicht fehlen, daß in ihm die Lust erwachte, die deutsche und zunächst die Hamburger Bühne mit eigenen neuen und guten Stücken zu bereichern. In seinem Briefwechsel aus der damaligen Zeit ist öfter von Entwürfen die Rede, die er nächstens vollenden und auf die Bühne bringen werde. Aber es schien ein Unstern über dieser Thätigkeit zu walten: der Ruin des Hamburger Theater-Unternehmens begrub, wie einst in Leipzig der Ruin der Neuber'schen Bühne, alle diese Entwürfe vorläufig als Embryonen in sein Pult. Noch erhält unser Verzeichniß seiner Entwürfe und Pläne aus der damaligen Zeit durch einen besonderen Umstand ein eigenthümliches Aussehen.

Er hatte sich schon in Breslau, als er anfing, die Archäologie der plastischen Kunst, zunächst nach Winckelmann's Werken,

zu studiren, für seinen „Laokoon" ein Heft von Collectaneen angelegt, in welchem er später in Hamburg, besonders in den Jahren 1768 und 1769, das Material zu seinen Klotzischen Streitigkeiten (in den „Antiquarischen Briefen" und andern Werken) ansammelte. In diesen „Collectaneen" (Th. XIX uns. Ausg.) aber verzeichnete er auch aus seiner Lectüre unter den Lemmata „Komische Süjets" und „Tragische Süjets" Stoffe, die ihm zu einer Behandlung im Lustspiel oder Trauerspiel geeignet erschienen. Wir führen sie mit Lessing's eignen Worten unter Nr. 41 (die tragischen) und Nr. 42 (die komischen) auf.

Von den erhaltenen dramatischen Entwürfen und Fragmenten dieser Periode ist Nr. 43 eine Studie zur „Hamburgischen Dramaturgie", Nr. 44 u. 45 sind Anlagen von Trauerspielen im großen Stil, die das Gepräge einer Meisterhand an sich tragen; aber freilich ist der Gang der Handlung von Nr. 44 (Das Horoskop), da uns auch nicht einmal die Quelle bekannt ist, ziemlich räthselhaft; Nr. 45 weist seinem Inhalte nach noch in die Periode des patriotischen Drama's zurück. Nr. 46 ist entschieden nach französischem, Nr. 47 wahrscheinlich wieder nach englischem Muster angelegt, so daß sich also hier zum dritten Male eine frühere Erscheinung wiederholt, und Nr. 50 weist zum dritten Male nach Spanien, wie früher (denn dieser Plan fällt in die Wolfenbüttler Zeit) auf theoretischem Gebiete die „Theatralische Bibliothek" und die „Hamburgische Dramaturgie", letztere besonders bei der Besprechung des spanischen „Essex". Gleichfalls erst in der Wolfenbüttler Periode entstand der gegen Goethe's berühmten Roman gerichtete Entwurf von Nr. 48, und zu derselben Zeit bei Gelegenheit einer Untersuchung über die Geschichte der Fabel die Idee zu Nr. 49.

41.

Tragische Süjets.[1])

In der Vorbemerkung zu dieser Periode (S. 722) ist bereits der von Lessing geführten Collectaneen Erwähnung geschehen, in denen er sich unter Andern auch tragische und komische Süjets notirte, die ihm für die dramatische Behandlung geeignet erschienen. Weder die hinterlassenen Papiere Lessing's noch seine zur öffentlichen Kenntniß gelangten Briefe geben Auskunft darüber, ob er diese Projecte weiter verfolgt hat, und wir sehen uns bezüglich derselben lediglich auf die erwähnten Notizen in seinen Collectaneen beschränkt, welche wir nachstehend mittheilen.

[Der Brudermord.] [2])

„In Gothia meridionali spectantur duo tumuli, ingentibus saxis, cipporum loco imposita habentes duorum fratrum corpora, quibus ab auspice in prima adolescentia praedictum fuerat, fore, ut mutuis vulneribus conciderent. Fatum declinaturi peregrinationem ad remotissimas contrarias orbis partes suscepere. In extrema senecta demum in patriam reversi, cum quisque fratrem jam pridem mortem obiisse speraret, non procul ab oppido Ionaco sibi invicem occurrunt ignoti et salute ultro citroque dicta et accepta sub pinu proxima quieverunt. Mox rixantibus eorum canibus ipsi quoque ad jurgia primum,

1) Zuerst gedruckt in: J. J. Eschenburg, „G. E. Lessing's Kollektaneen zur Literatur", Berlin 1790, II. S. 410—414.

2) Vgl. „Historia Olai Magni, Gothi archiepiscopi, Upsalensis, de gentium septentrionalium variis conditionibus statibusque, et de morum rituum, superstitionum etc. diversitate. Basileae MDLXVII", Lib. I. Cap. XXXI, S. 42, mit durchaus anderem Wortlaut. — A. d. H.

inde ad vulnera mutua proruperunt animamque trahentes et fratres se agnoscentes in mutuis amplexibus expirarunt. Olaus, De Ritibus Septentr., cap. 31.“ [Lessing's „Collectaneen“.]

Zu Deutsch:

In Südgothland sieht man zwei Grabhügel aus mächtigen Felsstücken, auf denen statt der Leichensteine die Gestalten zweier Brüder liegen. Diesen war von einem Wahrsager in ihrer frühesten Jugend verkündet worden, sie würden sich gegenseitig tödten. Um dem Verhängniß zu entgehen, unternahmen sie eine Auswanderung nach den entferntesten entgegengesetzten Theilen des Erdkreises. Erst im spätesten Alter in das Vaterland zurückgekehrt, da Jeder seinen Bruder schon längst gestorben hoffte, begegnen sie sich unweit der Stadt Jonacum unerkannt, und ruhten, nachdem sie einander begrüßt, unter der nächsten Fichte. Bald, als ihre Hunde in Streit geriethen, brachen auch sie selbst zuerst in Scheltworte aus, dann verwundeten sie sich wechselseitig, und indem sie in den letzten Zügen sich als Brüder erkannten, verschieden sie Einer in des Andern Armen. Olaus [Wormius], Von den Gebräuchen der Nordländer, Capitel 31.

[Die feindlichen Brüder.]

„Miles quidam, cum occiso spolia detraheret, fratrem nudato corpore agnovit ac detestatus bella civilia semet ipsum ibi perimens fraterno corpori adjunxit. August., De Civit. Dei, Lib. II. cap. 25.

„Hoc contigit, cum Cinna et Marius infesta signa ad urbem ducerent, quibus occurrit C. Pompejus, Magni pater. Livius, L. 79. Valer. Max. L. V. dicit, militem Pompejanum occidisse fratrem, qui erat in exercitu Sertorii. Livius pro Sertorio Cinnam habet. Fieri utrumque potest; nam exercitus omnes fere erant Cinnae.

„V. Coquaei Comment. ad. l. c.“ [Collectan.]

Zu Deutsch:

Ein Soldat, welcher einem Getödteten die Waffen abzog, erkannte an dem entblößten Körper seinen Bruder, und die Bürgerkriege verfluchend und sich selbst dabei entleibend, warf er sich auf

die Leiche seines Bruders. Augustinus, Von dem Staate Gottes, II. Buch, 25. Capitel.

Dies geschah, als Cinna und Marius Krieg gegen Rom führten, denen C. Pompejus, der Vater des Großen, sich entgegenstellte. Livius, 79. Buch. Valerius Maximus, 5. Buch, sagt, ein Pompejanischer Soldat habe seinen Bruder getödtet, welcher im Heere des Sertorius war. Livius hat statt Sertorius Cinna. Beides ist möglich; denn fast alle Heere waren Cinna's. Siehe die Erläuterung des Coquäus zu der angeführten Stelle [des Augustinus].

Bei Valerius Maximus, Buch 5. Cap. 4, heißt es: „Is (miles quidam) . . . in castris Cn. Pompeji stipendia peragens, cum Sertorianum militem acrius sibi in acie instantem cominus interemisset jacentemque spoliaret, ut fratrem germanum esse cognovit, multum ac diu convicio deos ob donum impiae victoriae insecutus, prope castra transtulit et preciosa veste opertum rogo imposuit ac deinde subjecta face protinus eodem gladio, quo illum interemerat, pectus suum transverberavit seque super corpus fratris prostratum communibus flammis cremandum tradidit."

Zu Deutsch:
Ein Soldat, der in dem Lager des Cn. Pompejus diente, erkannte, als er einen ihn in der Schlacht bedrängenden Sertorianischen Soldaten mit dem Schwerte getödtet hatte und dem Erschlagenen die Rüstung auszog, seinen leiblichen Bruder in ihm; und nachdem er viel und lange die Götter mit Schmähungen wegen des Geschenkes eines ruchlosen Sieges überhäuft hatte, trug er ihn in die Nähe des Lagers, bedeckte ihn mit einem kostbaren Gewande und legte ihn auf einen Scheiterhaufen. Diesen steckte er mit einer Fackel in Brand und durchbohrte dann sofort mit demselben Schwerte, mit welchem er Jenen getödtet, seine eigne Brust und warf sich über den Leib des Bruders in die Flamme.

[Mathildis.]

„Mathildis, Edgar's, Königs von Schottland Schwester, hatte sich dem Klosterleben gewidmet. Heinrich I. ver-

langt sie zur Gemahlin. Sie weigert sich. Endlich wird sie von ihrem Bruder dazu gezwungen. Als sie sahe, daß sie ihr Gelübde der Keuschheit brechen müsse, verwünschte sie alle ihre zu zeugenden Kinder. Und die Geschichte sagt, daß dieser Wunsch eingetroffen. (Zwing., Th. Vitae, [I.] p. 188 sq.)“ [Collectan.]

Diese Stelle in Zwinger's Theatrum vitae lautet:

„Erat Edgaro regi Scotorum soror nomine Mathildis, quae post mortem parentum inter monachas degebat. Hanc Henricus I. Anglorum rex de suorum consiliariorum sententia sibi uxorem depoposcit. Puella a connubio abhorrens eum repudiavit. Juvenis amore flagrans iterum Edgarum per legatos rogavit, ut suam affinitatem ne aspernaretur, quae utrique commodo foret. Edgarus, magni regis iram timens et amicitiam cupiens, sororem invitam Henrico in matrimonium dedit. Dicitur haec puella, cum vidisset sibi votum virginitatis esse violandum, omnibus precibus execrata esse prolem, si qua ex se nasceretur: quod omen haud fuit vanum. Nam XX annis post Gulielmus Normanniae dux, ex Mathilde genitus, et Ricardus, ut quidam sentiunt, ex concubina natus, ac Maria soror navem ingressi, ut ex Normannia Austro leniter flante in Angliam navigarent, subito per nautarum incuriam navi scopulo illisa, perierunt cum omni comitatu, numero ad centum et quinquaginta, uno duntaxat incolumi, qui navem tenaciter complexus, ad terram, quae non procul aberat, postero die delatus est. Gulielmus, e vestigio in scapham descendens, ad terram contendebat, cum ejus opem soror imploravit. Hic cum scapham navi admoveri jussisset, ut sororem exciperet, praecipitantium multitudine obrutus fuit. Sed et Mathildis filia, quae Imperatori Henrico quinto nupsit, adversis rebus conflictata est. Henricus haud multo post alteram uxorem duxit, Adeliciam Lotharingam etc. Polyd., Lib. II.“

Ins Deutsche übersetzt:

Edgar, König von Schottland, hatte eine Schwester, Namens Mathilde, welche nach dem Tode ihrer Eltern im Kloster lebte. Um diese freite Heinrich I., König von England, auf Antrieb seiner Räthe. Die Jungfrau wies ihn aus Abscheu vor der Ehe ab. Der von Liebe glühende Jüngling bat Edgar von Neuem durch Gesandte, seine Verwandtschaft nicht zu verschmähen, die ihnen Beiden von Vortheil sein würde. Edgar, welcher den Zorn des großen Königs fürchtete und seine Freundschaft wünschte, gab seine

Schwester wider ihren Willen Heinrich zur Ehe. Als die Jungfrau sah, daß sie das Gelübde der Keuschheit würde brechen müssen, soll sie ihre zu erwartende Nachkommenschaft unter gräßlichen Verwünschungen verflucht haben. Und dieser Fluch ging in Erfüllung. Denn als zwanzig Jahre später Wilhelm, Herzog von der Normandie, Mathildens Sohn, und Richard, ein Bastard nach der Meinung Einiger, nebst ihrer Schwester Marie ein Schiff bestiegen, um bei leisem Südwinde aus der Normandie nach England zu segeln, scheiterte das Schiff durch die Unachtsamkeit der Matrosen plötzlich an einer Klippe, und so kamen sie mit ihrem ganzen Gefolge, einhundertundfunfzig an der Zahl, um; nur Einer rettete sich, der das Schiff fest umklammert hielt und Tags darauf an die nicht weit entfernte Küste getrieben wurde. Wilhelm bestieg rasch einen Kahn und ruderte nach dem Lande zu; da rief ihn seine Schwester um Hilfe an. Sofort ließ er den Kahn nach dem Schiffe umwenden, seine Schwester aufzunehmen, wurde hier aber im Gedränge der sich Rettenden erdrückt. Aber auch die Tochter der Mathilde, welche den Kaiser Heinrich V. heirathete, gerieth ins Unglück. Heinrich nahm nicht lange nachher eine andere Gemahlin, Adelheid von Lothringen u. s. w. Polydorus, im 2. Buche [d. i. Historiae Anglicae libro XXVII. Autore Polydoro Virgilio Urbinate. Lugduni Batavorum 1651. S. 235, 249—251; mit umfangreicherem Texte].

[Die Demostraten.]

„Die Demostraten, ein Stoff wie die Horazier (beim Plutarch). Sie stritten wider den Critolaum und seine zwei Brüder, um den Krieg beizulegen, welcher lange Zeit zwischen ihren Landsleuten, den Phenäern und Tegäern, gedauert hatte.“ [Collectan.]

[Der König von Siam.]

„Wenn man das tragische Ende Karl's des Ersten, Königs von England, unter fremdem Namen auf die Bühne bringen wollte, so könnte man am Besten die ähnliche Geschichte eines Königs von Siam dazu nehmen, welcher zu eben der Zeit von

seinen Unterthanen der königl. Würde entkleidet und hingerichtet wurde. Siehe Hist. moderne, Tome III. p. 78, oder De L'Isle, Relat. Hist. de Siam." [Collectan.]

[Drahomira.]

„Drahomira, Gemahlin Wratislai, Herzogs in Böhmen, würde eine gute tragische Heldin sein. Ihr Haß gegen das Christenthum und ihren ältesten Sohn, weil er zu gut Christ war; die Ermordung dieses Sohnes von seinem Bruder Boleslaw, die auf ihr Anstiften geschah; die Tradition, daß sie in Prag lebendig von der Erde sei verschlungen worden, sind lauter Umstände, die Quellen des Schreckens und Mitleids[1]) werden könnten. Sie lebte um 916." [Collectan.]

Vgl. Moréri, Dictionnaire historique, Amsterdam 1740, Tom. III. p. 144: „Drahomire, femme d'Uratislas Duc de Bohême. Quoiqu'elle fût payenne, ce prince l'épousa pour sa beauté extraordinaire. En 908 elle mit au monde Venceslas, et l'année suivante Boleslas, et leur père leur partagea ses états. Il mourut en 916 et laissa la régence à Ste. Ludimille, sa mère. Mais Drahomire sut s'en emparer pendant la minorité de ses enfants. Elle éloigna d'elle Venceslas, parce qu'il était chrétien, et retint auprès d'elle Boleslas pour l'animer contre les chrétiens. Elle donna le gouvernement de Prague à Palhogus qui pour le moindre sujet faisait souffrir aux chrétiens une mort cruelle. Cette tyrannie dura quatre ans, mais enfin les chrétiens prirent les armes pour se défendre, et en 919 il arriva dans Prague quelques rencontres dans l'une desquelles Palhogus périt. Dans le même temps Drahomire fit massacrer sa belle-mère qui était fort zélée pour le christianisme et fit abattre l'église de Buntslaw. Venceslas ne pouvant plus souffrir tant de cruautés, entreprit, quoiqu'il n'eût pas encore treize ans, d'y apporter du remède. Il vint à Prague en 921, convoqua les états, ôta la régence à sa mère et rétablit la religion chrétienne. Sa mère chercha en vain de le faire mourir par le poison, mais en 938 Boleslas à la sollicitation de Drahomire lui ôta la vie.

---

1) Nach Aristoteles ist die Erweckung von Schreck und Mitleiden der Zweck der Tragödie. — A. d. H.

Toutes ces horribles cruautés ne demeurèrent pas longtemps impunies et elle fut engloutie toute vive par la terre qui s'ouvrit sous ses pieds dans la ville de Prague, ou, selon d'autres, dans le voisinage de cette ville."

Noch verweisen wir auf nachfolgende Stelle aus einem Buche, welches Lessing gleichfalls benutzt hat: Iselin, Neu-vermehrtes historisch- und geographisches allgemeines Lexicon, Th. II. Basel 1726, S. 92: „Drahomira, eine Gemahlin Vratislai, Herzogs in Böhmen, welchem sie an. 907 wegen ihrer sonderbaren Schönheit beigelegt worden. Ob sie gleich noch eine Heidin war, so glaubte man doch, daß sie durch diese Vermählung gar leicht würde zum Christenthum können gebracht werden, welches sie auch anfangs versprochen, aber hernach nicht gehalten. An. 908 gebahr sie Wenceslaum, und im folgenden Jahre Boleslaum, unter welche beide Söhne Vratislaus hernach sein Land getheilet. Als er an. 916 gestorben, wollte die Mutter desselben S. Ludomilla, so noch bei Leben war, die vormundschaftliche Regierung führen; aber Drahomira stellte auf dem Prager Schlosse eine Zusammenkunft der Stände an und brachte es dahin, daß, weil ihre Söhne noch unmündig, sie die Regierung führte, da sie denn Wenceslaum, welcher ihr wegen seines Christenthums nicht wohl anstunde, von sich wegschaffte, Boleslaum aber bei sich auf dem Wissehrad behielt und heftig wider die Christen wüthete, auch zu Prag einen Stadtrichter, Namens Palhogum, setzte, welcher die Christen um der geringsten Ursache willen auf das Grausamste mit dem Tode strafte. Solche Tyrannei währte 4 Jahr lang, da die Christen die Waffen darwider ergriffen, und an. 919 wurden auf dem Prager Markte 3 heftige Scharmützel gehalten, daß das Blut durch alle Gassen geflossen, in deren letzterm Palhogus selbst um das Leben gekommen. Hierauf ließ sie ihre Schwiegermutter Ludomillam, welche die christliche Religion sehr vertheidigte, im Schlosse zu Tetin umbringen und zerstörte die Kirche zu Bunzlau, welches endlich Wenceslaus nicht länger mehr ansehen konnte und dahero an. 921, ob er gleich nur 13 Jahr alt war, nach Prag kam, die Stände zusammen berufte, seine Mutter der Regierung entsetzte und der christlichen Religion wiederum aufhalf. Die Mutter suchte ihn hierauf zwar mit Gifte aus dem Wege zu räumen, welches ihr aber nicht anging. Jedoch wurde Wenceslaus von seinem Bruder Boleslao auf ihr Anstiften an. 938 umgebracht. Die Drahomiram aber hat, wie gesagt wird, die Erde zu Prag lebendig verschlungen."

[Epponina.]

„Epponina, des Sabinus Gemahlin, unter dem Kaiser Vespasianus. Sie lebte mit ihrem Manne lange Zeit in einer Höhle, Beide aber wurden von dem Kaiser doch zuletzt umgebracht. V. Plut. in Eroticis, der sie Empone nennt. Tacitus, Hist. Lib. 4." [Collectan.]

Plutarch erzählt im Gespräch „Von der Liebe" im 25. Capitel (ed. Wyttenbach, IV. S. 88—91) die Geschichte folgendermaßen: „Julius, der Urheber des Aufstandes in Gallien, hatte unter Anderen zum Gefährten seines Aufstandes den vornehmen, reichen und berühmten Sabinus. Aber obgleich sie sich großer Dinge unterwanden, schlug ihnen der Erfolg fehl; und da sie merkten, daß sie blutige Rechenschaft würden geben müssen, so nahmen sie sich zum Theil selbst das Leben, zum Theil wurden sie auf der Flucht gefangen. Dem Sabinus aber wäre es sonst ein Leichtes gewesen, sich durch die Flucht zu den Barbaren zu retten. Aber er hatte ein vortreffliches Weib geheirathet, Namens Empone. Da er diese weder mit sich nehmen, noch sie im Stiche zu lassen über sich bringen konnte und auf seinem Landgute in die Erde eingegrabene Behälter zur Aufbewahrung nützlicher Geräthschaften hatte, die nur zwei Freigelassenen bekannt waren, so entließ er alle übrigen Diener unter dem Vorwande, daß er Gift nehmen wollte, die zwei aber, deren Treue er sicher war, nahm er mit sich und stieg in jene unterirdischen Höhlen hinab. Zu seiner Gattin schickte er den Freigelassenen Martalios und ließ ihr melden, sein Herr habe sich vergiftet, und sein Landhaus sei sammt seinem Leichnam verbrannt. Er wollte nämlich durch die Trauer seiner Gattin seinen vorgegebenen Tod wahrscheinlicher machen, und dies erreichte er. Denn diese warf sich, als sie die Nachricht empfing, so wie sie war, auf die Erde und nahm drei Tage und ebenso viel Nächte keine Speise zu sich. Als dieses Sabinus erfuhr, ließ er aus Furcht, daß ihr der Schmerz das Leben kosten möchte, heimlich durch den Martalios ihr andeuten, er lebe noch und halte sich verborgen, er bitte sie aber, noch einige Zeit mit der Trauer fortzufahren und sich genau so zu geberden, als ob ihr Gatte todt wäre. Diese Rolle spielte denn auch seine Gattin sehr geschickt; jedoch kam sie des Nachts öfter aus Sehnsucht, um ihren Mann zu besuchen, wenn

Niemand sie beobachtete, und lebte so wie in der Unterwelt sieben Monate mit ihm. Als sie darauf Hoffnung bekam, seine Begnadigung zu erwirken, machte sie ihn an Kleidung, Haar und Kopfbedeckung unkenntlich und nahm ihn nach Rom mit. Da sie aber nichts ausrichtete, kehrte sie zurück, und indem sie den größeren Theil der Zeit bei ihm unter der Erde zubrachte, kam sie nur zuweilen nach Rom, um sich ihren Freundinnen und Verwandten zu zeigen. Und was das Sonderbarste ist, sie wußte ihre Schwangerschaft selbst beim Baden mit ihnen zu verbergen. Denn das Färbemittel, wodurch die Frauen ihren Haaren eine rothe und blonde Farbe geben, hat eine Fettigkeit, wodurch das Fleisch etwas dicker oder lockerer und so die Masse desselben am ganzen Körper gleichmäßiger und größer wird; indem sie sich damit den übrigen Theil des Körpers bestrich, machte sie ihn dem Unterleibe gleichförmig. Die Geburtsschmerzen aber ertrug sie allein wie eine Löwin, indem sie bei ihrem Gatten in der Grube sich verbarg und die zur Welt gebrachten Welfe, um sie so zu nennen, auferzog: sie gebar nämlich zwei Söhne, von denen der eine in Aegypten gestorben ist, der andere, Sabinus, noch neulich zu Delphi mit uns verkehrte. Cäsar [Vespasianus] ließ sie hinrichten, aber er büßte diesen Mord, da binnen Kurzem sein ganzer Stamm von Grund aus vernichtet wurde. Dies war das traurigste Ereigniß unter seiner Regierung und das abscheulichste Schauspiel für Götter und Geister. Sie selbst freilich benahm den Zuschauern das Jammern durch ihre Hochherzigkeit und ihren Muth, wodurch sie am Meisten den Vespasianus reizte; denn als sie die Hoffnung auf Rettung aufgab, ließ sie ihm melden: das Leben im Dunkeln und unter der Erde sei für sie süßer gewesen als für ihn das Regieren." Vgl. (Wagenaar) Allgemeine Geschichte der Niederlande, I. S. 75 (citirt: Dion. Excerpt., Lib. LXVI. p. 745. D. E. 752, et Tacit. Hist., Lib. IV. cap. 67).

[Cinnadon.]

„Cinnadon, ein junger Spartaner, und dessen Verschwörung gegen die Ephores, aus bloßem Ehrgeize, Keinen über sich zu wissen. Arist. Polit., Lib. V. cap. 7; Xenophon, Hellen., Lib. III." [Collectan.]

42.

Komische Süjets.[1])

Außer den in der vorigen Nummer enthaltenen Aufzeichnungen Lessing's über Tragische Süjets finden sich in den Collectaneen auch die nachfolgenden Notizen über Komische Süjets:

[Der Traurige.]

„Aus der Stelle des Cicero von der Traurigkeit, die ich in dem zweiten Bande der Dramaturgie angeführt habe“ [S. 284].[2]) [Collectan.]

In seiner Ausgabe der Collectaneen bemerkt Eschenburg: „Lessing redet im 87. und 88. Stücke seiner Hamburgischen Dramaturgie.... von der einem komischen Charakter nothwendigen Allgemeinheit und rechtfertigt den Terenz über seinen Charakter des Heautontimorumenos gegen eine Kritik Diderot's, der demselben zu viel Sonderlichkeit und Einzelnheit vorwirft. Hier sagt er unter Andern [uns. Ausg. Th. VII. S. 420]: „Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er sah daher in dem Betragen des Heautontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht blos von dem Affecte hingerissen, thun, sondern auch bei kälterm Geblüte fortsetzen zu müssen glauben: (Tusc.

1) Zuerst gedruckt in: J. J. Eschenburg, „G. E. Lessing's Kollektaneen zur Literatur“, Berlin 1790, II. S. 42 f. — A. d. H.

2) Werke, Th. VII. S. 420. — A. d. H.

Quaest., L. III. c. 27.) Haec omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore, maximeque declaratur, hoc quasi officii judicio fieri, quod si qui forte, cum se in luctu esse vellent, aliquid fecerunt humanius, aut si hilarius locuti essent, revocant se rursus ad moestitiam, peccatique se insimulant, quod dolere intermiserint: pueros vero matres et magistri castigare etiam solent, nec verbis solum, sed etiam verberibus, si quid in domestico luctu hilarius ab iis factum est aut dictum, plorare cogunt. .... Quid ille Terentianus ipse se puniens?" u. s. w. — Schade, daß Lessing die Idee nicht ausführte, diese so wahre Bemerkung zum Anlaß eines Charakterstücks zu nutzen, in welchem der Traurige mit andern Personen in solche Situationen versetzt wäre, worin er diesen Hang, Alles in seine Laune und Gemüthsstimmung mit hineinzuziehen, vielfach geäußert hätte."

Mylord Roß.

„Mylord Roß zu Dublin, von dem das Journal Encyc. 1762, p. 105, würde ein gutes Subject zu einem neuen „Don Pedro" sein." [Collectan.]

Daß Lessing sich den Titel „Mylord Roß" als Süjet für ein Lustspiel aufgezeichnet hatte, wird uns auch von seinem Bruder berichtet (s. unter Nr. 46).

In seiner Ausgabe der „Collectaneen" theilt Eschenburg über den Helden dieses Entwurfs nach Lessing's Citat Folgendes mit:

„In dem angeführten Stücke des Journal Encyclopédique (1r Janv. 1762, [Tom. I. 1.] p. 97 sq.) wird die im J. 1761 erschienene englische Schrift: „The Life of John Cartaret Pilkington, written by himself, 2 Vols. 12mo.", recensirt. Der ganze Artikel ist, wie das gewöhnlich bei den Anzeigen englischer Bücher in diesem Journale der Fall ist, aus dem Monthly Review gezogen, in welchem man Vol. XXIV, p. 11 ff. einen umständlichen Auszug jenes Buchs findet. Unter den daraus zur Probe mitgetheilten Anekdoten ist auch die von dem damals in London wegen seiner seltsamen Aufführung sehr bekannten Grafen von Roß befindlich, dessen Charakter mit dem noch bekanntern des Grafen von Rochester sehr viel Aehnlichkeit hatte. Auch er besaß sehr viel Witz

und gute Anlage des Herzens, verbunden mit einem herrschenden Hange zu wilden Ergetzlichkeiten, wodurch er gar bald sein Vermögen und seine Gesundheit zu Grunde richtete. Zu Dublin, wo er sich aufhielt, sah man ihn nicht nur als den Ausbund aller Laster an, sondern glaubte sogar, er habe ein Bündniß mit dem Teufel. Auf seinem Todbette hielt sein Nachbar, der Dechant Madden, ein sehr frommer und rechtschaffener Geistlicher, es für Pflicht, einen sehr nachdrücklichen Brief an ihn zu schreiben, worin er ihm alle seine Ausschweifungen umständlich zu Gemüthe führte und ihn zur Bekehrung vor seinem Ende vermahnte. Lord Roß, der seiner Possenreißerei noch immer treu blieb, legte den Brief, nachdem er ihn gelesen, in einen andern Umschlag und adressirte ihn an den Grafen von K..e, der ein sehr exemplarischer Mann und das gerade Widerspiel von Jenem war. Der Bediente des Geistlichen mußte ihn als von seinem Herrn überbringen, wozu er ihn durch ein paar Guineen bewog. Lord K. war ein ziemlich ängstlicher und engherziger Mann und in so hohem Grade pedantisch, daß man von ihm erzählte, er habe bei seiner Vermählung mit einem der schönsten Mädchen in England beim Schlafengehen seine Bräutigamshandschuhe nicht ausziehen wollen. Und nun kann man leicht errathen, was dieser Brief des Dechants für Eindruck auf ihn gemacht haben muß. Voll Unwillens ließ er anspannen und fuhr selbst damit zum Erzbischof von Dublin. Diesem war der Ton des Briefes unbegreiflich; er ließ sogleich den Dechant rufen und den Lord K. unterdeß in ein Nebenzimmer gehen. Jenem legte er den Brief vor, und da er ihn als den seinigen anerkannte, machte er ihm die bittersten Vorwürfe darüber, ohne ihm jedoch Den zu nennen, der ihm den Brief gebracht hatte. Der Geistliche rechtfertigte sich darüber und erklärte sich, was er geschrieben habe, wolle er vor Jedermann verantworten. Lord K. war im Begriff, die Sache klagbar zu machen. Unterdeß ließ der Erzbischof den Geistlichen noch einmal rufen und stellte ihm vor, er würde den unangenehmen Folgen am Besten vorbeugen, wenn er dem Grafen förmlich Abbitte thäte. „Ich ihm Abbitte thun?“ versetzte der Dechant; „er ist ja todt!“ — „Wie? Lord K. todt?“ — „Nicht doch, Lord Roß!“ — Hier enträthselte sich nun das ganze Mißverständniß; und der Dechant sah daraus zu seinem Leidwesen, daß Lord Roß ebenso leichtsinnig, wie er lebte, gestorben war.“

[Der Projectmacher.]

„Von einem außerordentlichen Projectmacher, den Weiße zum Muster hätte nehmen sollen, oder den Jemand noch nehmen könnte, der einen bessern Projectmacher machen wollte als Weiße! Dieses war Capitän Pockrich in London, von dem das Journal Encyc. 1762, p. 103. Seine Gläsermusik; sein Geheimniß, unsterblich zu werden. Ein gewisser Newburgh hat diesen zweiten Don Quixote in einem besondern Gedichte, The Pockriad, besungen." [Collectan.]

Eschenburg bemerkt dazu a. a. O.:

„Die Anekdote von dem seltsamen Projectmacher Pockrich ist gleichfalls aus Pilkington's Lebensbeschreibung genommen und im gedachten Bande des Monthly Review, p. 14 ff. der Länge nach ausgehoben worden. Pilkington lernte diesen Pockrich in seiner frühen Jugend selbst kennen und vernahm die Erzählung seiner Abenteuer aus seinem eignen Munde, die der Leser dort selbst aufsuchen mag, weil sie hier zu viel Raum einnehmen würde. Seine wahre Geschichte war kürzlich folgende. Er hatte ein ganz ansehnliches Vermögen geerbt, welches er aber in kurzer Zeit durchbrachte, ohne daß irgend Einem davon etwas zu Gute kam. Auch konnte Niemand begreifen, auf welche Weise er es durchgebracht hätte. Als ihn Pilkington kennen lernte, lebte er in der äußersten Armuth, ob er gleich den Anschein derselben sehr sorgfältig zu vermeiden und sich alle Bedürfnisse wegzuphilosophiren suchte. Eins seiner ärgsten Projecte ging auf nichts Geringers als auf die Erfindung, nicht zu sterben; und dies glaubte er durch Abzapfung des Bluts und Uebertragung desselben aus den Adern eines gesunden Bauermädchens in den Körper eines abgelebten Mannes vermittelst eines beiderseitigen Aderlasses zu bewirken. Freilich kein neues Project! Außerdem glaubte er eine Harmonika von zwiefacher Art erfunden zu haben. Die eine war ungefähr das, was man jetzt eine Harmonika à clous de fer nennt. Er schlug nämlich sechzehn große Stifte in ein Brett und spielte vermittelst eines Eisendrahtes ein ganzes Stück darauf. Die andre bestand aus Trinkgläsern, die er verschiedentlich mit Wasser füllte, und auf deren Rande er spielte. Diese letztere hatte er auch im Großen aus gläsernen Glocken verfertigt; und da der junge

Pilkington sehr hübsch sang, so schlug er ihm vor, mit ihm gemeinschaftlich in den vornehmsten Städten Englands Concerte zu geben. Das erste derselben wurde in dem Saale des Schneiders veranstaltet, bei dem er wohnte. Der Saal wurde schön erleuchtet; man hatte das Concert auf der Engels-Orgel (angelic organ) in allen Zeitungen angekündigt; Alles war dazu in Bereitschaft; zum Unglück aber kam kurz vorher eine große ungeschliffene Sau in das Zimmer gelaufen und stürzte die ganze Maschine um, so daß alle Gläser zerbrachen und nicht nur das Publicum in seiner hohen Erwartung, sondern auch die beiden armen Virtuosen in ihren noch höher gespannten Hoffnungen getäuscht wurden. Pockrich faßte sich indeß mit allem möglichen Heldenmuthe, ließ die Zuhörer wieder zurückweisen und verkroch sich in sein armseliges Dachstübchen. Nicht lange hernach nahm er ein sehr trauriges Ende. Bei einer schrecklichen Feuersbrunst in Cornhill, welche den 10. Nov. 1759 in Hamlin's Kaffeehause entstand, wo P. damals wohnte, kam er in den Flammen um, die in seinem Zimmer sollen ausgebrochen sein. Vor seinem Tode soll er doch neun Wochen hindurch täglich nicht weniger als sechs Pfund Sterling mit seiner Gläsermusik verdient haben. — Ein gewisser Newburgh von Ballyhaise, in der Grafschaft Cavan, besang ihn in verschiednen launigen Gedichten, besonders in einer Pockiade, worin er alle seine vielen unglücklichen und meistens unausführbaren Projecte erzählt."

Im Original (Journ. Encyclop., 1762. Janvier. Tom. I. 1. p. 98—103) lautet diese Stelle:

„Je vous dirai, Monsieur, que je suis un gentilhomme qui, dans la vue du bien public ai dépensé des revenus considérables en projets. Le peu de soins du Ministère a empêché qu'aucun ne réussît; mais j'en ai réservé un qui me rapportera dix fois les quatre mille livres sterlings de rente que j'ai perdues. Faites-moi l'honneur de m'écouter, et vos lumières en décideront.

„Dans ma jeunesse j'appris la musique comme un amusement; et je suis peut-être, en fait d'harmonie, le plus grand maître qui existe dans le monde connu; je vais vous le démontrer. A ces mots il tire de sa poche un petit marteau, détache de sa manche seize épingles assez longues et fortes, et les dispose sur une table de sapin: prenant ensuite deux morceaux de fil d'archal, Demandez-moi, me dit-il, quel air vous voulez? Le Black-Joke, lui dis-je. Approchez, me répliqua-t-il, votre oreille de la table; écoutez et admirez! Quelle fut ma

surprise de lui entendre jouer cet air dans la dernière perfection ! Encouragé par mes applaudissemens, il prend des verres à vin de différentes grandeurs, il les accorde avec une certaine quantité d'eau, et joue sur ces verres, avec un art enchanteur, tous les airs les plus connus. Me voyant ravi, et pour ainsi dire, en extase, Ce n'est là, me dit-il, qu'une esquisse de mes découvertes; j'ai dans ma chambre des verres (de mon invention) aussi grands que des cloches, qui résonnent comme des orgues, mais dont le son est infiniment plus agréable. Monsieur, nous sommes gentilshommes; nous excellons tous deux dans la science de la musique; unissons nos talens, et notre fortune est faite. Nous paroîtrons d'abord à Dublin, puis à Bristol, à Bath, en Ecosse, de-là nous nous rendrons à Londres pour y voir couronner nos talens, et y jouir de l'aisance qu'ils nous auront procurée. Dans le dessein de vous prouver, mon cher, quel cas je fais de votre mérite, je m'engage dès à présent à vous donner par an cent guinées, outre la table et le logement. J'acceptai de tout mon coeur l'offre du Capitaine (c'est ainsi qu'on l'appelloit) et je lui marquai ma reconnoissance avec une vivacité qui lui plut extrêmement. Il me prit la main, me fit monter dans un fiacre que je payai, et il me conduisit à son logis, m'assurant qu'il veilleroit à tous mes besoins. Le Capitaine étoit bien mis, il avoit l'air ouvert et dégagé, je le crus un homme fort à son aise, et logé superbement. Chemin faisant, il s'apperçut de mon erreur, et il me dit: J'ai quitté depuis peu l'appartement que j'occupois ci-devant et dont je payois trois guinées par semaine. La foule des virtuoses qui venoient entendre ma musique, incommodoit l'hôte de la maison, et me fatiguoit moi-même à l'excès, j'ai pris le parti de me loger chez mon tailleur où je vaque plus tranquillement à mes affaires. Comme il parloit ainsi, le fiacre s'arrêta dans Bride-Street, et nous descendîmes vis-à-vis d'un cul-de-sac où étoit la maison du tailleur. Nous entrons, le Capitaine monte les escaliers sans être éclairé. Je le suis en tâtonnant jusqu'à la porte de sa chambre; à l'aide d'un briquet il allume une chandelle, et je vois une demeure des plus tristes: il n'y avoit pour tout meuble qu'une paillasse, une chaise vermoulue, l'étui d'un violoncelle, et quelques grands verres rangés sur une corniche. Le Capitaine lut dans mes regards l'impression que faisoit sur mon âme ce lugubre tableau. Ne vous étonnez point, me dit-il, de la nudité et de la malpropreté de mon appartement; j'en ai fait ôter

tous les meubles superflus, et je ne permets jamais qu'on le nettoye, dans la crainte que les domestiques avec leurs balais et leurs maudites brosses ne cassent mes verres. Après m'avoir rassuré ainsi, il s'assit, et joua sur ses verres les plus beaux morceaux de Handel, ce qui me donna une certaine gaîté dans le coeur. Il s'agissoit de souper; le Capitaine tira de l'étui du violoncelle un plat à barbe rempli de vieilles croûtes de pain, avec un morceau de beurre enveloppé dans du papier. A la vue du régal qu'il me préparoit, je lui dis le plus honnêtement qu'il me fut possible, que je n'avois pas faim. Ah, mon enfant, me repliqua-t-il, la friandise est l'écueil contre lequel j'ai fait naufrage: croyez-moi, l'on ne doit manger que pour vivre, et la nature se contente d'un repas frugal. Quand je me promène, vêtu en gentilhomme, devine-t-on ce que j'ai mangé? Il est indigne d'un philosophe de rechercher la délicatesse dans les mêts. Un jeune homme comme vous, qui jouit de la santé la plus vigoureuse, doit être dans une parfaite indifférence sur le boire et le manger. Il me tint ce discours d'une manière si grave, que je me vis comme forcé de porter la main sur une croûte, que je grignotai douloureusement. Mal nourri, plus mal couché, je passai deux cruels mois avec le Capitaine. Cependant, malgré notre mauvaise chère, nous chantions tous les jours, et enfin nous nous trouvâmes en état de donner un concert. Le jour marqué, la salle du tailleur fut illuminée avec goût, et nous répandîmes des annonces dans tous les quartiers de la ville. Trois heures avant le concert, le Capitaine vint ranger et accorder tous ses verres; mais malheureusement étant sorti pour quelque petit besoin, un cochon monstrueux entre tout effarouché dans la salle, renverse l'orchestre, met en pièces ces fragiles instrumens, et détruit par-là toutes nos espérances. Le Capitaine en rentrant voit ce désastre, comme autrefois Marc Antoine considéra le corps de César percé de coups. Il supporta néanmoins cette disgrâce avec une dignité, avec un héroïsme tout particulier aux grandes âmes; sans témoigner la moindre altération, il prit le chemin de sa chambre, et je quittai très-promptement la partie pour chercher fortune ailleurs.

„Le Capitaine n'est point un personnage imaginaire; il s'appelloit Pockrich, et il étoit fort connu dans Londres: il demeuroit dans la rue de Cornhill au Café de Hamelin, lorsqu'au mois de Novembre 1759 il eut le malheur de périr dans un incendie qui consuma plusieurs maisons du quartier où

il restoit. Mr. Newburgh a célébré ce second Don-Quichotte dans un poème intitulé La Pockiade, où il développe tous les projets de son héros. Jl prétendoit entr'autres qu'on pouvoit communiquer l'immortalité sur la terre, et voici le secret qu'il dévoila au public pour vivre éternellement:

„Quand une personne atteint l'âge de soixante ans, le sang qui devient alors froid, circule avec plus de lenteur, et occasionne des maladies qui conduisent à la mort. Pour pouvoir y remédier, ceux qui sont parvenus à l'âge de soixante ans, doivent se faire ouvrir la veine aux deux bras, et pratiquer la même opération (à un seul bras) sur une jeune paysanne robuste; il faut placer l'extrémité d'un tube recourbé dans l'orifice fait au bras de la fille, l'autre extrémité dans l'incision faite à l'un des bras de la personne âgée, tandis qu'on laissera couler le vieux sang par l'autre bras: par ce moyen le fluide vigoureux de la jeune paysanne, remplaçant le fluide glacé du vieillard ou de la vieille, remettra les esprits animaux en vigueur et renouvellera toute la machine.

„Nous ne croyons point qu'on puisse attribuer au Capitaine*) l'honneur de cette invention. Il y a déjà longtems que dans les Transactions Philosophiques on y a parlé de la transfusion du sang, et qu'on y a rapporté plusieurs exemples de personnes qui avoient éprouvé cette singulière méthode.“

*) Le Capitaine Pockrich ne mourut pas dans la misère; quelques mois avant l'accident qui termina sa vie, on supputa qu'il avoit gagné chaque jour avec la musique de ses verres neuf ou dix guinées.

43.

Nachspiele mit Hanswurst.

Schon 1759 in dem berühmten 17. Literaturbrief (Werke, Th. IX. S. 81) hatte Lessing erklärt: die Verbannung des Harlekin von dem Leipziger Theater von Seiten Gottsched's sei selbst die größte Harlekinade gewesen, die jemals gespielt worden. In seiner Schrift „Harlekin oder Vertheidigung des Groteske-Komischen“, 1761, hatte dann Justus Möser den Harlekin sagen lassen: „Herr Lessing, ein Mann, der Einsicht genug besitzt, um dermaleinst mein Lobredner zu werden, würde mir vielleicht hier einwenden, daß die Uebertreibung der Gestalten ein sichres Mittel sei, seinen Endzweck zu verfehlen, indem die Zuschauer dadurch verführt würden, zu glauben, daß sie weit über das ausschweifende Lächerliche der Thorheit erhaben wären.“ Hierauf bezieht sich Lessing im 18. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie“, 1767 (Th. VII. S. 132 f.), wo er den Harlekin, d. h. die stehende komische Figur, die auf dem deutschen Theater gewöhnlich Hans Wurst genannt wurde, mit den Worten vertheidigt: „Seitdem die Neuberin, sub Auspiciis Sr. Magnificenz, des Herrn Prof. Gottsched's, den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte, haben alle deutsche Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heißen, dieser Verbannung beizutreten geschienen. Ich sage: geschienen; denn im Grunde hatten sie nur das bunte Jäckchen und den Namen abgeschafft, aber den Narren behalten. Die Neuberin selbst spielte eine Menge Stücke, in welchen Harlekin die Hauptperson war. Aber Harlekin hieß bei ihr Hänschen und war ganz weiß anstatt scheckigt gekleidet. Wahrlich, ein großer Triumph für den guten Geschmack! — Auch Die falschen Vertraulichkeiten [von Marivaux, das Stück, welches er eben bespricht] haben einen Harlekin, der in der deutschen Uebersetzung zu

einem Peter geworden. Die Neuberin ist todt, Gottsched ist auch todt; ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an. — Im Ernste: wenn er unter fremdem Namen zu dulden ist, warum nicht auch unter seinem? „Er ist ein ausländisches Geschöpf", sagt man. Was thut das? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären! „Er trägt sich, wie sich kein Mensch unter uns trägt" — so braucht er nicht erst lange zu sagen, wer er ist. „Es ist widersinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erscheinen zu sehen." Man muß ihn als kein Individuum, sondern als eine ganze Gattung betrachten; es ist nicht Harlekin, der heute im Timon, morgen im Falken,[1]) übermorgen in den Falschen Vertraulichkeiten, wie ein wahrer Hans in allen Gassen, vorkömmt, sondern es sind Harlekine; die Gattung leidet tausend Varietäten; der im Timon ist nicht der im Falken; jener lebte in Griechenland, dieser in Frankreich; nur weil ihr Charakter einerlei Hauptzüge hat, hat man ihnen einerlei Namen gelassen. Warum wollen wir ekler, in unsern Vergnügungen wähliger und gegen kahle Vernünfteleien nachgebender sein, als — ich will nicht sagen, die Franzosen und Italiener sind — sondern, als selbst die Römer und Griechen waren? War ihr Parasit etwas Anders als der Harlekin?[2]) Hatte er nicht auch seine eigene, besondere Tracht, in der er in einem Stücke über dem andern vorkam? Hatten die Griechen nicht ein eigenes Drama, in das jederzeit Satyri eingeflochten werden mußten, sie mochten sich nun in die Geschichte des Stücks schicken oder nicht? — Harlekin hat vor einigen Jahren seine Sache vor dem Richterstuhle der wahren Kritik mit ebenso vieler Laune als Gründlichkeit vertheidigt. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Groteske-Ko-

1) Beide Stücke sind von De l'Isle. Vgl. Gottsched, „Nöthiger Vorrath", I. S. 329, 332. — A. d. H.

2) Vgl. Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 44 (Lessing's Anm. zu einer Stelle seiner Uebers. der „Gefangnen" des Plautus): „Man wird wenig Stücke bei dem Plautus finden, worinne nicht ein Parasitus vorkommen sollte. Ich kann mich aber in der That auf kein einziges von neuern Lustspielen besinnen, wo so eine Person wäre lächerlich gemacht worden. Doch es ist kein Wunder. Man würde vielleicht ein Hirngespinnste lächerlich gemacht haben. Der Charakter eines Schmarutzers hat das Unglück gehabt, mit der Gastfreiheit auszusterben." Ebendas. S. 95 (aus der „Kritik über die Gefangnen des Plautus"): „Man sieht wohl, Plautus hat den Parasiten zu dem Endzwecke gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben." Darauf entgegnet Lessing a. a. O. S. 130: „Daß übrigens Plautus die Parasiten dazu gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben, ist ein sehr artiger Einfall, der aber vielleicht mehr Wahrheit haben würde, wenn man ihn umkehrte und sagte, daß der Arlequin der neuern komischen Dichter ohne Zweifel aus der Person der Parasiten bei den Alten entstanden sei." — A. d. H.

mische allen meinen Lesern, die sie noch nicht kennen; die sie kennen, deren Stimme habe ich schon. Es wird darin beiläufig von einem gewissen Schriftsteller gesagt, daß er Einsicht genug besitze, dermaleins der Lobredner des Harlekin zu werden. Itzt ist er es geworden! wird man denken. Aber nein, er ist es immer gewesen. Den Einwurf, den ihm Herr Möser wider den Harlekin in den Mund legt, kann er sich nie gemacht, ja nicht einmal gedacht zu haben erinnern." Es darf uns daher nicht befremden, wenn wir Lessing im Folgenden zunächst mit dem Alter dieser komischen Figur auf unsrer Bühne sich beschäftigen sehen.

Nachspiele mit Hanswurst.[1])

§. 1.

Vom Charakter des Hanswursts.

Es ist falsch, daß dieser Charakter die Erfindung eines Wiener Schauspielers, Namens Stranitzky, gewesen, wie Löwe in seiner „Geschichte des deutschen Theaters" versichert. Es ist falsch, wie Ebenderselbe uns bereden will, daß die lustige Person, welche die Stelle des Hanswursts vor Stranitzky auf unsrer vaterländischen Bühne vertreten, Wurst-Hans geheißen.

Der ehrliche Hanswurst ist eines weit höhern Alters; denn Luther hat ihn schon recht gut gekannt.[2])

Luther hatte sich dieses Namens verschiedentlich bedient, und der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel beschuldigte Luthern, daß er unter Andern seinen eignen Herrn, den Kurfürsten von Sachsen, so genannt habe: „welchen Martinus Luther seinen lieben andächtigen Hanswurst nennet".

In der Replik gegen den Kurfürsten von Sachsen vom 2. Nov. 1540 beim Hortleder, Tom. I. Lib. IV. cap. 16. Diese Beschuldigung verdroß Luthern gewaltig, und da er in der Replik des Herzog Heinrich's noch so manches Andre fand, was er nicht verdauen konnte, so nahm er daher Gelegenheit, dem Herzog Heinrich diesen Ehrentitel zu geben und ihm in einer eig-

---

1) Zuerst gedruckt im „Theatral. Nachlaß", Th. I. S. XLIX—LIII. — A. d. H.

2) Gottsched (Nöthiger Vorrath, I. S. 35) fand den Hanswurst zuerst in einem Manuscript von Peter Probst aus dem Jahre 1553. — A. d. H.

nen Schrift zu antworten, deren Titel ist: Wider Hanswurst. D. Mart. Luther. Gedr. zu Wittenberg 1541 durch Hans Luft. In 4. 16 Bogen.[1])

Ich sage aber, Luther hat nicht des Hanswursts allein erwähnet, sondern auch seinen eigentlichen Charakter gekannt und in wenig Worten so genau beschrieben, daß man nicht allein deutlich siehet, was der Hanswurst damals gewesen, sondern auch was er noch sein muß, wenn er als ein ursprünglich deutscher Charakter auf unserer Bühne wieder erscheinen soll. So schreibt Luther:[2])

„Du zorniges Geistlein (den Teufel meinend) weißest wol, dein besessener Heintz auch sampt ewren Tichtern und Schreibern, daß dis Wort, Hansworst, nicht mein ist, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, so klug sein wollen, doch ungereimbt und ungeschickt zur Sache reden und thun. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allermeist in der Predigt. Und weiß mich nicht zu erinnern in meinem Gewissen, daß ich jemals eine Person insonderheit gemeinet hätte, weder Feind noch Freund. Sondern wie die Sachen sich zugetragen, so hab ichs gebraucht."

Aus einer andern Stelle ist zu schließen, daß man ihn, den Hanswurst, gern stark, fett und völliges Leibes gewählt habe.[3]) Bei seiner Tölpelei also auch noch ein Fresser, und zwar ein Fresser, dem es bekömmt. Harlekin ist auch ein Fresser, aber dem es nicht so ansetzt, damit er schlank, leicht und geschmeidig bleibt, welches sich zu seinem Charakter ebenso wohl schickt als der fette Wanst zum Charakter des Hanswursts.

§. 2.

Vom Nutzen solcher Nachspiele.

§. 3.

Worte, Einfälle, Stoff, Entwürfe zu dergleichen Nachspielen.

---

1) Aus dieser Schrift hatte sich Lessing zum Behufe seines deutschen Wörterbuches Mehreres notirt; vgl. uns. Ausg., Th. XII. S. 725, 733, 796. Vgl. auch die Anmerkung im 2. Anti-Goeze (Werke, Th. XVI. S. 145 f.) — A. d. H.

2) Luther's Werke. Jena 1581. Bd. VII. S. 407. — A. d. H.

3) Luther ebendas., „Wol meinen etliche, ir haltet M. G. H. [d. h. Meine Gnädige Hoheit, den Kurfürsten von Sachsen] darumb für Hans Worst, das er von Gottes (dem ihr feind seid) gaben starck, fett und völliges Leibes ist." — A. d. H.

[43a. Das Koboldchen.][1])

Gleich die erste Erzählung beim Poggius könnte eine vortreffliche Hanswurstscene geben. Hanswurst ist vier bis fünf Jahr verreiset und von seiner Frau entfernt gewesen, die sich indeß von einem reichen Manne unterhalten lassen. Er kömmt endlich wieder, da sie es am Wenigsten vermuthet, und wundert sich, sie so reinlich und galant und sein Häuschen so wohl ausgerüstet und mit allen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten versehn zu finden. Er fragt, wo Das, wo Jenes her sei, und sie antwortet jedesmal, daß sie es Gottes Segen zu danken habe. Bis endlich ein kleiner Knabe zum Vorschein kömmt. „Was ist das?" — „O, ein allerliebstes Kind" — „Ich seh' wohl" — „Es heißt Fritzchen" — „Aber wem ist es denn?" — „Es wird eben heut vier Jahr noch alt" — „Wem ist es denn?" — „O, Mann, Du mußt ihm zum Angebinde etwas schenken" — „Aber wem ist es denn?" — „Meine ist es." — „Deine? Und wie bist Du denn dazu gekommen?" — „Durch Gottes Segen"; oder wenn man diesen Ausdruck nicht brauchen wollte: — „Mein gutes Glück" — oder: „Das Koboldchen". Denn man könnte fingiren, daß sie dieses dem Mann beredt; und da er böse wird, daß ihn das Koboldchen auch damit versehen, so kann sie ihn bereden, daß dieses Knäbchen das Koboldchen selber wäre. Und sonach könnte das ganze Stück Das Koboldchen heißen.[2])

---

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", Th. I. S. LIII—LV. — A. d. H.

2) Der lateinische Text des Poggius (Straßburg 1513, S. 157) lautet:

„Fabula prima cujusdam Cajetani, pauperis naucleri.

„Cajetani, qui plebei sunt, ut plurimum navigio victum quaerunt. Nauclerus ex eis ad modum pauperum cum ad varia loca lucri causa, relicta domi uxore juvencula et tenui supellectile, navigasset, post quintum ferme annum rediit. E navi e vestigio ad visendum uxorem (quae interim viri reditum desperans cum alio convenerat) domum proficiscitur. Ingressus, cum eam majori ex parte instauratam in meliusque auctam vidisset, admiratus uxorem quaesivit: quomodo domuncula antea informis esset perpolita. Respondit statim mulier, sibi in ea re ejus, qui omnibus fert opem, Dei gratiam affuisse. Benedicatur, inquit, Deus pro tanto hoc beneficio erga nos suo! Videns insuper cubile lectumque ornatiorem reliquamque supellectilem mundam ultra quam ferret uxoris conditio, cum perconta-

[43b. Der Stadtrichter.] [1])

Die 109.[2]) unter den Facetiis des Poggius gäbe gleichfalls eine gute Hanswurstscene, wenn man den Hanswurst zum Stadtrichter eines kleinen Städtchens machte. Er giebt dem Kläger und dem Beklagten Recht und ist immer auf der Seite Dessen, der zuletzt spricht.[3])

---

tus esset, unde illa quoque provenissent, et Dei indulgentiam illa sibi subministrasse asseveravit. Gratias iterum vir Deo egit, qui tam liberalis in se fuisset. Eodem modo et aliis quibusdam, quae nova domi et insueta videbantur, conspectis, cum largioris Dei munificentiam affuisse diceret virque ipse tam profusam erga se Dei gratiam admiraretur, supervenit scitulus puer triennio major, blandiens (ut mos est puerorum) matri. Conspicanti hunc marito sciscitantique, quisnam puer esset, suum etiam uxor respondit. Stupenti quaerentique viro, unde se absente puer provenisset, Dei quoque in eo acquirendo sibi astitisse gratiam mulier affirmavit. Tunc vir indignatus divinam gratiam etiam in procreandis filiis sibi adeo exuberasse, multas jam, inquit, gratias Deo habeo agoque, qui tot cogitationes suscepit de rebus meis. Visum est homini, Deum nimium curiosum fuisse, qui etiam de comparandis se absente liberis cogitarit."

1) Zuerst im „Theatralischen Nachlaß", Th. I. S. LIII als Anmerkung Lessing's unter dem Text von Nr. 43a gedruckt. — A. d. H.

2) Nach unserer Zählung in der Ausg. von 1513 ist es die 110. — A. d. H.

3) Der lateinische Text des Poggius lautet:

„De duobus in re pecuniaria litigantibus.

„Oppidum est Bononiensium nomine Medicina; eo missus est Potestas (ut ajunt) homo rudis atque imprudens. Ad quem cum duo litigantes de re pecuniaria accessissent ac prior, qui creditorem se dicebat, sibi pecuniam certis ex causis deberi dixisset, versus in debitorem Potestas: Male habes (ait) cum non huic debitum reddis. Cum negaret alter, se quicquam debere, cum jam illi satisfactum esset, creditorem statim increpavit, qui peteret, quod non deberetur. Illo rursus causam suam tuente ac debiti rationem afferente, debitorem acrius interim increpavit, qui rem tam manifestam negaret. At is aliis rationibus in medium deductis, cur solutus esset debito, Potestas quoque creditorem objurgavit, quod peteret rem solutam. Ita cum saepius se ad utriusque verba vertisset vir ridiculus: Utraque pars, inquit, est victrix et victa: quo licet abeatis. Ita conventum re indiscussa permisit. Hoc recitatum est inter socios, cum quidam nobis notus saepius in eadem re sententiam mutaret." — A. d. H.

44.

Das Horoskop.

Im „Theatralischen Nachlaß“, Th. II. S. XV, fügt Karl Lessing dem obigen Titel einen zweiten, aber wahrscheinlich von ihm selbst herrührenden bei; er nennt den Entwurf: „Der Horoskop oder Nativitätsteller“. Was er darüber sagt, ist unbedeutend. Auch sonst findet man weder über die Entstehungsgeschichte noch über die Quelle dieses höchst interessanten Entwurfes irgend welche Auskunft, und auch uns ist es nicht geglückt, etwas darüber zu ermitteln.

Das Horoskop.[1])

Petrus Opalinski, Palatin von Podolien.
Lucas Opalinski, dessen Sohn, Castellan von Cressici.
Anna Massalska.

Unter dem Petrus Opalinski waren die Tartarn in Podolien eingefallen, die Lucas bei Cressici schlug. Bei der Verfolgung derselben befreite Petrus die Anna Massalska, welche die Tartarn aus Lemberg mit weggeschleppt hatten. Oder vielmehr Anna Massalska war einem tartarischen Mursen nicht ungern gefolgt, welcher sich mit gutem Willen selbst gefangen nehmen ließ, um seine geliebte Massalska, die in der Polen Hände wieder gefallen war, nicht aus den Augen zu verlieren. Sobald Petrus die

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß“, Th. II. S. 35—56. — A. d. H.

Massalska sahe, ward er sterblich in sie verliebt, welche Liebe er in jedem Blicke, den er auf sie warf, verrieth. Auch auf den Lucas hatte Massalska Eindruck gemacht, und er wünschte sehr, daß ihm diese Beute geworden wäre.

Nun war dem Petrus, dem Vater, von einem Astrologen, den er über das Schicksal seines einzigen Sohnes um Rath fragte, vorhergesagt worden, daß dieser Sohn, dieser Lucas, zwar ein braver Mann werden und sich um sein Vaterland höchst verdient machen, hierauf aber auch an ihm selbst, dem Vater, zum Mörder werden würde. Die Worte, in welchen der Astrolog das Horoskop abgefaßt hatte, waren: „Hoc temporis momento natus vir fortis futurus est, deinde parricida", die der Vater dem Sohne bis auf das deinde oft selbst vorgesagt hatte, um ihn mit Zuversicht auf sich selbst in allen seinen kriegrischen Unternehmungen zu erfüllen.

So lange sich Lucas noch eben durch keine sonderbare Thaten hervorthun können, schwebte ihm nur die erste Hälfte seines Horoskops, vir fortis futurus est, vor den Augen. Kaum aber schien er sich durch den Sieg über die Tartarn auf die höchste Stufe seines Ruhmes gestiegen zu sein, kaum schien ihm von dieser Seite die erste Hälfte seines Horoskops erfüllt, als ihm das deinde einfiel, bei welchem sein Vater sich allezeit unterbrochen. Er sehnte sich unendlich, nun auch den übrigen Rest seines Horoskops zu erfahren, und weil er aus dem, daß ihm sein Vater denselben beständig verschwieg, schließen zu müssen glaubte, daß er höchst nachtheilig sein müsse, so fehlte nicht viel, daß er äußerst tiefsinnig darüber geworden wäre.

Indeß hatte Peter's Gemahlin und Lucas' Mutter, Marina Opalinska, wohl bemerkt, welchen Eindruck Anna auf Petern gemacht habe, ob er schon nichts Anders dabei dachte, als wie er sie seinem Sohne zufreien möge. Sie fürchtete, sein ganzes Herz darüber zu verlieren, und war also auf den Einfall gekommen, dieser ihr, wie sie glaubte, so gefährlichen Liebe alle mögliche Hinderung in den Weg zu legen, in welcher Absicht sie ihrem Sohne selbst die Anna gewaltig anpries und ihm unter den Fuß gab, sie als die einzige annehmliche Belohnung für seine Heldenthaten von dem geretteten Königreiche zu verlangen. Ja, als Lucas kein Gehör dazu zu haben scheinet und in seiner ganzen Seele der einzige Gedanke des verschwiegenen deinde herrscht, verspricht ihm die Mutter das vollständige Horoskop zu schaffen, um ihn hierüber zu beruhigen.

Die Mutter hält auch wirklich Wort, und er lieset das schreckliche parricida. Was bei diesem Worte in ihm vorgeht, ist zu ermessen, so wie in dem Stücke selbst der weitere Erfolg davon zu vernehmen.

Personen.

Peter Opalinski, Palatin von Podolien.
[Anastasia] Sidonia [? Marya].
Arete Opalinska, seine Gemahlin.
Lucas Opalinski, deren Sohn und Castellan von Cressici.
Anna Massalska.
Zuzi, Sultan-Galga.
Amru, ein Murse.
Connor, ein englischer Arzt.
Kaspar., Leatika? Arete? Philelis?

Act. I.

Sc. I.

Vor dem Palaste der Opalinski.

Zuzi und Amru.

Amru erkennt den Zuzi, der sich freiwillig gefangen nehmen lassen und sich für keinen Tartar, sondern für einen wieder befreiten Polen ausgiebt. Zuzi entdeckt sich ihm endlich, und Amru sagt ihm, daß er in der Theilung dem Leibarzte des Opalinski zugefallen, der bei dem allgemeinen Aufgebote Muth genug gehabt, die Waffen mit zu ergreifen. Dieses giebt Gelegenheit, auf den jungen Opalinski zu kommen. Indem kömmt der Arzt Connor

Sc. II.

aus dem Palaste, und Zuzi entfernt sich. Amru und Connor. Man erfährt, wie es um den kranken Lucas steht; daß er beständig deinceps im Munde habe und melancholisch zu sein scheine. Connor geht ab nach andern Patienten.

Sc. III.

Worauf Zuzi wieder kömmt und das Gespräch zwischen Zuzi und Amru fortfährt.

Sc. IV.

Im Palast der Opalinski und in einem Zimmer des kranken Opalinski.

Peter und Lucas.

Lucas, der seinem Vater mit aller Gewalt das Geheimniß ablocken oder abdringen will. Der Vater geht ab, um diesem Anhalten nicht länger ausgesetzt zu sein.

Sc. V.

Lucas. Arete Opalinska.

Der Vater beugt der kommenden Arete aus. Arete preiset ihrem Sohne die Anna an und sähe gern, daß er sich näher mit ihr verbinde, es sei auf die eine oder auf die andre Art. Lucas weigert sich. Arete, die verschiedne Ursachen davon vermuthet, berührt verschiedne nach der Reihe, z. E. daß sie in den Händen der Tartarn gewesen. Lucas leugnet diese alle ab. Und da er ihr doch nur wenigstens die Ursache gestehn soll, sagt er, daß seine Besorgung wegen des deinceps ihn unfähig mache, auf etwas Anders zu denken. Sie versichert, ihn darüber zu beruhigen und ihm das versiegelte Horoskop, von dem sie wisse, wo es liege, zu schicken.

Act. II.

Sc. I.

Lucas

bekömmt das versiegelte Horoskop, erbricht und liest es und erschrickt.

Sc. II.

Der Arzt. Lucas.

Jener findet seinen Kranken äußerst alterirt. Lucas leitet das Gespräch auf die Prophezeihungen, und was ihm der Arzt darüber sagt, macht den Lucas noch unruhiger. Er räth ihm, sich zur Ader zu lassen, und führt den Lucas ab.

Sc. III.

In einem Zimmer des Peter Opalinski.

Peter und Anna.

Anna ist in beständiger Schwermuth, und Peter sucht sie aufzuheitern. Man erfährt, daß sie für ihren Vater und ihre Brüder in Sorgen steht, nachdem sie ihrem Zuzi entrissen worden.

Sc. IV.

Der Arzt und die **Vorigen**.

Der Arzt hinterbringt dem Vater, daß er um den Kranken immer bekümmerter werde. Seine Schwermuth nehme zu, und er rathe, daß man ihn so wenig als möglich allein lasse. Der Vater geht ab, um selbst ein Auge auf ihn zu haben.

Sc. V.

Der Arzt sagt Annen, was er von seinem Gefangnen, dieser von einem eben itzt erst eingebrachten Tartar gehört: daß die Ihrigen noch alle wohl und am Leben. Sie ist begierig, diesen Tartar zu sprechen, und der Arzt verspricht, ihn zu schicken.

Act. III.

Sc. I.

Amru und **Zuzi**.

Vorzimmer der Anna. Anna kömmt, und Amru entfernt sich.

Sc. II.

Zuzi und **Anna**.

Er erinnert sie an ihr gegebnes Wort und an die Pfänder ihrer Treue, die er in Händen habe. Die freie Anna wiederholt ihm das Versprechen, das ihm die gefangne Anna wider Willen gegeben zu haben scheinen könnte. (Gehn ab.)

Sc. III.

In dem Zimmer des Lucas.

Peter. Der Arzt, und **Bediente** des **Lucas**.

Peter erkundiget sich bei dem Arzt und den Bedienten nach Lucas, der in dem Cabinette sitzt, wo er sich zur Ader gelassen. Peter erinnert sich, daß man dieses Cabinet von einer andern Seite beobachten könne, wohin er sich begiebt.

Sc. IV.

Lucas,

der sich die Adern aufreißen und sich verbluten will. Indem erinnert er sich an sein Feuerrohr, das in dieser Zeit erfunden war. Er weiß es geladen und will sich erschießen.

Sc. V.

Hierüber bricht plötzlich sein Vater aus dem Gemach und will es ihm aus den Händen reißen. Das Gewehr geht los und trifft den Vater. Der Vater fällt, und das ganze Haus kömmt zu Hülfe.

Act. IV.

Sc. I.

Der Arzt. Lucas.

Der Arzt will den Lucas beruhigen und freut sich, ihn so beruhiget zu finden. Sie gehn zu dem verwundeten Vater, dessen Umstände ihm der Arzt sehr erfreulich schildert.

Sc. II.

Das Zimmer des alten Opalinski.

Arete und Peter.

Er will Areten keine Vorwürfe machen, daß sie dem Lucas das Horoskop gegeben. Er empfiehlt ihr Annen und entdeckt ihr, was für Absichten er mit ihr und seinem Sohne gehabt habe.

Sc. III.

Lucas und die Vorigen.

Um dem verwundeten Vater das Reden zu ersparen, sagt er selbst Alles, was ihm Jener vielleicht sagen könnte. Er versichert ihn, daß er ruhig und gelassen sei, auch selbst wenn mit dem Vater das Aeußerste geschehen sollte.

Sc. IV.

Amru und Zuzi.

Alles ist in dem Palaste in der äußersten Bestürzung, und sie glauben, sich dem Zimmer der Anna nahen zu dürfen.

Sc. V.

Anna kömmt, von der sich Alles entfernt hat, und will sich selbst nach dem Alten erkundigen. Sie erblickt den Zuzi, dem sie mit kurzen Worten ihre Zusage wiederholt und ihn fortschickt.

Sc. VI.

Lucas. Anna.

Sc. VII.

Zu ihnen Arete, die nun schon gegen Annen ganz anders

gesinnt ist und gern verhüten möchte, daß sich Lucas mit Annen nicht zu vertraut mache.

Sc. VIII.

Arete und **Lucas**.

Arete sagt ihm kurz und gut, was man von ihm argwohnen würde, wenn der Vater stürbe und er um Annen werbe: daß er seinen Vater vorsätzlich aus dem Wege geschafft.

Sc. IX.

Dieses fällt dem Lucas auf, und er bleibt bei seinem Vorsatze zu sterben.

Act. V.

Sc. I.

(Vorher ein paar Scenen im Palast, wo man den Tod des Peter erfährt.)

Lucas in einer bergichten Gegend.

Er ist früh aufgestanden und sucht den Abgrund, in welchem er bei der Schlacht sein Leben verloren mitsammt seinem Pferde, wenn es noch einen einzigen Sprung gethan hätte.

Sc. II.

Zuzi und **Anna**, i[illegible] entflohen sind.

Sc. III.

Zu ihnen Lucas. Lucas erkennt Annen, erregt dem Zuzi Händel und fällt in sein Schwert und stirbt.

Sc. I.

Amru und **Zuzi**.

Die Scene ist vor dem Palaste der Opalinski. Jener von der einen und Dieser von der andern Seite.

Amru (indem er den Zuzi erblickt, erstaunt).
Der Nämliche! Vollkommen wie er gestern
Hier ebenfalls herum sich trieb! Er ist's,
Er ist's gewiß! Ich ruf' ihn an. — Zuzi! —
Er thut, als hör' er nicht! — Zuzi! Er kehrt

Sich von der Stimme, wirft zerstreute Blick'
Ins Weite, fängt die Feueressen an
Zu zählen. Recht! So macht man's allerdings,
Wenn man nicht hören will. — Er soll, er muß
Mich aber hören.

(Er geht auf ihn zu, und **Zuzi**, der ihn nicht anders als sehen kann, blickt ihm fremd und gleichgültig ins Gesicht.)

Zuzi. Nu?

Amru. Ja, wenn er mich
Im Ernst nicht hört, nicht hören will, so hab'
Ich freilich mich betrogen.[1] Nur nicht erst
Seit heut und gestern — (sachte) Zuzi! Sultan-Golga!

Zuzi. Nu? Gilt das mir?

Amru. Nicht? wahrlich nicht? So nehmt's
Nicht übel! (Kehrt ihm nochmals den Rücken.)

Zuzi. Freund, Ihr seid — ja wohl ein Tartar?

Amru. Ihr nicht? Ihr nicht? — Sonach, als Zuzi jüngst
Im Treffen blieb, stahl sich ein böser Geist
In seinen Leichnam, warf ein polnisches
Gewand um die zerfetzten Glieder und
Will Freund und Feind zum Besten haben?

Zuzi. Ich
Versteh' Euch nicht.

---

1) Im Originalmanuscript finden sich für die Stelle von V. 7 bis hier noch folgende zwei Fassungen:

„[Zu zählen: recht wie es nun macht, der uns
Nicht hören will. — Er soll, — er [muß] soll mich aber hören!
(Er geht auf ihn zu, und Zuzi . . . .
Zuzi sieht ihm gleichgültig ins Gesicht.)
Zuzi. Nu? nu?
Amru (suchend). Ja, wenn er wirklich mich nicht kennt,
Nicht kennen [will] mag, so ist er's freilich nicht. —
(Mit abgewandter und leiser Stimme.)
[Zuzi] Im Ernst nicht seinen Amru kennen mag!
So hab' ich mich betrogen; freilich! [Wenn dieses]]"

„[Er muß mich aber hören.
Zuzi. Nun?
Amru. Ja, wenn
Er wirklich mich nicht kennt, nicht kennen mag,
So ist er's freilich nicht. Wenn seinen Amru
Er alles Ernsts nicht kennen mag, so hab'
Ich freilich mich betrogen.]" — A. d. H.

Amru. Was alſo plaudern wir?
Lebt wohl! (Will gehn.)
Suzi Bleib, Amru! — Denn der biſt Du doch? —
Amru (ärgerlich). Ich ſagte lieber Nein!
Suzi. So? Dich zu rächen?
Das kannſt Du doppelt, wenn Du Deinerſeits
Nun mich nicht kennen willſt, ſobald Du mein
Geſchäft an dieſem Ort, in dieſer Tracht
Vernimmſt.
Amru. Das iſt? — Was kann es Anders ſein,
Als unſre Schande wieder gut zu machen?
Als abzuziehen, wie am Sicherſten
Den ſtolzen Polen wieder beizukommen?
Suzi. Das ſollt' es freilich ſein, mein itziges
Geſchäft —
Amru. Und iſt?
Suzi. Und iſt ein Mädchen.
Amru. Dacht'
Ich's doch!

45.

Spartacus.

Dieser Plan ist einer von den wenigen, mit denen sich Lessing auch noch während seines Wolfenbüttler Aufenthaltes trug. Daß er aber nicht erst dort, sondern schon während des höchst productiven Hamburger Aufenthaltes auf denselben verfallen sei, ist wahrscheinlich, obgleich er desselben in seinen „Collectaneen" noch nicht erwähnt. Den 16. December 1770 schreibt er aus Wolfenbüttel an Ramler: „Die Ode [Ramler's] an die Könige will ich mir dreimal laut vorsagen, so oft ich werde Lust haben, an meiner antityrannischen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hülfe derselben aus dem Spartacus einen Helden zu machen, der aus andern Augen sieht als der beste römische. Aber wenn! wenn! — Diesen Winter gewiß nicht." Denn diesen werde er mit der neuen Ausgabe seiner kleinen Schriften „verschleudern müssen". Um diese Zeit muß er sich auch den „Spartacus" des Saurin von dem Berliner Buchhändler Voß erbeten haben, denn den 24. December 1770 schreibt ihm sein Bruder Karl aus Berlin: „Vermuthlich wirst Du nun schon den Spartacus von Saurin erhalten haben. Ich habe diese Tragödie selbst durchgelesen, allein nur flüchtig, weil Voß sie Dir sogleich überschicken wollte. Der dritte und vierte Aufzug hat wirklich große tragische Züge, aber der fünfte ganz französische. Daß Spartacus von der Emilie zum Beweise ihrer Liebe gegen ihn ein Mittel verlangt, sich tödten zu können oder frei zu sterben, da er nicht mehr frei leben kann, mag ununtersucht bleiben; auch das: ob es einem Helden, und zwar einem liebenden gemäß ist, der die Schwierigkeiten nicht zählt, sie

nur überwindet und glaubt, daß man nicht um sein Bißchen einzelner Ehre so viel Unruhe und Aufsehens in der Welt machen muß, sondern nur dann, wenn es das Wohl der Menschheit vergrößert und befestigt. Warum aber tödtet sich vorher Emilie? warum versucht sie nichts zuvor bei ihrem Vater? So wie Saurin das Stück bearbeitet hat, sollte Emilie erst da sich wirksam zeigen. Ihre Liebe zum Vaterlande oder ihre Leidenschaft zum Spartacus könnte die Oberhand behalten. Doch so verschwenderisch und hurtig zum Sterben bereit sein, ist nicht Heldenmuth, ist Kleinmuth, Ueberdruß des Lebens, Krankheit der Sinne oder sonst ein anderes physisches Uebel. Wo so etwas zu sehr vor dem Moralischen hervorsticht, da wird nun wohl das Herz nicht sehr gerührt." — Der Inhalt des Saurin'schen Trauerspiels ist nämlich folgender:

Spartacus hat bei der Plünderung Tarent's durch seine Truppen ein junges Mädchen vor Mißhandlungen geschützt und ist in erwiderte Liebe zu ihm entbrannt. Dieses Mädchen erfährt später, daß sie die Tochter des Crassus ist, und reist zu ihm in sein Lager, wird aber unterwegs von den Soldaten des Spartacus gefangen genommen und an Spartacus ausgeliefert, ohne daß Dieser weiß, wen er gefangen hält. Die Mutter des Spartacus, die zu Rom gefangen war, soll von den Römern gezwungen werden, ihren Sohn zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, sie nimmt sich aber das Leben. Zur Rache fordert das Heer den Tod der Emilie; Spartacus aber, der in ihr seine Geliebte erkennt, verweigert ihn nicht nur, sondern sendet sie sogar unverletzt zu ihrem Vater zurück. Spartacus hat sich seinen Unterfeldherrn Noricus zum Feind gemacht, indem er ihn in einer Schlacht Feigling nannte, und zwar in der Schlacht, die den Cordon, den er um das Lager des Crassus gezogen hat, schließt. Trotzdem läßt er dem Noricus den wichtigen, durch seine Truppen eroberten Posten, Dessen Treue vertrauend. Als es aber zur Schlacht kommt, verräth Noricus den Spartacus und liefert ihn dadurch in die Hände des Crassus, der ihn gebrauchen will, um seinen Triumphzug in Rom zu verherrlichen. Doch Emilie verlangt eine Unterredung mit dem Gefangnen, in der sie ihm einen Dolch ausliefert, nachdem sie sich selbst damit zu Tode verwundet hat; mit diesem Dolche nimmt sich Spartacus das Leben.

Diese Grundlage konnte auch Lessing gebrauchen, obgleich er von ihr abweichen wollte. Sein Crassus sollte einen bestimmten Charakter bekommen; der des Saurin ist fast ganz charak-

terlos. Lessing's Crassus war geizig, und wegen seines Geizes hielt er die Unterhandlungen mit den Sclaven, welche vollkommene Freiheit verlangten, nicht für zum Ziele führend; er dachte in der Schlacht wenigstens die Gefangenen zu retten. Auch wird bei Lessing Spartacus durch Verrath gezwungen, eine ungünstige Schlacht zu liefern, nicht Crassus wird zu schlagen gezwungen. Der Hauptunterschied ist folgender: Saurin läßt zwei sich nie berührende Handlungen in seinem Drama parallel neben einander herlaufen, die sich erst am Schluß, nicht aber während der Entscheidung vereinigen. Die Liebe des Spartacus zur Emilie wird nur benutzt, um dem Spartacus die Schmach des Triumphzuges zu ersparen, aber Spartacus geht nicht ihretwegen unter. Saurin hätte irgendwie die Emilie mit dem Verrath des Noricus in Verbindung bringen oder den Spartacus durch diese Liebe entmuthigen lassen müssen; aber weder geht Noricus zu den Feinden des Spartacus, weil ihn die Freilassung der Emilie kränkte, noch ist Spartacus irgend etwas von seinem Heldenthum verloren gegangen; er ist noch ganz der Mann und Held in der entscheidenden Schlacht wie vor der Erstürmung Tarent's; das beweist er in dem Scharmützel, in welchem er die Position mit Leichtigkeit nimmt, die Noricus zweimal vergebens bestürmt hatte; der einzige Gebrauch, den Saurin von der Verwicklung im Momente der Entscheidung macht, ist der, daß die Emilie den Spartacus zurückhält, zu seinen Truppen zu gehen, und daß währenddeß Noricus mit seinen Galliern abfällt. Lessing hat diese Liebschaft weggelassen; sein Spartacus ist von Pompejus und Crassus eingeschlossen, ist bereits in unglücklicher Lage und steht nicht gerade auf dem Gipfel seines Glücks; er wird dadurch besiegt, daß Crassus den Waffenstillstand bricht.

Die Lust zu dramatischer Production regte sich bei Lessing während des Wolfenbüttler Aufenthaltes nur stoßweise, weil die Umänderung seiner früheren Schriften und die Nothwendigkeit, um des Gelderwerbs willen zu schreiben, ihm meistens Arbeiten unmöglich machten, die eine besondere Heiterkeit des Geistes, eine besondere Anstrengung erforderten; was er mehr aus sich selbst ziehen müsse, als aus Büchern, klagt er seinem Bruder, damit könne er sich jetzt nicht abgeben. Lieber als an der neuen Auflage der kleinen Schriften, gesteht er Nicolai den 16. Februar 1771, hätte er an dem zweiten Theile des „Berengarius" gearbeitet. „Denn sagen Sie davon, was Sie wollen, es ist doch dasjenige Buch von allen meinen Büchern, bei dessen Niederschreibung ich das meiste Vergnügen gehabt habe und mir die Zeit am Wenigsten

lang geworden ist. Warum soll ich mich mit andern Dingen lieber martern und doch am Ende nichts Rechtes herausbringen? Mein Spartacus soll darum doch noch eher fertig werden, als wir in Deutschland ein Theater haben." Während eines Aufenthaltes in Berlin in demselben Jahre versprach er Voß auf den nächsten Winter nicht allein die baldige Bearbeitung des zweiten Theiles seiner „Vermischten Schriften", sondern auch einen Band Trauerspiele, zu welchem außer „Miß Sara Sampson" noch „Philotas" und die neu zu bearbeitende „Emilia Galotti" bestimmt waren. Auch seinen „Spartacus" hatte er noch nicht aufgegeben. (Düntzer, Lessing als Dramatiker, S. 209.) Während seines Aufenthaltes zu Berlin im Jahre 1775, von wo er nach Wien und dann nach Italien ging, sprach er über den Plan des Spartacus mit seinem Bruder Karl und erregte demselben eine nicht geringe Erwartung davon.

Obgleich nun Lessing gleich zu Anfang der folgenden Notizen erklärt, die Erzählung des Florus nicht brauchen zu können, so wird es doch gut sein, dieselbe zur Vergleichung hier beizusetzen.

Florus (III. 20): Bellum Spartacium.

„Enimvero servilium armorum dedecus feras. Nam et ipsi per fortunam in omnia obnoxii tamen quasi secundum hominum genus sunt; et in bona libertatis nostrae adoptantur, bellum Spartaco duce concitatum, quo nomine appellem, nescio. Quippe quum servi militaverint, gladiatores imperaverint: illi infimae sortis homines, hi pessimam auxere ludibrio calamitatem. Spartacus, Crixus, Oenomaus, effracto Lentuli ludo, cum triginta haud amplius ejusdem fortunae viris eruperunt Capua; servisque ad vexillum vocatis, quum statim decem amplius millia coissent hominum, non modo effugisse contenti, jam vindicari volebant. Prima velut harena viris mons Vesuvius placuit. Ibi quum obsiderentur a Clodio Glabro, per fauces cavi montis vitigeneis delapsi vinculis, ad imas ejus descendere radices: et exitu invio, nihil tale opinantis ducis subito impetu castra rapuere, inde alia castra. Deinceps Coram totamque pervagantur Campaniam. Nec villarum atque vicorum vastatione contenti, Nolam atque Nuceriam, Thurios atque Metapontum terribili strage populantur. Affluentibus in diem copiis, quum jam justus esset exercitus, e viminibus pecudumque tegumentis inconditos sibi clipeos, e ferro ergastulorum recocto gladios ac tela fecerunt. Ac ne quod decus justo deesset exercitui, domitis obviis gregibus paratus equitatus. Captaque de praeto-

ribus insignia et fasces ad ducem detulere. Nec abnuit ille de stipendiario Thrace miles, de milite desertor, inde latro, deinde in honore virium gladiator, qui defunctorum quoque praelio ducum funera imperatoriis celebravit exequiis, captivosque circa rogum jussit armis depugnare: quasi plane expiaturus omne praeteritum dedecus, si de gladiatore munerator fuisset. Inde jam consulares quoque aggressus, in Apennino Lentuli exercitum percecidit: apud Mutinam Caji Cassii castra delevit. Quibus elatus victoriis, de invadenda urbe Romana (quod satis est turpitudini nostrae) deliberavit. Tandem etiam totis imperii viribus contra mirmillonem consurgitur pudoremque Romanum Licinius Crassus asseruit. A quo pulsi fugatique (pudet dicere) testes in extrema Italiae refugerunt. Ibi circa Bruttium angulum clusi, quum fugam in Siciliam pararent neque navigia suppeterent, ratesque ex cratibus et dolia connexa virgultis in rapidissimo freto frustra experirentur, tandem eruptione facta, dignum viris obiere mortem: et quod sub gladiatore duce oportuit, sine missione pugnatum est. Spartacus ipse, in primo agmine fortissime dimicans, quasi imperator occisus est.“

Spartacus. [1]

Aus der Erzählung des Florus (Lib. III. cap. 20) kann ich wenig oder nichts brauchen. Er spricht mit einer Verachtung von meinem Helden, die fast lächerlich ist, und hält den Krieg, den die Römer gegen ihn führen müssen, noch für weit unrühmlicher als die vorhergehenden Kriege mit den Sclaven. Denn Sclaven, sagt er, sind doch wenigstens eine zweite Gattung von Menschen, quasi secundum hominum genus sunt. Aber Fechter! zu blutigen Spectakeln Verdammte! Auch macht er von dem Spartacus eine schlechte Idee, wenn es wahr ist, daß er auf diese Art zum Fechter verdammt worden: de stipendiario Thrace miles, de milite desertor, inde latro, deinde in honore virium gladiator.

---

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß“, Th. II. S. XXIX—XXXIX. — A. d. H.

Mein Spartacus muß das nicht selbst gethan haben, was Florus von ihm sagt: defunctorum praelio ducum funera imperatoriis celebravit exequiis, captivosque circa rogum jussit armis depugnare. Er muß es nur nicht haben verhindern können. Crixus muß es veranstaltet und gewollt haben.

Die insignia und fasces, die er von den Prätoren erbeutet, und die ihm seine Soldaten übertragen, kann ich ihm brauchen lassen. Aber nicht sowohl aus Stolz und Verhöhnung der Römer, sondern zu Schützung und Heiligung seiner Person in Steurung der Ausschweifungen und Grausamkeiten des gemeinen Mannes. Er kann sogar damit in dem Lager des Crassus erscheinen und Crasso, der darüber empfindlich ist, mit Wenigem sagen, welchen heilsamen Gebrauch er für die Römer selbst oft davon gemacht.

Crassus. Ich bewundere Deine Bescheidenheit, Spartacus — doch einen Lictor weniger als ich —

Spartacus. Weil wir ein Beil weniger von dem Cajus Cassius erbeutet — nicht weil ich bescheiden bin. — Hätten wir ein Beil mehr erbeutet ꝛc. — Doch dieses ist vielmehr geringern Personen in den Mund zu legen. —

Crassus. Man kann annehmen, daß er sich zum Kriege gegen den Spartacus aus einer eigenen Ursache drang. Bei seinem schändlichen Geize hielt er seine Sclaven für seinen größten Reichthum und wußte mit ihnen mehr wie mit allem Andern zu wuchern. Er hatte, wie Plutarch sagt, unter ihnen so viele und so vortreffliche, *τοσουτους και τοιουτους*,

ἀναγνωστας, lectores,
ὑπογραφεις, amanuenses,
ἀργυρογνωμονας, argentarios,
διοικητας, dispensatores,
τραπεζοκομους, structores,

die er zum Theil selbst abgerichtet hatte. Er wußte also am Besten, was ein Sclave werth war, und wie viel die Römer durch sie verlören.

Dieses kann ich zugleich für die Ursache angeben, warum er sich in keinen Vergleich mit dem Spartacus einlassen wollen. Denn Appianus sagt ausdrücklich, daß Spartacus *ἐς συνθηκας τον Κρασσον προυκαλειτο*, und man kann annehmen, daß die Bedingung ihre gänzliche Freiheit gewesen. Diese verwarf er, ob ihm gleich Spartacus versichert, daß er sich nicht Rechnung machen dürfe, Viele gefangen zu bekommen.

Crassus hat einen Waffenstillstand mit dem Spartacus gemacht unter dem Vorwande, Verhaltungsbefehle von Rom über seine Vorschläge einzuholen. Aber er greift ihn an, ehe dieser zu Ende, um dem Pompejus zuvorzukommen.

Ich erdichte, daß Crassus ehedem eine Frau aus Lucanien gehabt, von der er sich aber scheiden lassen, um eine reichere zu heirathen. Die Geschiedene hat von ihm eine Tochter, welche in den Händen des Spartacus ist.

De Gladiatoribus,

ex Sermonibus Saturnalibus Lipsii.

Duplex genus fuisse inter gladiatores, *coactos* et *voluntarios*. Coacti servi, damnati, captivi. Voluntarii liberi, qui pretio se addicebant. Hi postremi proprie *auctorati* dicti. — Auctoramentum pretium ipsum et merces.

Auctoratio liberi juramento solenni interposito fiebat. Quod juramentum est apud Petronium — uri, vinciri, verberari, ferroque necari —

Das letzte entscheidende Treffen zwischen dem Spartacus und Crassus war in Lucanien, ad caput Silari, welcher Fluß ohngefähr bei Potentia (itzt Potenza) entspringt. Andre an dem Flusse und da herum liegende Städte sind Aternum .....

Der Silarus fließt in das Tyrrhenische Meer. Von der andern Seite fließt der Bradanus in den Tarentinischen Meerbusen.

Pompejus kann bereits am Vultur, dem Gebirge in Apulien, angelangt sein, und Crassus kann ein Theil seines Heeres über den Bradanus geschickt haben, um den Spartacus von Tarentum und Brundisium, das ist von Calabrien, abzuschneiden, so daß Spartacus gezwungen ist, zu schlagen.

Bei den Göttern — bei Gott! Du bist
Ein außerordentlicher Mann! Das bist Du, Spartacus!

Spartacus. Da seht, wie weit Ihr seid, Ihr Römer, daß
Ihr einen schlichten, simpeln Menschen müßt
Für einen außerordentlichen Mann erkennen!
Ich bin sehr stolz und dennoch überzeugt,

Daß ich kein beßrer Mensch bin, als wie sie die Natur
Zu hundert — täglich, stündlich, aus den Händen wirft.

Spartacus. Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen, die es verlangt, daß er Menschen zu Sclaven habe?

Der Consul. Ich höre, Du philosophirst, Spartacus.

Spartacus. Was ist das: Du philosophirst? — Doch ich erinnre mich — Ihr habt den Menschenverstand in die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können — Wo Du nicht willst, daß ich philosophiren soll — philosophiren — es macht mich lachen — Nun gut, — wir wollen fechten! — Lebe wohl! — Auf Wiedersehen — wo der Kampf am Hitzigsten wird sein!

Des Spartacus gewesener Herr (welcher den Consul unterbricht, um nachdrücklicher, wie er glaubt, zu reden). Du kennst mich?

Spartacus. Wer bist Du?

Der Herr. Wie? Deinen Herrn verleugnest Du?[1]) willst Du nicht kennen?

Spartacus. Laß es gut sein, Pompejus,[2]) daß ich Dich nicht kennen will!

Der Herr. Räuber!

Spartacus. Räuber?

Der Herr. Des Kostbarsten, was ich gehabt.

Spartacus. Der Punkt betrifft nur uns Zwei! davon unter uns allein, hernach — Laß itzt den Consul sprechen —

---

1) ? Verläſtrer ? Verlaufner. — A. d. H.
2) ? Pomponius. — A. d. H.

46.

Der Galeerensclave.

Nachdem K. Lessing im „Theatralischen Nachlaß" den Inhalt des „Justin" (Nr. 18) angegeben hat, fährt er fort (Th. I. S. XLVI. f.): „Dergleichen Plane zu Lustspielen wie dieser hat mein Bruder mehrere hinterlassen. Einige davon sind aber entweder nicht ganz vollendet oder beziehen sich auf Stücke, von denen ich nicht errathen kann, was für welche es sind." Nachdem er dann die Namen von Nr. 21, 47, 20, 8, 7, 48 aufgezählt hat, fügt er hinzu: „und noch einige andre, die gar keinen Titel haben und sehr unleserlich geschrieben sind. Auf einen halben Bogen hat er sich auch drei Namen von Lustspielen aufgezeichnet, nämlich: „Die Gebrüder Denner" (sic) (Nr. 47), „Der Galeerensclave", und „Mylord Roß" (s. unter Nr. 42); ich finde aber davon nicht eine Zeile mehr, ob ich mich gleichwohl erinnere, daß er mir selbst den Plan vom Galeerensclaven erzählt; denn er war mit dem französischen Stücke davon nicht zufrieden, so viel auch dessen deutsche Vorstellung damals Beifall erhielt." Nun fand Danzel unter den Breslauer Papieren ein unbetiteltes Blatt, welches er im Anhang zu seinem „Lessing" (I. S. 521 f.) mit der Benennung: „Ein Blatt aus später Zeit" mittheilt, und welches seinem Inhalte nach nichts Anders als der Entwurf des Galeerensclaven sein kann. Auf der Rückseite desselben steht: „Es folgt nicht, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Krösus gewesen." Diese Worte sind aus dem 22. antiquarischen Briefe (Th. XIII. uns. Ausg.), und da der erste Theil derselben 1768 während Lessing's Hamburger Aufenthaltes erschien, so gewinnen wir dadurch einigermaßen einen Anhalt für die Chronologie des Entwurfs, den wir wohl in dieselbe Zeit setzen müssen. Den Inhalt von Lessing's Original giebt Guhrauer (Lessing, II. 2, Beilagen, S. 5), ohne an den vorliegenden Entwurf zu denken, so an: „.... Falbaire (1727—1800), dessen Werke 1782 in 2 Theilen zu Paris herauskamen, [ist] mit seinen Trauer- und Lustspielen längst verschollen. Den meisten Erfolg von den ersten hatte sein „Honnête criminel ou l'innocence reconnue" in fünf Acten, 1767. (Es ist die Geschichte eines jungen Protestanten aus Nismes, Johann Faber, welcher an die Stelle seines Vaters, welcher wegen Uebung seiner

Religion zu den Galeeren verurtheilt worden war (1756!), in das Bagno von Toulon abging. Nachdem er 6 Jahre die Ketten getragen, wurde er durch den Herzog von Choiseuil, sobald er es erfahren, in Freiheit gesetzt.) Das Stück erschien auch in einer deutschen Uebersetzung: „Die Belohnung der kindlichen Liebe. Ein rührendes Lustspiel in 5 Aufzügen von Falbaire. Aus dem Franz. Leipzig 1768.""

[Der Galeerensclave.] 1)

I. Im Wirthshause.

1. Georg Cooper und seine Tochter. 2. Dieselbe und der Capitän. Alles fertig, Bezahlung der Arbeiter, welche Le Fevre verrichten soll, weil der Capt. Geschäfte hat. 3. Georg Cooper und seine Tochter, die den Vater bittet, diesem etwas mehr als seinen verdienten Lohn zu geben. 4. G. Cooper, seine Tochter und Le Fevre. Aeußerung seines Charakters. Cooper giebt ihm die ganze ungezählte Börse, die Arbeiter zu bezahlen, womit Le Fevre abgeht. 5. Betrachtung über den Le Fevre und ab. Cooper will nach dem Hafen gehen.

II. Am Hafen.

1. Le Fevre kommt und hat bezahlt und ihm entgegen Cooper. Cooper läßt ihm, was noch in dem Beutel ist, für seinen Lohn. Le Fevre's Dank und Antrag, es auf dem Wege nach Paris an einen gewissen Mann abzugeben. „Verlaß Dich darauf! Zähle, wie viel Du hast!" „Sechsunddreißig Livres" (? Louisd'or). „Die will ich ihm geben." Cooper schickt ihn weg. 2. Cooper erst allein, nachher der alte Le Fevre, der bei ihm Erkundigung einzuziehen (?) sucht. Cooper ab. 3. Der Alte mit verschiedenen Galeerensclaven, die er fragt. 4. Der Alte voller Betrübniß. Le Fevre dazu. Sie erkennen sich. Der Sohn beschwört ihn, sich nicht zu entdecken. Der Alte wird schwach, der Sohn führt ihn in ein kleines Wirthshaus und verspricht, ihn zu besuchen.

III.

Der Vater ist wieder zu sich selbst gekommen und will seinen Sohn aufsuchen.

---

1) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing, I. S. 521 f., unter dem Titel: „[Ein Blatt aus später Zeit.]" — A. d. H.

47.

Die Gebrüder Dürer
oder
Die Großmüthigen.

Unter den Stoffen zu Lustspielen, die sich Lessing auf einem besonderen Bogen notirt hatte, befanden sich auch, wie wir oben unter Nr. 46 bemerkt haben: „Die Gebrüder Denner". Es ist nur Vermuthung von uns, daß der Name Denner statt Dürer oder Dürr verlesen sein möchte, und daß dies also ein zweiter Titel wäre für den Entwurf, den uns zuerst Danzel unter der Ueberschrift „Die Großmüthigen" mitgetheilt hat, welche derselbe auch im Original führt. Danzel liest den Namen der Hauptperson: Andreas Dürr, v. Maltzahn: Dürer. Ja, wir wagen es sogar, noch eine Vermuthung über den Gang des Stückes an die obige über die Identität der beiden Titel zu knüpfen: wir denken uns, daß der Graf von Carlstadt ein Bruder des Andreas Dürer, also Cölestine, Andreas Dürer's Pflegetochter, in Wahrheit dessen Nichte ist.

Die Großmüthigen.[1])

Der Graf von Carlstadt. Andreas Dürer.
Cölestine. Ein Colonna.

I. Aufzug. Sc. I. Cölestine an dem Rahmen und wechselt ihre Arbeit mit Lesen ab. Sie hört eine Carrosse kommen und

1) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing, I. S. 515 f. — A. d. H.

tritt ans Fenster. „Was? vor unserm Hause tritt der vornehme Herr aus? Was für ein ehrwürdiger Mann! Husch mit den Büchern weg! Die Mannsleute lachen uns doch nur aus, wenn wir armen Mädchens ihnen zu Gefallen gern ein Wenig klüger sein möchten." — Sc. II. Ein Bedienter meldet den Grafen an, welcher ihm sogleich nachfolgt. Er wolle den Herrn Andreas Dürer sprechen. Sie will, wie sie sagt, ihren Vater sogleich suchen. Sie läßt ihn allein. — Sc. III. Der Graf allein. Er bewundert Cölestinens ungekünstelte Artigkeit. „Was für ein sanft reizendes Auge! Welche holdselige Bescheidenheit! Ach, wenn sie es selbst wäre, die ich suchte! Doch sie nannte ihn ja Vater. Meine Tochter soll nicht bei Herrn Dürer sein; er soll mir nur Nachricht von ihr zu geben wissen. Wer weiß, wo sie ist? Wer weiß, zu welchem Pöbel sie ihr Unglück verschlagen hat? Ich suchte sie mit dem väterlichsten Verlangen und zittre, sie anzutreffen. Wie leicht, wie leicht kann sie mir unwürdig geworden sein, daß ich sie für meine Tochter nicht erkennen kann, und daß ich ihr nichts als ihre Niedrigkeit durch kleine Wohlthaten erträglich machen kann! Er sieht den Rahmen und bewundert ihre Arbeit. Er findet das Buch und legt Geld hinein. — Sc. IV. Andreas Dürer und der Graf. Dieser sagt Jenem, er habe gehört, daß er ihm von einem jungen Frauenzimmer Nachricht geben könne, welches in — — in Pension gewesen, wo er ehemals selbst gewohnt habe. Der Alte sagt ihm, daß er dieses kenne. Er fragt aber vorher, warum er sich danach erkundige. Der Graf thut verschiedene verfängliche Fragen und verlangt endlich, da er hört, daß es Cölestine gewesen, daß er sie ihm solle abfolgen lassen. Dürer wird darüber verdrießlich und glaubt, daß sie der Graf zu einer Mätresse ausgesehen habe, und verläßt ihn. Der Graf muß sich also auch wieder wegbegeben.

II. Aufzug. Sc. I. Dürer. Colonna. Cölestine. Dürer giebt Beiden von dem Anliegen des fremden Herrn Nachricht. — Sc. II. Colonna. Cölestine. Anfangs ein verliebtes Gespräch. Wie Colonna das Geld aber in dem Buche findet, wird er eifersüchtig und rasend. — Sc. III. Der Graf kömmt dazu. Cölestine fährt auf ihn los, schmäht auf seine Geschenke, und Colonna legt sich auf sehr heftige Art darein. Er entdeckt dadurch, daß seine Tochter einen Liebsten hat, und geht voller Betrübniß und Verdruß.

48.

Werther der Bessere.

Den 26. October 1774 schreibt Lessing an Eschenburg: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethischen Romans gemacht haben! Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch Andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können. — Wenn aber ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine andre Art Schlußrede haben müßte? ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe? Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, daß Der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsers J***s [Jerusalem's; vgl. Werke, Th. XVIII. S. 222 f.] Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche ἐξ ἐρωτος κατοχη welche τι τολμαν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schlusse, und je cynischer, je besser!" Mit dem Anfange des Jahres 1775, dessel-

ben, das Goethe nach Weimar führen sollte, fühlte sich Lessing zu dem Entschlusse gedrungen, den engen, seinen Geist zerrüttenden Verhältnissen durch eine längere Entfernung sich zu entziehen, in der Hoffnung, durch den Anblick anderer Gegenden und den Umgang mit andern Menschen sich herzustellen. Am 9. Februar trat er seine Reise nach Berlin an. Acht Tage verweilte er in Leipzig, wo er seinen alten Freund Weiße täglich besuchte und ihm Manches vertraute. Dieser berichtet darüber an Garve: „Mit Goethens und seines Mitbruders Lenzen neuen Schauspielen war er äußerst unzufrieden. — Höchst aufgebracht war er gegen Die Leiden des jungen Werther und behauptete, der Charakter des jungen Jerusalem wäre ganz verfehlt: er sei niemals der empfindsame Narr, sondern ein wahrer, nachdenkender Philosoph gewesen." Auch sprach er gegen Weiße von seiner Absicht, die in seinen Händen befindlichen Abhandlungen des jungen Jerusalem herauszugeben. Was Lessing über Goethe geäußert, ward bald genug ausgeplaudert. — In Berlin, wo er vierzehn Tage bei seinem Bruder wohnte, wird er besonders mit Nicolai und Mendelssohn sich in alter Vertraulichkeit zusammengefunden haben. Nicolai hatte damals seine Spottschrift auf Werther's Leiden herausgegeben; und mochte Lessing auch mit dem Tone und der geistlosen, von Gresset's „Sidney" hergenommenen Umdichtung nicht zufrieden sein, so fand doch seine Mißstimmung gegen Goethe, dem er noch immer auch die Sachen von Lenz mit zuschrieb, bei Nicolai reiche Nahrung. (Düntzer, Lessing als Dramatiker, S. 224 f.) Wahrscheinlich nun kam Lessing durch die matte Satire Nicolai's auf den Gedanken, Goethe in wirksamerer Weise anzugreifen und seinem „Werther" noch ein „cynisches Capitelchen" anzuhängen.

Werther der Bessere. 1)

Act. I.

Sc. I.

Es ist Nacht, und er liegt noch im Bette, aber wach und voller Grillen und Verzweiflung. Er springt auf und will Licht

---

1) Zuerst gedruckt in der Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken, Bd. II. S. 576; facsimilirt im Anhang zu Danzel's „Lessing", Bd. I. — A. d. H.

anschlagen, zündet auch endlich seine Lampe an. Diese drohet bald zu verlöschen, weil es ihr an Oel gebricht. Er will Oel aufgießen, und es ist keins in der Flasche. Er will geschwind noch eine Pfeife Tabak anzünden und so rauchend der aufgehenden Sonne am Fenster harren. Aber sein Tabaksbeutel ist leer. Selbst in seinem Meißnerkruge ist kein Trunk mehr, und er getraut sich nicht, dem Mädchen im Hause zu rufen. Er glaubt zwar gehört zu haben, daß sie schon auf sei, er fürchtet aber, daß sie es endlich müde werden müßte, ihm für null und nichts aufzuwarten. Die Lampe erlischt, und er wirft sich wieder aufs Bette.

Sc. II.

Marthchen und Werther.

49.

[Die Ehebrecherin.]

In den aus Lessing's Nachlaß herausgegebenen Aufzeichnungen „Zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur“ finden sich über die unter dem Namen „Gesta Romanorum“ bekannte Sammlung kleiner didaktischer Erzählungen einzelne Bemerkungen (Werke, Th. XII. S. 709—711), von denen die folgende (a. a. O. S. 711) uns hier interessirt:

„Aus Quintilian's oder Seneca's Declamationen scheint mir zu sein Nr. 19. Stoff zu einer Tragödie.“

Diese Erzählung Nr. 19 lautet nach einer gütigen Mittheilung des Bibliothekars Herrn O. v. Heinemann zu Wolfenbüttel in der von Lessing benutzten und noch heute auf der Wolfenbüttler Bibliothek befindlichen alten deutschen Ausgabe der „Gesta Romanorum“ von 1489 folgendermaßen:

„Von des ritters weib dye ir ee geprochen het und von dem rat ires sunes den er dem vater gabe.

„Es waz zů Rom ein keiser der saczte auf zů einem gepot, welich frau ir ee preche dy solt ir man oder ir sun ob sy einen het tŏdten. Nun het ein ritter gar ein schŏn weib und der waz in einem streit gewesen dem word die recht hande abgeschlagen und die weyl der ritter in dem streit wz die weyl velschet die frau ir ee mit einem anderen. Do der ritter heymkam und die mår vernam der ward sein ser betrůbet und sprach zů seinem sun. Als du wol waisst umb das gesaczt des keisers daz dein můter sterben sol, nun mage ich ir nit gethůn wan ich habe der gerechten handt nit davon begere ich das du sy tŏdtest. Des antwurt im der sun und sprach. Wiewol daz ist daz daz keiserlich gepot ist, doch ist das gŏttlich gepote, Ere vater und můter wilt du lang leben auff erden, und darumb tåt ich wider daz gŏttlich gepot, und daz sol von mir nit geschehen, und also wurde sein můter erlŏszt.“

In Oesterley's Ausgabe der „Gesta Romanorum“ steht diese Erzählung Cap. 100: „Diocletianus regnavit, qui statuit pro lege, quod si mulier aliqua sub viro suo esset adulterata, occidi deberet“, und Lessing's Vermuthung über die Quelle derselben wird durch Oesterley's Angabe bestätigt, daß Seneca's Controvers. 4 (Bursian's Ausgabe, S. 83) zum Grunde liegt.

50.

Der Richter von Zalamea.

Nach Calderon.

Den 20. September 1777 schreibt Lessing an seinen Bruder Karl: „Es fällt mir bei, Dich noch um eine Gefälligkeit zu bitten. In dem Mercure de France vom Jahre 1760—1769 befindet sich eine aus dem Spanischen übersetzte Komödie, in der ein gemeiner Mann, der, ich weiß nicht mehr, welche sonderbare Gerichtsbarkeit hatte, vermöge solcher sich an einem vornehmen Manne selbst Recht schaffte, der seine Tochter verführt hatte. Es ist mir ein Umstand eingefallen, wodurch dieses Stück, das mir außerordentlich gefallen, sich vollkommen verdeutschen (etwas mehr als übersetzen) ließe. Nun erinnere ich mich, daß Nicolai den Mercure von diesen Jahren hatte. Sei doch also so gut und suche mir den Band, worin gedachtes Drama steht, je eher je lieber in einer müßigen Stunde auf, ehe mir der Einfall wieder aus dem Kopfe kömmt. Ich könnte Dir wenigstens damit eine Arbeit unter den Fuß geben, die alle Anlage hätte, für unser Theater sehr interessant zu werden.“ Dazu bemerkt Guhrauer (Lessing, Th. II. 1 S. 327): „Dieses Stück kann nach der von Lessing, freilich nur aus der Erinnerung wiedergegebenen Fabel kein anderes gewesen sein — als Der Richter von Zalamea, von Calderon (El Alcalde de Zalamea), übersetzt von Gries im 5. Bande von Calderon's Schauspielen. Von Schack, welcher in seiner Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien (III. S. 163 ff.) den Inhalt desselben ausführlich angiebt, setzt dieses Drama von Seiten

der Composition sowie der markirten und lebendigen Charakteristik den vorzüglichsten Stücken Calderon's an die Seite und führt ein übereinstimmendes Urtheil eines französischen Kenners der spanischen Literatur, Louis Vieil-Castel, in der Revue des deux mondes mit an. Diese beiden Kenner würden nicht verfehlt haben, auf das Stück eines andern spanischen Dichters von demselben originellen Inhalte hinzuweisen, wenn ein solches vorhanden wäre. Es ist auffallend, daß Lessing den Calderon als den Verfasser jenes ins Französische übersetzten Stückes nicht gekannt zu haben scheint. Seine damalige Absicht blieb unausgeführt. Dagegen erschien ein Jahr darauf (1778) Schröder's „Amtmann Graumann und die Soldaten", nach dem Alcalden von Zalamea (Schröder's Leben, II. 171, nach v. Schack, a. a. O. III. 154) aus den Linguet'schen Auszügen, die zu Braunschweig in deutscher Uebersetzung von Zachariä und Gärtner herauskamen. (Spanisches Theater, 3 Bände, 1770—1771, nach Linguet, Théâtre Espagnol.)"

VI.

Periode der theologischen Streitigkeiten.

1777—1780.

Vorbemerkung.

Zum letzten Male, ehe der vielgeprüfte und viel umhergeworfene Dulder die leiblichen Augen schloß, flammte das erwärmende und belebende Feuer seines dramatischen Genius, und diesmal im reinsten und schönsten Lichte ächt humaner Begeisterung für „alles Hohe, was Menschenherz erhebt" auf, bei Gelegenheit des berühmten Streites um die Wolfenbüttler Fragmente. Er wollte versuchen, wie er an Elise Reimarus schreibt, ob man ihn „auf seiner alten Kanzel, dem Theater", würde gewähren lassen, und man gewährte wirklich — was man nicht hindern konnte. So ist er denn als der Heros des deutschen Drama's für immer siegreich aus einem Kampfe geschieden, in den das 19. Jahrhundert aufs Neue blutig einzutreten im Begriff ist. Hätte doch sein Geistesverwandter, der große Preußenkönig, den ihm ebenbürtigen Sieger auf dem Schlachtfelde des Geistes einer näheren Aufmerksamkeit gewürdigt, so würde er gewiß vor seinem bald nach Lessing erfolgten Tode das wehmüthige Wort in seiner berühmten Schrift über die deutsche Literatur widerrufen haben: er stehe wie Moses auf dem Berge und sehe nur das gelobte Land von ferne!

51.

Nathan der Weise,

erster Entwurf.

Ein günstiges Geschick hat es gefügt, daß sich von dem letzten und vollendetsten Lessing'schen Drama auch noch der Entwurf vollständig erhalten hat. Derselbe lag bisher in zwei verschiedenen Ausgaben vor. Einmal wurde er von Guhrauer nach einer Abschrift Danzel's herausgegeben im Anhange zur 2. Abtheilung des 2. Theiles seiner Biographie Lessing's, mit folgender Bemerkung:

„Der Abdruck dieses anziehenden Entwurfes von Nathan der Weise erfolgt hier nach der von Danzel genommenen Abschrift, welche theils wegen der bisweilen fast unleserlichen Schrift, theils wegen, Danzeln selbst schwer zu lesender Stellen manche Schwierigkeit darbot. Da dem Herausgeber der neuen Ausgabe von Lessing's sämmtlichen Schriften, Herrn von Maltzahn, die Urschrift zu Gebote steht, so ist von Diesem Abhilfe zu erwarten. Die durch eine Vergleichung dieses Entwurfs mit der Ausführung veranlaßten Anmerkungen sind von mir hinzugefügt. Im Allgemeinen zeigt sich zwischen dem Entwurfe und der letzten Ausführung oft eine große Abweichung. Einige Auftritte sind nur ganz kurz angedeutet, und der fünfte Aufzug war anfangs ungemein kurz gefaßt. Eigenthümlich ist hier der Zug, daß Saladin den Tempelherrn nach der Entdeckung seiner Herkunft zum Fürsten von Antiochia erhebt.[1]) — In dem Neuen Lausitzischen Magazin,

1) Die Sache erklärt sich so, daß Lessing den Tempelherrn, Curd von Stauffen, einen Verwandten des deutschen Kaisergeschlechts der Hohenstaufen sein läßt. Ein natürlicher Sohn aus diesem Geschlecht war Fürst von Antiochien. — A. d. H.

Bd. XXVII, Görlitz 1850, S. 82, steht eine Nachricht von Lessing's Entwurf Nathan's des Weisen und dessen gegenwärtigem Besitzer mit dem Zusatze: „Es war dies Autographon gleich nach dem Druck (?) verschwunden und nicht wieder herbeizuschaffen gewesen.“ Der Verfasser dieser Notiz kann nur eine irrige Vorstellung von unserm „Entwurfe“ gehabt haben.“

Die Hoffnung, welche Guhrauer auf den v. Maltzahn'schen Text gesetzt hatte, ging nicht in Erfüllung. Allerdings gab v. Maltzahn in seiner Lessing-Ausgabe den Text des Entwurfes nach dem Original, wie er auf S. 600 selbst bemerkt: „Die Handschrift (19 Blätter in 4to) besitzt die Mendelssohn-Bartholdy'sche Familie in Berlin, und ward von dem Herrn P. Mendelssohn dem Herausgeber gütigst mitgetheilt“; aber nicht allein daß seine Arbeit die Hauptlücken der Danzel-Guhrauer'schen Publication — die ihm freilich unbekannt war (s. unten S. 787, Anm.) — nicht ergänzt: er war sogar den Schwierigkeiten der Handschrift gegenüber weniger glücklich als Danzel.

Durch die Güte des gegenwärtigen Besitzers der Lessing'schen Handschrift,[1]) des Herrn Banquier Ernst Mendelssohn-Bartholdy (Urenkel des Philosophen Moses Mendelssohn), wel-

---

1) Dieses Manuscript besteht aus einem Heft von 38 Seiten Quartformat, welche nur zum geringsten Theile ganz beschrieben sind. Seite 1 enthält den Titel und die Daten der Versification für die einzelnen Aufzüge (vgl. unten S. 787), Seite 2 eine Notiz über den Namen Daja (unten S. 789, Anm. 3), die Seiten 3 bis 34 den in Aufzüge und Scenen getheilten Entwurf des „Nathan“, S. 35 ist leer, auf den Seiten 36—38 finden sich verschiedene historische auf das Drama bezügliche Notizen (unten S. 824—826). Genaueres über die äußere Anordnung der Handschrift theilen wir unten S. 787, Anm. 1 mit.

Diesem Heft sind noch lose beigefügt:

1. ein halber Bogen von Lessing's Hand mit a) der Skizze des Dialogs zwischen dem Tempelherrn und dem Klosterbruder im Anfang der 5. Scene des 1. Aufzugs (s. unten S. 798, Anm. 1), b) der Versification des Anfangs der 1. Scene des 1. Aufzugs (s. unten S. 788, Anm. 2), c) drei einzelnen Notizen, welche unten auf S. 823, Anm. 1, 817, Anm. 2 und 822, Anm. 2 erwähnt resp. mitgetheilt sind.

2. ein Zettel mit einer Notiz zu den Worten im 1. Auftritt des 3. Aufzugs des vollendeten Drama's „Wem eignet Gott?“ (Werke, Th. III. S. 125, Z. 3), nach Danzel von Ramler's Hand, welche hier als sprachlich von Belang Platz finden mag. Sie lautet:

„Addendum.

P. 96. Das Zeitwort sich einem eigenen bedeutet: sich einem eigenthümlich übergeben, sich einem zu eigen machen; einem eigenen würde aber heißen: einem eigenthümlich zugehören, eines eigen sein. Sie hätten also dieses Wort ganz recht gebraucht. Da es aber in dem Munde dieser jungen

cher uns die kostbare Reliquie in liberalster Weise zur Benutzung für unsere Ausgabe zur Verfügung stellte, ist es uns möglich geworden, die vorhandenen beiden Texte nochmals genau mit dem Manuscript Lessing's zu vergleichen, und wir haben, wie der unten folgende Abdruck zeigt, noch mannichfache und wesentliche Unrichtigkeiten der bisherigen Texte gefunden — Unrichtigkeiten, die, streng genommen, der v. Maltzahn'schen Arbeit zur Last fallen. Denn Danzel starb vor Veröffentlichung der seinigen, und seinem Herausgeber Guhrauer lag statt der Originalhandschrift nur die, wie im Obigen erwähnt ist, schwer zu lesende Copie Danzel's vor, während v. Maltzahn in der Lage war, seinem Drucke eine authentische Copie zu Grunde zu legen. So viel läßt sich aber auch aus der Guhrauer'schen Publication des Danzel'schen Textes ersehen, daß Danzel mit gewohnter Meisterschaft auch hier, geringe Ausnahmen abgerechnet, das Richtige traf, so daß die meisten Versehen in dem Druck seiner Copie auf Rechnung seiner unleserlichen Handschrift zu setzen sein werden.

Wir beschränken uns hier darauf, beispielsweise nur einige wesentliche Abweichungen der Maltzahn'schen Ausgabe von Lessing's Manuscript nachstehend zu verzeichnen:

Seite	Zeile	Lessing's Handschrift.	v Maltzahn.
790.	15. 16.	Nathan. Ich muß Dir es nur gleich sagen, Daja, ich hab' Dir einen recht schönen Zeug aus Babylon mitgebracht.	fehlt.
„	19. 20.	Covarruvias	Cormonios [?]
792.	1. 2.	Nathan. Wer schenkt nicht gern! Dina. So, denkt Ihr, müsse man sich Alles —	fehlt.

Person ein Wenig zu scientifisch klingt, so könnte es ja leicht in ein üblichers übersetzt werden. Z. E.

40. Ein eigner Gott? was ist das für ein Gott,
Der Eines eigen ist, und der für sich
Muß kämpfen lassen?"

Diese Notiz gehört wahrscheinlich zu den Bemerkungen, die Ramler vor dem Druck der ersten Ausgabe oder während desselben seinem Freunde machte. Dann bedeutete „P. 96." offenbar die Seite 96 des Lessing'schen Manuscripts des „Nathan" und „40." deren Zeile 40 oder die Nummer der Ramler'schen Bemerkung.

Seite	Zeile	Lessing's Handschrift.	v. Maltzahn.
793.	9.	was Wunder	fehlt.
794.	7.	wohin	nachdem
795.	12. 13.	Ihr seid nicht ersoffen, ich bin nicht verbrannt. —	fehlt.
"	32.	Müde	Meine
796.	17.	Wann	Wem
797.	8.	Volkes	Vaters
"	9.	Volkes	Vaters
"	27.	Er	Fr.
799.	14.	anreden will	nie ereilte
"	16.	hofft	folgt
801.	3.	Wort	Weib
"	11.	zu (sic) brauchen	gebrauchen
803.	15.	mir gern geben	immer gern geben wollen
"	18.	denn noch	demnach
804.	16.	zu	fehlt.
806.	1.	erdreistet	verdrießt
"	1—3.	die Stelle von „T. Jude was bis ins Feuer"	hat Maltzahn fälschlich an den Schluß der 5. Scene gesetzt.
807.	7.	Leben	fehlt.
"	8.	schon	fehlt.
"	16.	einen reichen	den reichern
"	18.	brauche	benutze
"	27. 28.	erkennen	sehen
810.	13.	wo	vor
"	14.	wo gehört	vorgehört
811.	3.	Nenn	Nimm
812.	2.	ankündiget	verkündiget
"	26. 27.	zu bringen	zurückzubringen
814.	8.	es ihm antragen	es ertragen
"	12.	so links ausrichte, daß	so liebes ......, daß
"	14.	zwar	fehlt.
"	22.	Mein .... Näschen	meine Nase
"	23.	Mein Händchen	meine Hände
"	25.	aus	mit
815.	5.	lauter, lauter (?) Sachen	Auch lauter Sachen
"	17.	ihm	fehlt.
"	17. 18.	geschildert	zuschildern [?]
"	18—21.	wenn Ihr Euch gleichwohl besonnen hättet, u. Ihr kämt, dem Patriarchen Eure Dienste anzubieten. Das wolle (?) Gott (?) nicht, Um alle Welt nicht!	fehlt.
816.	13.	Curd wird gemeldet	fehlt.
817.	5. 6.	Du hast befohlen Ich k	fehlt.
818.	8.	Curd	fehlt.
820.	4.	sollen	fehlt.

Seite	Zeile	Lessing's Handschrift.	v. Maltzahn.
820.	14.	nebenher u. gewandts-weise nach Curd näher	näher .... nach Curd näher
822.	12.	herab	fort
823.	12.	um	nur
824.	12.	welche ... hätten	welcher ... hätte.

Wir schließen hieran noch einige Paralipomena zum „Nathan“:
eine Ankündigung,
eine kurze Nachricht für Buchhändler, und
zwei Entwürfe zu einer Vorrede, welche bekanntlich nicht erschienen ist,

und begleiten diese kleinen Aufsätze mit erläuternden Stellen aus Lessing's Briefwechsel mit seinem Bruder Karl und Anderen.

Den 11. August 1778 schreibt Lessing an seinen Bruder: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel [mit Goeze] nehmen wird, aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen, und Du kannst nachstehende Ankündigung nur je eher je lieber ein paar hundert Mal auf einem Octavblatte abdrucken lassen und ausstreuen, so viel und so weit Du es für nöthig hältst.“ Den 4. September schickt er einige Exemplare dieser Ankündigung an Eschenburg mit der Bemerkung: „Ich werde keinen von meinen Freunden insbesondere bitten, Subscription anzunehmen. Ich setze voraus, daß Niemand etwas für mich thun muß, was ihn im Geringsten incommodiret“, und am 6. September ein Exemplar derselben Ankündigung an Elise Reimarus. Den 20. October schreibt er dem Bruder: „Meine Ankündigung des Nathan habe ich nirgends hingeschickt als nach Hamburg. Sonst überall, wenn Du willst, kannst Du Dein Netz für mich aufstellen. Ich besorge schon, daß auch auf diesem Wege, auf welchem so Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen

werde, wenn meine Freunde für mich nicht thätiger sind als ich selbst. Aber wenn sie es auch sind, so ist vielleicht das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden."

Die Ankündigung hatte folgenden Wortlaut:

Ankündigung. 1)

Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist, so führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe, daß er schon längst die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß ihm diese zu geben ich wohl keine unschicklichere Augenblicke hätte abwarten können als Augenblicke des Verdrusses, in welchem man immer gern vergessen möchte, wie die Welt wirklich ist. Aber mit nichten: die Welt, wie ich sie mir denke, ist eine ebenso natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist.

Dieser Versuch ist von einer etwas ungewöhnlichen Art und heißt: Nathan der Weise, in fünf Aufzügen. Ich kann von dem nähern Inhalte nichts sagen; genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig ist und ich Alles thun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu sein.

Ist nun das deutsche Publicum darauf begierig, so muß ich ihm den Weg der Subscription vorschlagen. Nicht, weil ich mit einem einzigen von den Buchhändlern, mit welchen ich noch bisher zu thun gehabt habe, unzufrieden zu sein Ursache hätte, sondern aus andern Gründen.

Meine Freunde, die in Deutschland zerstreuet sind, werden hiermit ersucht, diese Subscription anzunehmen und zu befördern. Wenn sie mir gegen Weihnachten dieses Jahrs wissen lassen, wie weit sie damit gekommen sind, so kann ich um diese Zeit anfangen lassen zu drucken.2) Das Quantum der Subscription

---

1) 1 Blatt in 8°. — A. d. H.

2) Man vgl. den Brief an Karl Lessing vom 7. November 1778: „Mit diesen Veränderungen bin ich nun zu Rande, und mein Stück ist so vollkommen fertig, als nur immer eins von meinen Stücken fertig gewesen, wenn ich sie drucken zu lassen anfing. Gleichwohl will ich noch bis Weihnachten daran flicken, poliren und erst zu Weihnachten anfangen, Alles aufs Reine zu schreiben und à mesure abdrucken zu lassen, daß ich unfehlbar auf der Ostermesse damit erscheinen kann,

wird kaum **einen Gulden** betragen, den Bogen zu einem Groschen gerechnet, und so gedruckt, wie meine übrigen dramatischen Werke bei Voß gedruckt sind.

Wolfenbüttel, den 8ten August 1778.

Gotthold Ephraim Lessing.

Außer der vorstehend mitgetheilten Ankündigung wird man auch noch folgende kurze Nachricht[1]) Lessing zuschreiben dürfen:

Diejenigen, welche Subscription auf das Schauspiel **Nathan der Weise, von Gotthold Ephraim Lessing** angenommen oder anzunehmen Lust haben, sollen für ihre Mühwaltung funfzehn Procent abziehen und werden zugleich hiedurch ersucht, ihre Subscribenten entweder an die Voßische Buchhandlung in Berlin oder an den jüngern Herrn Lessing daselbst oder auch dessen Bruder in Wolfenbüttel unfrankirt einzusenden. Die Subscription kann bis Ostern angenommen werden, doch wird man es gerne sehen, wenn die Herrn Collecteurs um Fasten melbeten, wie viel sie schon hätten und ungefähr noch bekommen würden. Denn zur Ostermesse erscheint dieses Stück ganz gewiß, und die Herrn Subscribenten können die schleunigste Ablieferung ihrer Exemplare, die frankirt zugeschickt werden, erwarten.

Ueber die zum „Nathan" beabsichtigte **Vorrede** äußert sich Lessing wiederholt gegen seinen Bruder Karl, so in dem Briefe vom 1. December 1778: „Das Stück [Nathan] braucht eben nicht sechzehn Bogen zu werden, weil ich eine ziemlich starke Vorrede dazu in petto habe." Den 15. Januar 1779 meldet er Demselben, daß nach dem Probedrucke das Stück 24 Bogen statt 16 Bogen stark werden, er sich also in Betreff der Vorrede werde einschränken müssen. „Was bei dem Abdrucke zu beobachten ist, habe ich für den Setzer auf ein einzelnes Blatt geschrieben. Besonders muß der Unterschied an Strichen —

Früher habe ich damit nie erscheinen wollen; denn Du erinnerst Dich doch wohl, daß ich in meiner Ankündigung zu Weihnachten vorher die Zahl der Subscribenten zu wissen verlangt habe." — A. d. H.

1) Veröffentlicht in der „Buchhändlerzeitung auf das Jahr 1779", Hamburg in der Herold'schen Buchhandlung, IV. Stück, den 28. Januar, S. 63. — A. d. H.

und Punkten. . . . ja wohl beobachtet werden. Denn dieses ist ein wesentliches Stück meiner neuen Interpunction für die Schauspieler, über welche ich mich in der Vorrede erklären wollte, wozu ich aber nun wohl schwerlich Platz haben dürfte." Ferner den 16. März 1779: „Da ich gar nicht weiß, wie viele Bogen das Stück betragen wird, so habe ich mir nun vorgenommen, ganz und gar keine Vorrede vorzusetzen, sondern diese, nebst dem Nachspiele Der Derwisch und verschiedenen Erläuterungen, auch einer Abhandlung über die dramatische Interpunction, entweder zu einem zweiten Theile oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückzubehalten." Und diesen Vorsatz hält er noch in einem Briefe vom 19. März, gleichfalls an seinen Bruder gerichtet, fest: „Da ich übrigens nun sehe, daß das Stück zwischen 18 und 19 Bogen wird, so bleibt es dabei, daß ich entweder gar keine oder doch nur eine ganz kurze Vorrede vorsetze, und daß ich alles Uebrige unter dem Titel: Der Derwisch, ein Nachspiel zum Nathan, besonders drucken lasse, und zwar auf dem nämlichen Wege der Subscription, wenn ich anders sehe, daß es sich der Mühe damit verlohnt."

In seinem Nachlaß fanden sich zwei kurze Entwürfe zu Vorreden, die wir hier folgen lassen:

a.[1])

Es ist allerdings wahr, und ich habe keinem meiner Freunde verhehlt, daß ich den ersten Gedanken zum Nathan im „Decameron" des Boccaz gefunden. Allerdings ist die dritte Novelle des ersten Buchs, dieser so reichen Quelle theatralischer Producte, der Keim, aus dem sich Nathan bei mir entwickelt hat. Aber nicht erst itzt, nicht erst nach der Streitigkeit, in welche man einen Laien wie mich nicht bei den Haaren hätte ziehen sollen.[2]) Ich erinnere dieses gleich anfangs, damit meine Leser nicht mehr Anspielungen suchen mögen, als deren noch die letzte Hand hineinzubringen im Stande war.[3])

---

1) Zuerst gedruckt in: K. Lessing, Lessing's Leben, I. S. 408 f. — A. d. H.

2) „Bibliolatrie" (Werke, Th. XVII. S. 166): „Nun kann den Wenigsten von Denen, die diese meine Schrift aus Wahl in die Hand nehmen, unbekannt sein, in welche Streitigkeit über eine so verstandene Bibliolatrie ich von einem Manne . . . namentlich von dem Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg . . . gleichsam bei den Haaren gezogen worden." — A. d. H.

3) Lessing an seinen Bruder Karl, den 7. November 1778: „Mein Nathan, wie mir Professor Schmid und Eschenburg bezeugen können, ist ein

Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion ist von je her die meinige gewesen. Aber hier ist nicht der Ort, sie zu rechtfertigen.

b.[1])

Vorrede.

Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben.

Denn Beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug, doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen. —

Wenn man aber sagen wird, daß ich wider die poetische Schicklichkeit gehandelt und jenerlei Leute unter Juden und Muselmännern wolle gefunden haben, so werde ich zu bedenken geben, daß Juden und Muselmänner damals die einzigen Gelehrten waren; daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müsse auffallender gewesen sein als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken bei den Geschichtschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultane gefunden.

Wenn man endlich sagen wird, daß ein Stück von so eigner Tendenz nicht reich genug an eigner Schönheit sei, — so werde

---

Stück, welches ich schon vor drei Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reise, vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollen. Ich habe es itzt nur wieder vorgesucht, weil mir auf einmal beifiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. Mit diesen Veränderungen bin ich nun zu Rande" &c. — A. d. H.

1) Zuerst gedruckt in: K. Lessing, Lessing's Leben, I. S. 409 ff. — A. d. H.

ich schweigen, aber mich nicht schämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann.

Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon itzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird![1])

---

1) Lessing an seinen Bruder Karl, den 7. November 1778: „Mein Stück hat mit unsern itzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen, doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen." Hierin irrte sich nun freilich Lessing; er ahnte nicht, welche Fluth salbadernder Vorträge in religiösen Vereinen sich über sein Toleranz-Evangelium in hämischster Weise ergießen würde. — A. d. H.

[1]) Nathan der Weise;

in 5 Aufzügen.

Zu versificiren angefangen den 14ten Novbr. 78.
Den 2ten Aufzug „ 6 „ Xbr.
Den 3ten Aufzug „ 28 „ „
„ 4 „ „ „ 2 „ Febr. 79.
„ 5 „ „ „ 7 „ Mrz. „

---

1) Zuerst veröffentlicht von v. *Maltzahn* in seiner Lessing-Ausgabe, Bd. II. S. 600—617, 1853, und sodann von *Guhrauer* nach einer von Danzel hinterlassenen eigenhändigen Abschrift des Originalmanuscripts in: *Danzel-Guhrauer*, „Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke", Bd. II. Abth. 2. Beilagen, S. 15—27, 1854. — (Der scheinbare Anachronismus, den hiergegen die oben S. 777 mitgetheilte Anmerkung Guhrauer's enthält, löst sich durch die Thatsache, daß auch Guhrauer starb, ehe der Schluß des von ihm bearbeiteten Theils der Lessing-Biographie ausgedruckt war, also nicht die letzte Hand an sein Werk legen konnte.) — Der gegenwärtige Abdruck ist aufs Neue nach Lessing's Original-Manuscript (vgl. d. Vorbemerk., oben S. 778 f.) revidirt.

Da die Handschrift des Nathan-Entwurfs schon durch ihre äußerliche Anordnung über die Art, wie Lessing seine Dramen arbeitete, einen sehr interessanten Aufschluß giebt, so dürfte eine kurze Beschreibung derselben dem Leser nicht unwillkommen sein. Jeder Scene ist eine besondere Quartseite zugetheilt; die Quartblätter sind einmal gebrochen und jede Hälfte der Seite hat eine besondere Bestimmung. Auf der *inneren* Seitenhälfte notirte Lessing den Gang der Handlung und das Scenische (in einzelnen Fällen auch Gedanken und Phrasen für den Dialog), auf der *äußeren* entwarf er den Dialog, so daß also, wenn wir die vier hinter einander folgenden Seitenhälften des aufgeschlagenen Heftes mit a, b, c, d bezeichnen, b und c immer die Skizze der Handlung, a und d den Entwurf des Dialogs enthalten. Von dieser Ordnung weicht Lessing nur auf Seite 3 u. 4 des Manuscripts, in der ersten Scene des ersten Aufzuges, ab, indem hier der Dialog so weit ausgesponnen ist, daß er zwei Quartseiten beansprucht, und außerdem finden sich auf der zweiten Seite des vierzehnten Manuscriptblattes *drei* Scenen, eine von ihnen freilich nur durch die Ueberschrift angedeutet. Dieses Bild haben wir dem Leser nicht verloren gehen lassen wollen und deshalb auch im Folgenden die Handschrift nach der vorstehend gekennzeichneten äußeren Anordnung hin durch den Druck facsimilirt, dergestalt, daß wir in unserem Abdrucke auf der *linken* Seite den *scenischen*, auf der *rechten* (gegenüberstehenden) den *dialogischen* Theil des Entwurfs mit allen durch das Original selbst angezeigten Details und Abweichungen von dieser Ordnung geben. Die Bemerkungen, welche wir unten S. 789, Anm. 8 und S. 824 ff. mittheilen, laufen über die ganze Quartseite durch. — A. d. H.

Erster

1.[2])

Nathan kömmt von der Reise, Dina[3]) ihm entgegen. Dina berichtet ihm, welche Gefahr er indeß gelaufen. Es schimmert so etwas durch, wer Rahel eigentlich sei.

A) [Bagdad] Babylon ist von Jerusalem — Meilen, und Schulden eintreiben ist kein Geschäft, das sich von der Hand schlagen läßt.

---

1) Der vorstehende Druck der 1. Scene auf S. 788 bis 793 folgt genau dem Manuscript. An den Stellen, wo wir die Buchstaben A), B), C), D), E), F), G) gesetzt haben, stehen im Manuscript verschiedentliche willkürliche Marken, welche auf der einen Seitenhälfte die Stellen anzeigen, an welchen die auf der entgegengesetzten stehenden, mit gleicher Marke signirten, Passus einzuschalten sind. Diese Einschaltungsmarken finden sich auch noch unten in Aufz. 1. Sc. 4 und Aufz. 2. Sc. 2 und sind daselbst ebenfalls durch Buchstaben ersetzt (s. S. 796 f. und 802 f.). Die von eckigen Klammern eingeschlossenen Worte sind in der Handschrift ausgestrichen, ganz unleserliche bezeichnen wir durch Punkte (. . . .). — A. d. H.

2) Auf dem halben Bogen, welcher dem Manuscript des Entwurfs beiliegt (vgl. oben Vorbemerk., S. 778, Anm. 1) findet sich der Anfang dieser Scene — in dem vollendeten Drama die ersten 44 Zeilen des ersten Auftritts im ersten Aufzuge (Werke, Th. III. S. 75 und S. 76 bis „Dank' ich der Tugend.") — versificirt. Die Versification umfaßt 40 (nach Lessing's Numerirung 35) Zeilen. Davon stimmen 22 Zeilen bis auf ein paar Buchstaben und den Gebrauch der Namensform Rahel neben Recha mit dem Wortlaut des „Nathan" in seiner definitiven Gestalt überein. Die abweichenden 18 Zeilen lassen wir hier folgen:

„O Nathan! [o] Nathan! Gott sei ewig Dank,
Der endlich doch Euch wieder zu uns führt!
Ja, Dajah, Gott sei Dank! Doch warum endlich?
Habe ich denn eher wiederkommen [können?] wollen?
Und wiederkommen können? Babylon

Den 12ten Nbr.

Aufzug.[1]

Dina. Gottlob, Nathan, daß Ihr endlich wieder da seid!
Nathan. Gottlob, Dina! Aber warum endlich? habe ich denn eher wiederkommen können? wiederkommen wollen? A)

Ist von Jerusalem, wie ich den Weg zu nehmen
Genöthigt [wurde] worden, gute hundert Meilen;
Und Schulden eincassiren ist gewiß
Auch kein Geschäft, das merklich fördert, das
So von der Hand sich schlagen läßt.
— O Nathan!
Wie elend [hättet ihr — elend] hättet ihr indeß
Hier werden können! Euer Haus — das brannte —
So hab' ich schon gehört, Gott gebe nur,
Daß ich auch Alles schon gehört mag haben."

„Verbrannt! Wer? [unsre] meine Recha? sie?
Das hab' ich nicht gehört. — Nun denn! So hätt' es für
Mich keines Hauses mehr bedurft! — Verbrannt. —"

A. d. H.

3) Auf die Kehrseite des Titelblattes hat Lessing folgende Bemerkung geschrieben:

„NB. Für Dinah lieber Daja. Daja heißt, wie ich aus

B) Gott gebe nur, daß ich Alles gehört habe!

C) Das habe ich nicht gehört.

D) Sie ist wohl verbrannt! — Sage es nur vollends heraus! — Sage es nur heraus! — Tödte mich, aber martere mich nicht länger! — Ja ja, sie ist verbrannt.

Dina. Wenn sie es wäre, würdet Ihr von mir die [Botschaft gewiß nicht] Nachricht bekommen?

Nathan. Warum erschreckst Du mich denn? — O meine Rahel!

Dina. [Eure? Eure] Eure Rahel! [1]) — [Habt] Besitzt Ihr Alles, was Ihr [besitzt] Euer nennt, mit eben dem Rechte?

Nathan. Nichts mit größrem! — Alles, was ich sonst habe, hat mir Glück u. Natur gegeben. Diesen Besitz allein dank' ich der Tugend.

Dina. O Nathan, Nathan. E)

Nathan. Ich muß Dir es nur gleich sagen, Daja, ich hab' Dir einen recht schönen Zeug aus Babylon mitgebracht. [2])

---

den Excerptis ex Abulfeda, das Leben des Saladin betreffend, beim Schultens S. 4 sehe, so viel als Nutrix, und vermuthlich, daß das spanische Aya davon herkömmt, welches Covarruvias von dem griechischen ἀγω, παιδαγωγος herleitet. Aber gewiß kömmt es davon nicht unmittelbar her, sondern vermuthlich vermittelst des Arabischen, welches wohl aus dem Griechischen könnte gemacht sein."

Das in dieser Notiz citirte Werk von Schultens hat den Titel: „Vita et res gestae Sultani Saladini auctore Bohadino f. Sjeddadi, nec non excerpta ex historia universali Abulfedae .... conscripta ab Amadoddino Ispahanensi. Ex mss. arabicis .... edidit ac latine vertit Albertus Schultens. Lugduni Batavorum 1732." Daselbst lautet die von Lessing gemeinte Stelle der Uebersetzung der „Excerpta ex Abulfeda": „Submissum mox aliud agmen ductu Mesjdoddini Abubecri, qui vulgo

Dina. Wie unglücklich hättet Ihr indeß hier werden können!

Nathan. So habe ich schon gehört. B)

Dina. Das ganze Haus hätte abbrennen können.

Nathan. Dann hätten wir ein neues gebaut, Dina, u. ein bequemres.

Dina. Aber Rahel, Rahel wäre bei einem Haare mit verbrannt.

Nathan. Rahel? (Zusammenfahrend.) meine Rahel? C) — (Kalt.) So hätte es für mich keines Hauses mehr bedurft. — Rahel, meine Rahel fast verbrannt? D)

Dina. Eure Rahel! Eure Rahel! — E) O Nathan, Nathan, wie theuer laßt Ihr mich Eure Wohlthaten bezahlen! Mein Gewissen — —

Nathan. Ich habe Euch, Dina, einen schönen, neuen Zeug aus [Babylon] Bagdad mitgebracht

Dina. Mein Gewissen, sage ich —

Nathan. Und ein —

Dina. Mein Gewissen, sage ich —

Nathan. Und ein Paar Spangen

Dina. So seid Ihr nun, Nathan. Wenn Ihr nur schenken könnt, wenn Ihr nur schen (sic) könnt, [3])

---

filius **Dajae** dicitur, sive **Nutricis**. Collactaneus fuerat Noureddini scilicet.“

Die aus dem **Covarruvias** angezogene Etymologie von **Aya** steht in dessen spanischem Lexikon: „Tesoro de la lengua castellana, o española, compuesto por el licenciado Don Sebastian de **Cobarruvias** Orozco. En Madrid, por Luis Sanchez MDC.XI.“ Pra. Part. fol. 26 b, s. v. AYO. — A. d. H.

1) An dieser Stelle steht in der Handschrift eine Marke, welche auf die Kehrseite des Titelblatts verweist, woselbst als einzuschalten folgende Worte sich finden:

„**Nathan.** Wenn ich jemals aufhören müßte, dieses Kind mein Kind zu nennen! —

Dinah. Besitzt Ihr“. — A. d. H.

2) 3) Hier schließt Seite 3 der Handschrift. — A. d. H.

Nathan. Wer schenkt nicht gern!

Dina. So, denkt Ihr, müsse man sich Alles —

F) **Nathan.** Aber wo ist sie denn? wo bleibt sie denn? Weiß sie denn, daß ich da bin? — Daja, wo Du mich hintergehst —

Daja. Sie weiß es, daß Ihr da seid, und weiß es vielleicht auch nicht. Das Schrecken ist ihr noch in den Gliedern. Sie faselt im Schlafe die ganze Nacht u. schläft wachend den ganzen Tag. [Sie lag mit verschlossnen Augen wie todt. G) Plötzlich fuhr sie auf] und rief: Horch! da kommen meines Vaters Kameele, horch! das ist meines Vaters Stimme! — Aber sie schloß die Augen wieder u. fiel auf das Kissen zurück. — Ich nach der Thüre, und da sehe ich Euch von ferne, ganz von fern. —[1]) [. . . . .]. — Ihre ganze Seele ist nur immer bei Euch; oder bei ihm — —

Nathan. Bei ihm? welchem ihm?

Daja. Bei ihm, der sie aus dem Feuer rettete.

Nathan. Wer war das? — Wo ist er?

Daja. Ein junger Tempelherr war es, der einige Tage zuvor als Gefangner hier eingebracht worden, und dem [der Su] das Leben zu schenken der Sultan die ungewöhnliche Gnade gehabt hatte.

Nathan. Wo ist er? — Ich muß ihm danken, ehe ich sie sehe. — Wo ist er?

Daja. Wenn wir das wüßten! — In ihm[3])

---

1) Diese Zeile geht im Manuscript über die ganze Quartseite hin und wird oben bei 2) fortgesetzt. — A. d. H.

3) 4) Hier schließt Seite 4 der Handschrift. — A. d. H.

so, denkt Ihr, müsse man sich Alles gefallen lassen.

[Dinah] **Nathan.** Das heißt meine Geschenke sehr eigennützig machen.

Dina. Ihr seid ein ehrlicher Mann, Nathan, ein sehr ehrlicher Mann. Aber — —

Nathan. Aber gleichwohl nur ein Jude, wollt Ihr sagen.

Dina. Ah, Ihr wißt besser, was ich sagen will. [Aber ich höre, sie kömmt selbst.] F)

[2]) **Denkt nur! — Aber, was Wunder? ihre ganze Seele war die Zeit her nur**

G) **Nathan.** Armes empfindliches Kind!

Daja. Sie hatte schon lange mit verschlossnen Augen gelegen und war wie todt, als sie auf einmal auffah und [schrie] rief: [4])

2.

Zu ihnen Rahel, die von dem gehabten Schrecken noch oft außer sich kömmt und nur ihren Retter zu sehen verlangt. Nathan verspricht ihr, es soll sein Erstes sein, ihn aufzusuchen. Dina führt Rahel ab, um sie zu beruhigen.

Die ersten Tage hatte sich der Tempelherr noch sehen lassen, unter den Palmen, wohin Rahel manche vergebene Botschaft an ihn geschickt. Aber seit einigen Wochen ist er verschwunden.

Rahel. Sage nicht: verschwunden. Sage: seit einigen Wochen hat er aufgehört zu erscheinen. Denn es war ein Engel, wahrlich, es war ein Engel!

3.

Nathan und der Schatzmeister des Saladin. Dieser will Geld von Nathan borgen. Nathan schlägt es ihm ab, weil

Den 13.

[in eigner Perso]

Rahel. [Seid ihr es doch mein Vater] So seid Ihr es doch ganz u. gar, mein Vater. Ich glaubte, Ihr hättet nur Eure Stimme vorausgeschicket. Wo bleibt Ihr denn, Eure gute Rahel zu umarmen, die indeß fast verbrannt ist? — O, es ist ein garstiger Tod, verbrennen.

Nathan. Mein Kind, mein liebes Kind! (Sie umarmend.)

Rahel. Ihr seid über den Euphrat, über den Jordan, was weiß ich, über welche Flüsse alle, gekommen. Wie oft habe ich um Euch gezittert! — Aber wenn man so nahe ist, zu verbrennen, dünkt uns ersaufen errettet werden. — Ihr seid nicht ersoffen, ich bin nicht verbrannt. — Wir wollen uns freuen u. Gott loben. — Gott war es, der Euch auf den Flügeln seiner unsichtbaren Engel über die treulosen Wasser trug. — Gott war es, der einen sichtbaren Engel herabschickte, dessen weißer (sic) Fittige die Flamme verwehen, dessen starker Arm mich durch das Feuer tragen mußte.

Daja. Weißer Fittig — hört Ihr? Des Tempelherrn weißer Mantel. — (Den Nathan anstoßend.)

Nathan. Und wenn es auch kein Engel gewesen wäre, der Dich rettete: er war für Dich einer. —

Daja (sic). Es war wirklich ein Engel, wirklich ein wirklicher Engel —

Nathan. Diese Deine warme Einbildungskraft könnte mir gefallen, wenn sie Dich nicht [vielleicht] von Deiner Pflicht abführte. Indem Du das Werkzeug, durch welches Gott Dich rettete, im Himmel suchest, vergißt Deine Dankbarkeit, sich auf Erden danach umzusehn — wo es doch auch sein könnte. Komme wieder zu Dir! werde ruhig! werde kalt! (Und durch dergleichen Vorstellungen wird sie es wirklich.)

Müde Kameele seufzen vor dem Thore, ihrer Last entladen zu werden. Vermuthlich ist mein Freund wieder nach Hause —

er von den Schulden, die er zu Bassora eincassiren wollen, nicht die Hälfte einbekommen und hier ein große Schuld zu bezahlen vorfände. Der Schatzmeister über die unweise Freigebigkeit des Saladin. Die Maxime, welche die Araber dem Aristoteles beilegen: es sei besser, daß ein Fürst ein Geier sei unter Aesern als ein Aas unter Geiern.[1])

Ein Heer von hochbeladenen Kameelen
Liegt unterm Thor, aufs müde Knie gelagert.
Vermuthlich ist [mein] Freund Nathan wieder heim —
[. . . . .]

4.

Nathan; zu ihm Dina wiederum, die ihm berichtet, daß sie diesen Augenblick den jungen Tempelritter aus dem Fenster auf dem Platze vor der Kirche der Auferstehung unter den Palmen gehen sehe. Nathan befiehlt ihr, sie soll ihn einladen, zu ihm ins Haus zu kommen.

A) **Nathan.** Er! — Wann läßt sich der nicht sehen!

1) Man vgl. hiezu d'Herbelot, „Bibliothèque orientale", Mastricht 1776, p. 119, s. v. Aristhathlis: „Le Baharistan rapporte cette maxime politique d'Aristote: Qu'un Prince doit plutôt ressembler au Kerkes (espèce de vautour) qui est au milieu de sa proie, qu'à une proie entourée

Das ist er — (der ihm mit Freundschaft entgegenkömmt). Willkommen, edler Zweig eines Stammes, den der Gärtner noch nicht auszurotten beschlossen, so lange er [noch] solche Zweige noch treibet! — Willkommen!

Du solltest mich so nicht beschämen; denn ich denke, Du bist mein Freund.

Kannst Du Deinen Werth empfinden, ohne den Unwerth Deines Volkes zu fühlen?

So laß meinen Werth auch mit für den Werth meines Volkes gelten —

Der groß genug ist, daß sich ein Volk darein theilen kann.

Höre auf! ich bitte Dich. — Wie steht es hier? Wie lebt Ihr?

Deiner Hülfe bedürftiger als jemals.

War es darum, daß Du mir (nur?)

Bei Gott nicht! Und wenn alle Deine Kameele mit nichts als Gold beladen wären, so solltest Du dem Schatze des Saladin nichts mehr [schuldig] leihen; denn er ist ein gar zu großer Verschwender ꝛc.

Den 14ten.

Dina (eilig). Nathan, Nathan, er läßt sich wieder sehen! er läßt sich wieder sehen!

Nathan. Wer er?

Dina. Er, er — —

A) [**Nathan.**] **Dina.** Er gehet dort unter den Palmen auf u. nieder u. bricht [Datt] von Zeit zu Zeit Datteln.

Nathan. Die er ißt? Nun versteh' ich! [Daß] Es ist Euer Er, der Tempelherr, nicht wahr?

Dina. Rahel's Augen entdeckten ihn sogleich. Mit Euch u. mit ihm ist ihre ganze [ruhige] schöne, ruhige, helle Seele

---

de Kerkes; c'est-à-dire, selon le même auteur, qu'il est aussi utile à un Prince de savoir tout ce qui passe autour de lui, qu'il lui est dommageable que ses voisins sachent ses propres affaires.“ — A. d. H.

5.[1])

Die Scene ändert sich. Unter den Palmen. Curd von Stauffen und der Klosterbruder, welcher ihm zu verstehen giebt, daß ihn der Patriarch gern sprechen u. in wichtigen geheimen Angelegenheiten brauchen will (?). Er läßt ihn ablaufen. Der Klosterbruder freuet sich, einen so würdigen jungen Mann in ihm gefunden zu haben. Er entschuldiget vor sich selbst seine unwürdigen Anträge mit der Pflicht seines Gehorsams.

---

1) Zu dieser Scene enthält die oben (Vorbemerk., S. 778, Anm. 1) erwähnte Beilage von Lessing's Hand auf zwei Seiten eine Skizze des Dialogs zwischen dem Tempelherrn und dem Klosterbruder („A." und „B.") in Prosa, im Ganzen 49 Zeilen, davon Zeile 1—14 mit Tinte (corrigirt mit Röthel), die folgenden mit Röthel geschrieben. Wir theilen auch dieses noch nicht veröffentlichte Bruchstück unseren Lesern mit; doch machen wir darauf aufmerksam, daß der Wortlaut der Rothstiftstellen nicht mit Sicherheit zu verbürgen ist, da sie nicht nur äußerst flüchtig geschrieben, sondern auch noch verwischt sind. Die Stelle lautet:

Sc. 1. (sic)

A. [Geistlicher Herr —] . . . . . Vater

B. Bin nur ein Laienbruder zu christlichem Dienste —

A. Nun denn, frommer Bruder, Du siehst Du (sic) mir so nach den Händen? — Aber ich habe nichts. Bei Gott, ich habe nichts.

B. Geben wollen ist auch geben! Zudem wollte ich von Dir nichts. Ich bin Dir gar nicht nachgeschickt, um Dich um ... anzuflehn. (Daneben ist mit Rothstift geschrieben: Die Gabe nicht der Wille. Auch ward ich Dir nicht nachgeschickt, u. d. um e. ... zu bitten.)

wiedergekommen. Sie läßt Euch bitten, zu ihm zu gehen, ihn herzubringen.

Nathan. Ich wäre meine Reisekleider doch erst gern los. — Geh Du, Daja, bitte ihn, zu mir zu kommen!

Daja. Zu Euch zu kommen? Das thut er gewiß nicht.

Nathan. Nun, so geh und laß ihn wenigstens so lange nicht aus den Augen, bis ich nachkommen kann. — Und warum sollte er nicht zu mir kommen, wenn ihn der Vater selbst bitten (sic)? Daß er in meiner Abwesenheit mein Haus nicht betreten wollen, daß er auf Deine Einladung, auf die Einladung meiner Tochter nicht kommen wollen —

Curd geht auf u. nieder. Ein Klosterbruder folgt ihm in einige (sic) Entfernung von der Seite, immer als ob er ihn anreden will.

Curd. Mein guter Bruder, — oder guter Vater, wer nur selbst was hätte! (Der gute Mann! Er hofft umsonst, sieht mir umsonst so in die Hand.)

A. [Also] Aber nachgeschickt bist Du mir doch [nachgeschickt]?

B. Aus jenem Kloster. —

ein Mittagessen

A. Wo ich eine Mittagssuppe suchte? — und die Tische schon besetzt fand? — Es thut nichts. Ich habe noch vorgestern eine gegessen, und die Oliven sind reif. (Er langt nach einer auf der Erde und ißt sie.) (Daneben mit Röthel: Wo ich ein kleines Pilgermahl suchte.)

B. Sei nur so gut u. komm mit mir wieder zurück.

(Von hier ab mit Rothstift geschrieben.)

A. Darum warst Du mir nachgeschickt? Nein, guter Bruder. Ich habe ehegestern noch eine gegessen, u. die Datteln sind ja reif.

B. Nimm Dich in Acht ....! Du weißt diese Frucht nicht zu genießen. Sie verstopft Milz und Lunge, macht melancholisches Geblüt.

A. Sei es! Aber Du warst mir doch nicht blos darum nachgeschickt?

6.

Curd von Stauffen und Dina, die er gleichfalls als eine Kupplerin abfertiget. Dina zweifelt, ob er ein Mann sei. Ein Ordensmann ein halber Mann.

Zweiter

1.

Zimmer im Palast des Sultan. Saladin und seine Schwester Sittah sitzen u. spielen Schach. Saladin spielt zerstreut, macht Fehler über Fehler und verliert.

B. Nein, nicht blos darum. Der Patriarch hat Dich erblickt u. will, ich soll mich erkundigen, wer Du bist.

A. Und wendest Dich deshalb sofort an mich?

B. Warum nicht?

A. Und wer ist so neugierig, mich zu kennen?

B. Kein Geringerer als der Patriarch.

A. Der kennt mich schon. Sag ihm nur das!

B. Das dünkt ihn auch. Aber er kann sich nicht erinnern, wo er Dich hin thun soll.

A. Ich lasse mich von Euerm Herrn nicht gern ..... vergessen.

B. Er [ist so] wird alt, es kann ihm leicht so eine Ge-

Curd (der die Daja kommen sieht). O schön! der Teufel wirft mich aus einer seiner Klauen in die andere.

Daja. Ein Wort, edler Ritter —

Curd. Bist Du seine rechte oder seine linke? —

Daja. Kennt Ihr mich nicht?

Curd. Ei wohl! Du bist nur seine linke, aus der ich schon öfter entwischte.

Daja. Was linke?

Curd. Werde nicht ungehalten! Ich sage es nicht, Dich zu verkleinern. Denn wer weiß, ob der Teufel nicht links ist; ob er seine Linke nicht so gu (sic) brauchen kann als seine Rechte! Und sodann hat weder der Mönch die Vettel, noch die Vettel den Mönch zu beneiden. Siehst Du? — Aber was giebt's Neues, Mutter? Du wirst mir doch nicht immer die nehmlich (sic) antragen? —

Aufzug.

Sittah. Bruder, Bruder, wie spielst Du heut? Wo bist Du?

Saladin. Wie das?

Sittah. Ich soll heute nur tausend Dinare gewinnen und nicht einen Asper mehr.

---

schichte, die — Er weiß das nie! Ohne Groll, lieber Freund, Dein Name.

A. Curd von Stauffen.

B. Curd von Stauffen?

A. Ja.

B. So wie der [, den Saladin von zwanzig Tempelherrn allein] junge Tempelherr, den Saladin ..... unter den Zwanzigen allein begnadigte, die ihm nach der Schlacht

A. Der junge Ritter, den Saladin von zwanzig Tempelherrn allein begnadigte nach der Schlacht.

B. (Die folgenden 10 Zeilen vermögen wir nicht im Zusammenhange zu lesen; nur einzelne Worte sind zu entziffern.) — A. d. H.

2.

Zu ihnen der Schatzmeister, den Saladin rufen lassen, um an Sittah die tausend Dinare zu bezahlen, um welche sie gespielt. Der Schatzmeister beklagt, daß der Schatz so völlig erschöpft sei, daß er auch diese Summe nicht auf der Stelle bezahlen könne. Er schickt ihn wieder fort, sogleich Anstalt zu Wiederfüllung des Schatzes zu machen, weil er auch sonst ehstens Geld brauchen werde. „Alle Quellen“, sagt der Schatzmeister, „sind durch Deine Freigebigkeit erschöpft, u. borgen — bei wem? auf was?“ Nathan selbst, bei dem er sonst immer offene Casse gefunden, wolle nicht mehr borgen. — „Wer ist dieser Nathan?“ — „Ein Jude, dem Gott das kleinste u. größte aller menschlichen Güter gegeben, A) Reichthum u. Weisheit.“ — „Warum kenne ich ihn nicht?“ — „Er hat Dich sagen hören: Glücklich, wer uns nicht kennt, glücklich, wen wir nicht kennen.“ 1) — „Geh, bitte ihn in meinem Namen!“

A) Das kleinste u. größte aller menschlichen Güter. Was nennst Du das kleinste?

Was sonst als Reichthum.

Und das größte?

Was sonst als [Reichthum] Weisheit?

Ich wußte nicht, daß ich einen so erleuchteten Sophi zu meinem Schatzmeister hätte.

---

1) Man vgl. zu dieser Stelle d'Herbelot, „Bibliothèque orientale“, Mastricht 1776, p. 298, s. v. Escander (Alexander der Große): „Il disoit: Heureux celui qui ne nous connoît point, et que nous ne connoissons

Saladin. Wie so?

Sittah. Du willst mit Gewalt verlieren. — Dabei finde ich meine Rechnung nicht. Außer daß ein solches Spiel ekel ist, so gewann ich immer mit Dir am Meisten, wenn ich verlor. Wann hast Du, mich des verlornen Spieles wegen zu trösten, mir nicht den Satz doppelt geschenkt?

Saladin. Ei sieh, so verlorest Du wohl mit Fleiß, wenn Du verlorest?

Sittah. Wenigstens hat Deine Freigebigkeit gemacht, daß ich nicht besser spielen lernen.

Saladin. Bei wem? Nur nicht bei Denen, die ich reich gemacht. Es würde meine Geschenke wiederfordern heißen. — Auf was? Auf mein Bedürfniß. Geh, Du wirst mich gegen die Menschen nicht mißtrauisch machen. Ich gebe gern, wenn ich habe: wer hat, wird auch mir gern geben. B) [Meine Gläubiger sollen es merken,] daß ihr Geld durch meine Hand gegangen.

B) Und wer am Geizigsten ist, giebt mir am Ersten; denn noch haben es meine Gläubiger immer gemerkt,

point; car si nous connoissons quelqu'un, cela ne lui sert qu'à prolonger la journée de son travail et lui diminuer son sommeil." — A. d. H.

3.

Saladin u. Sittah. Sittah spottet über seine Freigebigkeit, di• ihn in solche Verlegenheit setze, und bittet (sic) ihm doch in dem nämlichen Augenblicke alle ihre Baarschaft, alles ihr Geschmeide an. — „Das würde ich genommen haben, wenn Du verspielt hättest." — — „Habe ich schon gegen Dich verspielt? — Schenktest Du mir nicht immer das Doppelte des Satzes, wenn ich verlor?" — „Aber wer ist dieser Nathan?" fragt Saladin; „kennst denn Du ihn?" — „Er soll durch seine Weisheit die Gräber des David und Salamon gefunden und unsägliche Reichthümer darin entdeckt haben." — — „[Du i] Das ist gewiß falsch: hat er Reichthum in den Gräbern entdeckt, so waren es gewiß nicht die Gräber David's und Salamon's." — Aber sie verzweifelt, daß er ihm helfen werde. Denn er sei ein Jude, der nicht Alles an einen Nagel hänge. Indeß, wenn er nicht in Gutem leihen wolle, so müsse man ihn mit List dazu zu zwingen suchen. Ein Jude sei zugleich ein sehr furchtsames Geschöpf. — Saladin gesteht ihr seine äußersten Geldbedürfnisse. Der Waffenstillstand mit den Kreuzfahrern sei zu Ende. Die Tempelherren haben die Feindseligkeiten bereits wieder angefangen. Geschichte des jungen Tempelherren, den er begnadiget. — Sittah sagt, sie wolle auf eine List denken, den Nathan zu vermögen.

4.

Die Scene ändert sich und ist vor dem Hause des Nathan.

Unter der Thüre des Hauses erscheinen Nathan u. Rahel. Rahel hat den Tempelherren wieder aus ihrem Fenster erblickt u. beschwört ihren Vater, ihm nachzueilen. Sie sehen Curden gegen sich zukommen, u. Rahel geht wieder in das Haus.

5.

Nathan u. Curd. Nathan dankt ihm und bittet (sic) ihm seine Dienste an, welches Anerbieten erst sehr frostig angenommen wird, bis Curd sieht, welch ein Mann Nathan ist. Er verspricht, zu ihm zu kommen. Curd's Gestalt u. Einiges, was er von ihm beiläufig gehört, machen ihn aufmerksam. Curd ab.

Sittah sagt, daß er auf diese Weise seinen Kindern nichts hinterlassen werde. Er antwortet mit der Fabel vom Pfau: „Wenn es meine Kinder sind, wird es ihnen an Federn nicht fehlen.“

Nathan. Verzeih, edler Franke —

Curd. Was, Jude?

Nathan. Daß ich mich unterstehe, Dich anzureden. Verzeih u. eile nicht so stolz u. verächtlich vor einem Manne vorbei, den Du Dir ewig zu Deinem Schuldner gemacht hast!

T. Jude, was erdreistet Dich, so mit mir zu sprechen?
N. Ah, wer einen Menschen aus dem Feuer rettet, bringt keinen ins Feuer.

6.

Dina u. Nathan. Zu ihnen **ein** Bote des Saladin, der ihn unverzüglich vor ihn fodert.

Curd. Ich wüßte doch nicht.

Nathan. Ich bin Nathan, der Vater des Mädchens —

Curd. Ich wußte nicht, daß es Deine Tochter war. Du bist mir keinen Dank schuldig. Es ist eines Tempelherren Pflicht, dem Ersten dem Besten beizuspringen, der seine Hülfe bedarf. Mein Leben war mir in dem Augenblicke zur Last. Ich ergriff die Gelegenheit gerne, es für ein andres Leben zu wagen — wenn es auch schon nur das Leben einer Jüdin wäre.

Nathan. Groß u. abscheulich! — Doch ich versteh'. Groß bist Du, und abscheulich machst Du Dich, um nicht von mir bewundert zu werden. — Aber wenn Du diesen Dank, den Dank der Bewundrung, von mir verschmähest, womit kann ich Dir sonst bezeugen — — —

Curd. Mit — nichts.

Nathan sagt, daß er sich also zum ersten Mal arm fühle.

Curd. Ich habe einen reichen Juden darum nie für den bessern gehalten.

Nathan. So brauche wenigstens, was das Bessre an ihm ist — seinen Reichthum!

Curd. Nun gut, das will ich nicht ganz verreden. Wenn dieser mein weißer Mantel einmal gar nichts mehr taugt, gar kein Fetzen mehr hält. — Vor itzt aber, siehest Du, ist er noch so ziemlich gut. Blos der eine Zipfel ist ein Wenig versengt — das bekam er, als ich Deine Tochter durch das Feuer trug.

Der Jude ergreift diesen versengten Zipfel und läßt seine Thränen darauf fallen.

N. Daß doch in diesem Brandmale Dein Herz besser zu erkennen ist als in allen Deinen Reden!

Nathan. Hast Du gesehen, Dina?

Dina. Ist der Bär gezähmt? — Wer kann Euch widerstehen! Einem Manne, der wohlthun kann u. wohlthun will.

Nathan. Er wird zu uns kommen. Sie wird ihn sehen und gesund werden — wenn sie nicht kränker wird. — Denn wahrlich, es ist ein herrlicher junger Mann. So hatte ich in meiner Jugend einen Freund unter den Christen. — Um ihn liebe ich die Christen, so bittere Klagen ich auch über sie zu führen hätte.

Dritter

1.

Im Hause des Nathan. Dina und Rahel, die Curden erwarten. Nathan ist zu Saladin gegangen.

2.

Curd kömmt und wird von Rahel über alle Maße eingenommen. Er führt sich sein Gelübde zu Gemüthe u. entfernt sich mit einer Eilfertigkeit, welche die Frauenzimmer betroffen macht.

Recha. Nicht wahr, Ihr seid nicht krank gewesen? — Nein, Ihr seid nicht krank gewesen. Ihr seht noch so wohl, so glühend aus, als da Ihr mich aus dem Feuer trugt.

3.[1])

Im Palaste des Saladin. Saladin u. Sittah. Er lobt ihren Einfall von Seiten der Verschlagenheit; sagt, daß er bereits nach Nathan geschickt habe; daß es ihm aber Ueberwindung kosten werde, wenn es ein guter Mann sei, ihm eine so kleine Falle zu stellen. Nathan wird gemeldet, u. Sittah entfernt sich.

---

1) In dem Drama „Nathan der Weise“ ist diese Scene der **vierte** Auftritt des dritten Aufzuges. — A. d. H.

Aufzug.

Rahel. Gieb Acht, Dina, er kömmt doch nicht.

Dina. Wenn ihm Nathan auf dem Wege zum Sultan begegnet ist, so kann es leicht sein, daß er seinen Besuch verschieben zu müssen glaubt.

Rahel. Wie so? ist er bei uns allein nicht sicher?

Dina. Liebe Unschuld! Wo sind Leute sicher, die sich selbst nicht trauen dürfen! Und wer darf sich selbst weniger trauen, als der unnatürliche Gelübde auf sich genommen hat!

Rahel. Ich verstehe Dich nicht.

4.[1])

Saladin u. Nathan. Die Scene aus dem Boccaz. — Nathan bietet dem Saladin zweimal so viel an, als er dem Schatzmeister abgeschlagen hatte. Er würde ihm noch mehr geben können, wenn er nicht eine Summe zu Curd's Belohnung zurückbehalten müßte. Er erzählt, was Curd gethan, u. Saladin freuet sich, einem solchen jungen Mann das Leben geschenkt zu haben. Er schenke ihm hiermit auch seine Freiheit. Nathan will eilen, ihm diese Nachricht zu bringen.

5.[2])

Unter den Palmen. Curd, der sich in den plötzlichen Eindruck nicht finden kann, den Rahel auf ihn gemacht. — „Ich habe eine solche himmlische Gestalt schon wo gesehen — eine solche Stimme schon wo gehört. — Aber wo? Im Traume? Bilder des Traumes drücken sich so tief nicht ein."

Genug; ich war umsonst geflohen.
Umsonst! — Fliehn war auch Alles, was ich konnte.
Sie sehn und der Entschluß, nie aus den Augen
Sie wieder zu verlieren

1) In dem vollendeten Drama vertheilt sich die in dieser Scene vorgezeichnete Handlung auf den fünften, sechsten und siebenten Auftritt des dritten Aufzuges. — A. d. H.

Noch weiß ich nicht, was in mir vorgeht. — Die Wirkung war so schnell! so allgemein! Sie sehen und sie — was? sie lieben? — Nenn es, wie Du willst — Sie sehn, und der Entschluß, sich nie von ihr wieder trennen zu lassen, war Eins!

Noch weiß ich nicht, was in mir vorgegangen! —
Die Wirkung war so schnell, so allgemein!
Nur sehn, u. sie — was? — lieben? — lieben? nicht? [......]
[Nenn's] Nimm's, wie Du willst; Sie sehn, u. der Entschluß,
Sie aus den Augen wieder nie zu lassen,
War Eins! — Eins durch ein Drittes doch? Was war
Dies Dritte? — Sehn ist leiden, u. Entschluß
Ist thun; so gut als thun. — Durch was entspringt
Aus leiden thun? Das k

Ich bin umsonst geflohen.

Noch weiß ich nicht, was in mir vorgeht, — mag's
Nicht .... wissen! — Aber weiß wohl, daß ich nur
Umsonst geflohen. — Sie sehen [u. sie nie aus] und der Entschluß,
Sie aus den Augen wieder nie zu lassen,
War, ... Eins — bleibt Eins. —

2) Diese Scene ist im vollendeten „Nathan" der achte Auftritt des dritten Aufzuges. — A. d. H.

6.[1])

Zu ihm Nathan, der ihm seine Freiheit ankündiget. Curd ungewiß, ob er sich darüber freuen oder betrüben soll. Ihn bindet, seitdem er Rahel gesehen, an diesen Ort, er weiß nicht was. Er fühlt Abneigung zu seiner vorigen Bestimmung. Doch will er gehen u. sich dem Saladin zu Füßen werfen. Zugleich sagt er, daß er Rahel gesehn, und preiset Nathan glücklich, eine solche Tochter zu haben. — Nathan hilft ihn auf den Gedanken, ob wohl nicht Rahel seiner Mutter gleiche, die er jung verloren. — „Bei Gott, das wäre möglich. So ein Lächeln, so einen Blick habe ich mir wenigstens immer gedacht, wenn ich an meine Mutter dachte. — Wie glücklich, der sie einst besitzen wird!“ — Er wirbt nicht undeutlich um sie; aber Nathan thut, als ob er ihn nicht verstünde u. geht ab. Curd, allein, macht sich Vorwürfe, in eine jüdische Dirne verliebt zu sein.

7.[2])

Curd sieht Dina zum Hause heraus und auf sich zukommen.

Curd. Soll ich ihr wohl Rede stehen? —

Dina. Sollte wohl nun auch die Reihe an ihn sein? Wenn ich thäte, als ob ich ihn gar nicht gewahr würde? Laßt doch sehen —

Curd. Aber sie sieht mich nicht. Ich muß sie schon selbst anreden. —

Er entdeckt ihr seine Liebe, wofür er seine Fassung gegen Rahel hält. Dina, die in dieser Liebe ein Mittel wahrzunehmen glaubt, Rahel wieder zu ihren Religionsverwandten zu bringen, billiget sie u. verräth ihm, daß sie eine Christin ist, die Nathan nur an Kindesstatt angenommen. Sogleich entschließt er sich, sie aus seinen Händen zu retten und den Patriarchen aufzufordern, ihm darin behülflich zu sein, noch ehe er dem Saladin gedankt.

---

1) Im Druck des „Nathan“ der neunte Auftritt des dritten Aufzuges. — A. d. H.

2) Im Druck der zehnte Auftritt des dritten Aufzuges. — A. d. H.

Vierter

1.

Im Kloster. Der Laienbruder u. Curd. — Der Patriarch wird gleich da sein, gedulde Dich nur einen Augenblick!

Der Laienbruder glaubt, daß sich Curd nun besonnen u. wider sein Gewissen sich zu allen den Dingen will brauchen lassen, die er ihm ehedem vorgeschlagen. Das jammert ihm; er habe müssen gehorchen u. es ihm antragen.

Scene: Kreuzgänge des Klosters d. h. Auferstehung (?).[1])

Klosterbruder.

Der Patriarch schmält (?) mit (?) mir (?), daß ich Alles, was er mir auf...., so links ausrichte, daß ich in nichts glücklich bin, und gleichwohl unterläßt er nicht, mir immer neue Auf.... zu machen. Ja, ich habe zwar das Gelübd' des Gehorsams gethan, gethan (sic)

Es [will] hat mir freilich [nichts] noch von alle dem [gelingen]
[Gelingen] Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen! Warum trägt er mir [auch]
Da ist nun ......
Nur lauter solche Sachen auf? Ich mag
Nicht fein sein, mag nicht überreden, mag
Mein [Händchen] Näschen nicht in Alles [haben] stecken, mag
Mein Händchen nicht in Allem haben.
Gehorchen muß ich; aber ....
[Das] Ich bin ja aus der Welt geschieden nicht,
Um mit der Welt mich erst recht zu ....

---

1) Diese drei letzten, wie es scheint, erst später hinzugeschriebenen Worte sind mit Bestimmtheit nicht zu constatiren, wie überhaupt in dieser ganzen Scene die Richtigkeit jedes einzelnen Ausdrucks sich nicht verbürgen läßt, da manche Worte oft nur aus einem einzigen Zug bestehen und Lessing's Schrift an dieser Stelle ganz ungewöhnlich flüchtig ist. Wir geben oben bei den vorzugsweise zweifelhaften Stellen diejenige Lesart, welche nach dem Aussehen der Schriftzüge als die

Aufzug.

Er hat schon Recht, der Patriarch,
Ja, ja. Es will mir freilich nichts gelingen,
Was er mir aufträgt. Warum trägt er mir
lauter, lauter (?) Sachen auf, zu den
Auch so was auf! [. . . . .]
. . . .
Nu endlich, guter Bruder!
Endlich treff' ich Euch. Ihr werft mir große Augen zu.
Kennt Ihr mich nicht mehr?
Doch, doch! Ich kenn' den Herrn recht gut. Gott gebe nur,
daß er derselbe immer bleibt! Aber er ist . . . .
Warum?
Wenn meine Rede nur erst aber noch
Gewalt hätte (?). Ich habe Euch freilich einen Antrag machen müssen, aber ich habe ihn doch so verführerisch eben auch nicht, den Nutzen, sich ihm zu unterziehn, nicht sehr groß geschildert. Gott, wenn Ihr Euch gleichwohl besonnen hättet, u. Ihr kämt, dem Patriarchen Eure Dienste anzubieten.
Das wolle (?) Gott (?) nicht,
Um alle Welt nicht!

---

richtigere erscheint, und haben die Unsicherheit der betreffenden Lesart durch ein beigefügtes (?) kenntlich gemacht. Die gänzlich unlesbaren Stellen markiren wir durch Punkte.

Zu der Lesung „d. h. (= der heiligen) Auferstehung" vgl. man oben S. 796, Aufz. 1. Sc. 4: „Kirche der Anferstehung", und den unten S. 824 f. von Lessing wiederholt angeführten Marin, S. 302: „le temple de la résurrection" (le saint Sépulcre). — A. d. H.

2.

Der Patriarch u. Curd. Der Patriarch will Gefälligkeit um Gefälligkeit erzeigt wissen. Er verspricht ihm das Mädchen u. verspricht, ihm die Absolution seines Gelübdes vom Papste zu verschaffen, wenn er sich ganz dem Dienste der Kreuzfahrer wieder widmen will. Curd sieht, daß es auf völlige Verrätherei hinausläuft, wird unwillig u. beschließt, sich an den Saladin selbst zu wenden.

3.

Im Palast. Saladin u. Sittah. Saladin hat seine Schwester bezahlen lassen von dem Gelde, welches Nathan in den Schatz liefern lassen. Er rühmt ihr den Nathan, wie sehr er den Namen des Weisen verdiene. Curd wird gemeldet.

*

Sittah. Nun, lieber Bruder, da Du nun mir's (?) erzählt hast, will ich Dir gestehen: ich habe gehorcht. Nur weil ich nicht Alles (?) verstanden habe, hab' (?) ich es noch einmal von Dir hören. Aber einer Sache erwähnst Du ja gar nicht, des Tempelherrn, dem unser Bruder, sagst Du, so ähnlich gewesen [1]) ꝛc.

4.

Curd u. die Vorigen. Sittah hat ihren Schleier abgeschlagen, um so bei dieser Audienz gegenwärtig sein zu können. Curd zu den Füßen des Saladin. Saladin bestätiget ihm das Geschenk der Freiheit, mit der Bedingung, nie wieder gegen die Muselmänner zu dienen, sondern in sein Vaterland zurückzukehren. Er lobt auch ihm den Nathan. Curd widerspricht zum Theil.

Curd. Sultan, weder mein Stand noch mein Charakter leiden es, Dir sehr zu danken, daß Du mir das Leben gelassen. Aber versichern darf ich Dich, daß ich es jederzeit wieder . . . für Dich aufzuopfern bereit.1)

Du hast befohlen
Ich k
[Ich komme Sultan nicht]

1) Hieher gehört eine Stelle der Beilage zu dem Entwurf (vgl. oben Vorbemerk., S. 778, Anm. 1), welche die Worte des vollendeten Drama's — Werke,

Er sei doch ein Jude u. für seinen jüdischen Aberglauben allein eingenommen, der nur den Philosophen spiele, wie ihm vielleicht nächstens die Klage des Patriarchen überzeugen werde. „Laß den Patriarchen aus dem Spiele," sagt Saladin, „u. sage Du selbst, was Du von ihm weißt!" Er sagt, daß Nathan ein aufgelesenes Christenkind als seine Tochter u. folglich als eine Jüdin erziehe. Saladin will das näher untersuchen lassen u. beurlaubet Curd.

5.

Sittah u. Saladin. Sittah verräth nicht undeutlich, wie sehr ihr Curd gefallen. Sie werden einig, das Mädchen vor allen Dingen kommen zu lassen.

6.

In Nathan's Hause. Dina gesteht ihm, daß sie Curden entdeckt habe, daß Rahel eine Christin sei, weil sie dieses für die beste Gelegenheit angesehen, sie wieder aus seinen Händen unter ihre Religionsverwandte zu bringen. Nathan hierüber höchst mißvergnügt. Daja ab. [1])

7.

[. . . . .]
[K. Was ist zu Diensten lieber Bruder?]
Nathan u. der Klosterbruder.

Th. III. S. 160, Z. 7—10: „Zwar ein Paar Hände mehr" bis „Mir schwer." — in folgender Fassung giebt:

„Act. II. (sic)

„Saladin. A) Ein Paar Hände mehr gönne ich meinen Feinden gern. Aber ein Herz mehr wie Deines, einen Kopf mehr wie Deiner, bei Gott, den gönne ich ihnen nicht.

A) zu Curd, der ihn um Erlaubniß bittet, sein Gelübde erfüllen zu dürfen." — A. d. H.

Ich, Dein Gefangner, Sultan...
Mein Gefangner?
Wem ich das Leben schenke, werd' ich dem
Nicht auch die Freiheit schenken?

Was Dir ziemt
Zu thun, das ziemt mir [von dir zu hören, nicht] nicht vorauszusetzen,
[Vorauszusetzen] Ziemt mir erst zu vernehmen.

Flur in Nathan's Hause, wo ein Theil der Waaren au (sic)

1) Zu dieser Erklärung kommt es im Stücke hier noch nicht, indem die Unterredung mit Daja durch den Klosterbruder unterbrochen wird. Erst im fünften Auftritt des fünften Aufzugs erfährt Nathan Daja's Plauderei durch den Tempelherrn. — [Anm. Guhrauer's.]

6.[1])

Der Tempelherr u. Nathan.

Nathan, wir haben einander verfehlt. Ich komme von Saladin, u. er will, daß wir Beide vor ihm erscheinen sollen. Ist es Euch gefällig, mich zu ihm zu begleiten?

7.[2])

Sittah schickt, die Rahel abzuholen. Der Patriarch schickt, Nathan zu beobachten; worunter der Laienbruder sein kann.
Sittah läßt Recha zu sich entbieten, zu sich laden.

8.[3])

Curd kömmt auf dieses Lärmen dazu u. tröstet den Nathan etwas spöttisch. Saladin sei sein Freund u. wolle ihn vielleicht nur zwingen, eben so gut zu handeln, als er spreche. Nathan erkundiget sich nebenher u. gewandtsweise nach Curd näher u. wird in seinem Argwohn bestärkt, daß Curd Rahel's Bruder sei. Sie wollen Beide zum Saladin.

Fünfter

1.

Im Seraglio der Sittah. Sittah u. Rahel. Sittah findet an Rahel nichts als ein unschuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, wovon sie kaum die (sic) Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten u. Furcht vor Gott.

---

1) Dieser Auftritt ist in dem ausgeführten Stücke in den fünften Aufzug, fünften Auftritt verlegt. — [Anm. Guhrauer's.]

2) Später fortgelassen; dem Inhalt nach in den fünften Aufzug verlegt. Dasselbe gilt von dem Entwurfe des folgenden Auftritts. — [Anm. Guhrauer's.]

3) Die 7. und 8. Scene finden sich für diesen Aufzug im Entwurf doppelt, und zwar Sc. 6, 7, 8 hinter einander auf derselben Quartseite, darauf Sc. 7 noch einmal auf einer besondern, der folgenden, Quartseite, desgleichen Sc. 8

Nathan. Ist sie darum weniger Christin, weil sie bis in ihr 17tes Jahr in meinem Hause noch kein Schweinefleisch gegessen?

Aufzug.

auf der nächstfolgenden. Da Lessing für jede Scene von vorn herein eine besondere Seite bestimmt hatte (vgl. oben S. 787, Anm. 1), so ist es wahrscheinlich, daß er die Scenen 7 u. 8, welche mit Sc. 6 auf derselben Seite stehen, nachträglich aufgezeichnet hat; ob zu eventueller alternativer Verwendung für die noch einmal folgenden Scenen 7 u. 8, ist nicht ersichtlich, doch tragen die vorstehend in Anm. 1 u. 2 enthaltenen Guhrauer'schen Bemerkungen etwas zur Orientirung bei. — A. d. H.

2.

Saladin zu ihnen. Er freuet sich, zu finden, daß Nathan keine Jüdin aus einer Christin machen wollen und ihr nur eine Erziehung gegeben, bei der sie in jeder Religion ein Muster der Vollkommenheit sein könne. Nathan wird gemeldet.

3.

Nathan u. die Vorigen. Saladin unterstützt Curd's Gesuch. Nathan weigert sich noch; welches dem Curd fast unbegreiflich wird.

4.

Curd dazu, u. die Entdeckung geschieht. Als Curd hereinkömmt, schlug Sittah den Schleier herab. Sie schlägt ihn wieder auf, führet ihrem Bruder die Rahel zu. Ihr Bruder führt ihr Curden zu, den er zum Fürsten von Antiochien macht, von deren Geschlechte er abstammt. Sittah erröthet u. läßt den Schleier wieder fallen.

[2]) Schluß.

Saladin. Du sollst nicht mehr Nathan der Weise, Du sollst nicht mehr Nathan der Kluge — Du sollst Nathan der Gute heißen!

---

2) Auch diese 3 Zeilen stehen auf der Beilage noch einmal unter der Ueberschrift „Ende". — A. d. H.

[1]) **Nathan.** Du bist nicht Curd von Stauffen.
Curd. Woher weiß (sic) Du das?
Nathan. Du bist Heinrich von Filnek.
Curd. Ich erstaune!
Nathan. Du wirst noch mehr erstaunen — Und das ist Deine Schwester.

Curd (der auf Nathan zugeht). Nathan, Nathan, Ihr seid ein Mann — ein Mann, wie ich ihn nicht verstehe — nie vorgekommen ist. — Ich bin aber nichts als ein Krieger — ich hab' Euch Unrecht gethan — Vergebt mir — Ich bitte Euch nicht darum, als ob es Euch Mühe kosten würde — Ich bitte Euch, um Euch gebeten zu haben.

---

1) Diese 6 Zeilen finden sich noch einmal wörtlich so auf der mehrfach erwähnten Lessing'schen Beilage zum Entwurf, mit dem Marginale „Act. V." — A. d. H.

§.[1])

Die Mameluken, oder die Leibwacht des Saladin, trug eine Art von gelber Liberei. Denn dies war die Leibfarbe seines ganzen Hauses; u. Alle, die ihm ergeben scheinen wollten, suchten darin einen Vorzug, daß sie diese Farbe annahmen.
Marin, I. 218.[2])

§.

Die Kreuzbrüder, die so unwissend als leichtgläubig waren, streuten oft aus, daß sie Engel in weißen Kleidern, mit blitzenden Schwerdern in der Hand, u. insonderheit den heiligen Georg zu Pferde in voller Rüstung hätten vom Himmel herabkommen sehen, welche an der Spitze ihrer Kriegsvölker gestritten hätten.
Ebend., I. 352.[3])

Ludwig von Helfenstein u. verschiedne andre deutsche Herren bezeugten mit einem Eide auf das Evangelium, daß sie [bey] in dem Treffen, welches Kaiser Friedrich I. bei Iconium gewann, den h. Victor u. d. h. Georg an der Spitze des christlichen Heeres in voller Rüstung, u. zwar zu Pferde u. in weißen Kleidern, hätten fechten sehen.
Ebend., II. 176.[4])

---

1) Vgl. S. 778, Anm. 1 und S. 787, Anm. 1 am Ende. — A. d. H. .

2) Diesen wie die folgenden §§ entnahm Lessing der „Histoire de Saladin Sulthan d'Egypte et de Syrie etc. par M. Marin." Er benutzte, wie uns Herr Bibliothekar Dr. Köhler aus Weimar gefälligst mittheilt, die Uebersetzung des Marin von E. G. Küster: „Geschichte des Sultans Saladins von Egypten und Syrien", von der uns freilich nur eine neue Titelausgabe: „Mit Kupfern [die aber fehlen]. Frankfurt und Leipzig 1784", vorliegt. In der zu Paris 1758 erschienenen Ausgabe steht die obige Stelle I. S. 293: „Il est à remarquer que ces Mameluks portoient une espèce de livrée jaune, couleur qui distinguoit toute sa maison, et qu'affectoient de prendre tous ceux qui vouloient lui paroître attachés." — A. d. H.

3) Ebend., I. S. 461: „Les Croisés aussi ignorans que crédules, publioient souvent avoir vû descendre du Ciel des Anges vêtus de blanc, tenant des épées flamboyantes, et surtout S. Georges à cheval armé de toutes pièces qui combattoient à la tête de leurs troupes." Vgl. Wilken, „Geschichte der Kreuzzüge", IV. 122, Anm. 136. — A. d. H.

4) Ebend., II. S. 218 ff.: „L'Empereur marcha droit à Iconium, pour se venger du Sultan. . . . . Nous devons remarquer qu'on attribua le succès de cette action à la protection miraculeuse de Saint Victor et de Saint Georges, qui combattirent, dit-on, armés de toutes pièces à cheval et vêtus de blanc et à la tête des Croisés. Il est certain, que plusieurs Che-

§.

Unter den Titeln, deren sich Saladin bediente, war auch: „Besserer der Welt u. des Gesetzes“.
Marin, II. 120.[1])

§.

Daß die gefangenen Tempelherrn für ihre Loskaufung nichts geben durften als cingulum & cultellum, Dolch u. Gürtel.
Ebend., I. 249.[2])

§.

Islam, ein arabisches Wort, welches die Ueberlassung seiner in den Willen Gottes bedeut.
Ebend., I. 79.[3])

§.

Der grüne Ritter, den Saladin beschenkte, weil er sich so tapfer gegen ihn erwiesen hatte.
Ebend., II. 85. 78.[4])

---

valiers, entr'autres Louis de Helfestein, attestèrent par serment sur l'Evangile la vérité du fait.“ — A. d. H.

1) Ebend., II. S. 149 nennt sich Saladin in einem Briefe an den Kaiser Friedrich: „réformateur du monde et de la Loi“. — A. d. H.

2) Ebend., I. S. 330 f.: „Un Templier doit vaincre ou mourir et ne peut donner pour sa rançon que son poignard et sa ceinture.“ — A. d. H.

3) Ebend., I. S. 116, Anm. (a): „Islam est un mot Arabe qui signifie l'action de s'abandonner entre les mains de Dieu“. — A. d. H.

4) Ebend., II. S. 103 f.: „Dès que ces troupes de renfort eurent mis pied à terre, ce Gentilhomme Espagnol, qui ayant pris pour armes un Champ de Sinople étoit appellé le Chevalier aux armes vertes, les conduisit contre les Sarrasins. Sa force, son intrépidité, ses exploits le firent distinguer parmi tous les autres. Il repoussa les Mahométans et rentra victorieux dans la Place. Saladin qui savoit honorer la valeur même dans ses ennemis, flatté de voir un homme si extraordinaire, lui envoya un saufconduit, et le pria de se rendre auprès de lui. Ce Chrétien fut étonné de recevoir des éloges et des présens de celui, qu'il venoit de combattre. Le Sulthan pour récompenser sa bravoure, lui donna de l'argent, des chevaux. des étoffes rares et précieuses et voulut même l'attacher à son service en lui promettant la fortune la plus brillante et les plus grands honneurs. Mais ce brave Chevalier remercia Saladin, refusa ses offres, accepta ses dons et alla s'armer de nouveau contre un Prince qu'il étoit forcé d'aimer.“ Ebenda, S. 95 f.: „Celui des Francs qui se distingua le plus,

In dem Historischen, was in dem Stücke zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweggesetzt; ich habe sogar mit [in] den einzelnen Namen nach meinem Gefallen geschaltet. Meine Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollen blos den Gang meines Stücks motiviren.

So hat der Patriarch Heraklius gewiß nicht in Jerusalem bleiben dürfen, nachdem Saladin es eingenommen. Gleichwohl nahm ich ohne Bedenken ihn daselbst noch an u. bedaure nur, daß er in meinem Stücke noch bei Weitem so schlecht nicht erscheint als in der Geschichte.

Saladin hatte nie mehr als ein Kleid, nie mehr als ein Pferd in seinem Stalle. Mitten unter Reichthümern und Ueberfluß freute er sich einer völligen Armuth. E., 331.[1]) Ein Kleid, ein Pferd, einen Gott! Nach seinem Tode fand man in des Saladin Schatze mehr nicht als einen Ducaten u. 40 silberne Naserinen.

Delitiae orient., p. 180.[2])

---

fut un Gentilhomme Espagnol connu dans l'Histoire, sous le nom de Chevalier aux armes vertes. Il repoussoit seul des bandes d'ennemis, se battit en combat singulier avec plusieurs Sarrasins, les terrassa tous, et le Sulthan qui voulut être témoin de sa bravoure, ne put s'empêcher de l'admirer et d'applaudir à ses faits d'armes." — A. d. H.

1) „E." = „Ebendaselbst" verweist auf Marin. Vgl. die Haager Ausg. desselben v. J. 1758, II. S. 334: „Maître de l'Egypte, de la Syrie, de l'Arabie heureuse et de la Mésopotamie qui lui payoit tribut, il ne laissa dans ses coffres, que quarante-sept dragmes d'argent et un seul écu d'or." — A. d. H.

2) Der vollständige Titel des hier angezogenen Werkes lautet: „Delitiae orientales, Das ist die Ergötzlich- und Merkwürdigkeiten des Morgenlandes, Nach dessen vornehmsten Landschafften, Insonderheit Syriens, Und des gelobten Landes usw. Mit accuraten Land-Charten und Kupfferstichen gezieret, Und in Zwey Theile abgefasset von D. O. D. M. B. Nürnberg, In Verlegung Joh. Hofmanns und Engelb. Strecks Wittiben." 1712. fol. — Das holländische Original des Buches war erschienen zu Rotterdam 1677, der Verfasser war der Amsterdamer Arzt Oliver (Olfert) Dapper. — A. d. H.

52.

Der Derwisch.

Dieses Stück sollte ein Nachspiel zum Nathan werden, welches Lessing zusammen mit einer längeren Vorrede zum Nathan und einer Abhandlung über die dramatische Interpunction gleich nach dem Nathan auf demselben Wege der Subscription herausgeben wollte. (Man sehe die vorige Nummer, S. 784.) Der Titel verräth, daß Al-Hafi, der in die Wüste Entlaufene, die Hauptperson, also wieder aus seiner Wüste zurückgekehrt sein sollte. Ueber den Beweggrund zu dieser Rückkehr, den ihm Lessing geliehen haben möchte, sagt Düntzer (Erläuterung zu Nathan, S. 8, Anm.): „Wahrscheinlich sollte der Derwisch es am Ganges nicht aushalten, sondern sich aus der Wüste wieder zu Nathan zurückgezogen fühlen. Vielleicht nahm Lessing an, es habe eine dogmatische Meinungsverschiedenheit zwischen dem Derwisch und jenen persischen Weisen sich herausgestellt, und es sei darüber zu erbittertem Streite gekommen. Auf die ewigen theologischen Händel würde dann hier scharf hingedeutet worden und am Ende Al-Hafi zu einem thätigen Leben gewonnen worden, wohl in seine Stelle als Schatzmeister wieder eingetreten sein. Wenn (II. 9) der Derwisch sagt, Nathan sei der Einzige, der noch so würdig wäre, daß er am Ganges lebte, so würde dieser jetzt erkennen, wie hoch der weise, für Viele segensreich wirkende, die Mühen des Lebens gefaßt ertragende Nathan über jenen stehe." Ueber das Verhältniß des Derwisch zu Nathan im Punkte der Weltentsagung besitzen wir eine vorzügliche Abhandlung von Kuno Fischer: „Lessing's Nathan der Weise. Idee und Charaktere der

Dichtung". Zweite Auflage. Stuttgart 1872. Sämmtliche Charaktere des Stücks sind hier nach ihrem Standpunkt der Weltentsagung gruppirt. Auch ist zu beachten, welches Motiv Schiller in seiner Bearbeitung des Nathan (zuerst von uns im XVI. Bande unserer Schiller-Ausgabe veröffentlicht) dem Derwisch zu der Annahme eines Amtes leiht (ebendas., S. 542):

„Was mich verführte? Gut, so hört mich an!
Als ich von weisen Männern in der Wüste
Vernahm, wie in der Welt es eigentlich
An redlichen, an wackern Männern fehle,
Die recht im Ernst das Gute wollten; wie
Man mit so Wenigem das Böse hindern,
Mit Wenigem das Beste fördern könne:
Warum, so dacht' ich, solltest Du nicht auch
In diese Räder greifen? Deinen Willen,
Den besten, auch in That verwandeln? So
Kam ich hierher und sah und lernte hoffen,
Nahm Antheil an der Welt, was schlimmer ist:
Am Staat; ich nahm ein Amt."

53.

Der fromme Samariter.

Den 25. Mai 1779 schreibt Lessing an Elise Reimarus: „Daß Ihnen und der Gemeinde [seiner Hamburger Freunde] mein Nathan gefallen, freut mich sehr. Sobald ich mit Semlern fertig bin und auch Lessen geantwortet habe [über diese beiden theologischen Gegner Lessing's sehe man die Werke, Th. XVII. S. 161 und 191], arbeite ich meinen Frommen Samariter, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi, aus. Der Levit und der Priester werden eine gar brillante Rolle darin spielen.“ Etwas Genaueres über diesen Plan ist nicht bekannt geworden.

54.

London-Prodigal.

Ueber diesen letzten aller dramatischen Pläne Lessing's berichtet Düntzer (Lessing als Dramatiker, S. 246 f.): „Die fast erloschene Neigung zum Drama suchte die Hamburgische Theaterdirection, an deren Spitze Schröder stand, wieder in Lessing anzufachen, der sich wirklich am 9. August 1780, in einer Zeit, wo er körperlich und geistig sehr litt, zu einem Vertrage bestimmen ließ, ihr von zwei neuen Schauspielen, die er jährlich zu liefern versprach, auf 6 Monate den alleinigen Gebrauch gegen 50 Louisd'or für jedes Stück zu überlassen. Im October machte er in Hamburg einen Besuch, wo man ihn an sein Versprechen erinnerte. Unwohl kehrte er zurück, doch dachte er bald ernstlich an die Erfüllung seines Wortes. Am 9. November bittet er Eschenburg in Braunschweig, er möge ihm doch nochmals den London-Prodigal schicken. „Ich soll und soll für das Hamburger Theater etwas machen, und da denke ich, daß ich mit meiner alten Absicht auf dieses Stück am Ersten fertig werden will. Sie sind wohl so gut und helfen mir mit dem Originale wieder aus.“ An Elise Reimarus berichtet er sechs Tage später: „Weil ich gerne Weihnachten wieder nach Hamburg kommen möchte, so habe ich seit meiner Rückkunft auf nichts als auf das dramatische Stück gedacht, ohne das ich nicht kommen darf. Aber können Sie wohl glauben, wie weit ich schon damit bin? Weihnachten wird kommen, und ich bin noch nicht mit mir einig, ob es eine Komödie oder Tragödie werden soll. So verdutzt, so unentschlossen, so mißtrauisch bin ich in mich selbst, bin ich in allem und

jedem Stücke." Zwar hatte er sich bald darauf für eine Komödie entschieden, aber da der Herzog seine schriftliche Meinung über das ihm mitgetheilte Gutachten eines Consistoriums, die damaligen Religionsbewegungen, besonders der evangelischen Kirche betreffend, verlangt hatte, so war er genöthigt, die Komödie einstweilen zurückzulegen. „Nur bedaure ich," schreibt er an Elise Reimarus, „daß meine Komödie darüber in die Brüche fallen wird. Denn endlich war es entschieden worden: daß der Kerl das Mensch haben solle [d. h. daß es eine Komödie und nicht eine Tragödie werden solle]. Und haben soll er es auch wirklich, wenn sich auch schon die Sache wieder ein Wenig verzögert." Müsse die Direction mit aller Gewalt ein Stück haben, so solle Elise Reimarus an seiner Stelle eintreten, die sich die Bearbeitung eines Stückes vorgesetzt hatte, das Lessing sehr gut gewählt fand. Die beabsichtigte Reise nach Hamburg unterblieb; er erkrankte bald schlimmer als jemals; zwar erholte er sich wieder so weit, daß er Braunschweig besuchen konnte, doch hier überraschte ihn der Tod am 15. Februar 1781 Abends um 9 Uhr."

In der Anzeige einer jämmerlichen Umarbeitung von Lessing's Emilia Galotti, die unter dem Titel: „Bianka. Ein tragisches Gemälde in fünf Aufzügen", zu Leipzig 1800 8° erschien, bemerkt Langer — Lessing's Nachfolger in der Bibliothekarstelle zu Wolfenbüttel — in der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek", Bd. 54, S. 56: „Nur ein paar Monate vor Lessing's Tode war, wie Rec. weiß, der unvergeßliche Mann mit Ausarbeitung eines Drama beschäftigt, das den lange genährten und in sonderbarer Lage endlich ausgeführten Entschluß eines Selbstmörders zur Katastrophe hatte. Lessing's Lebensbeschreiber haben dieser Arbeit nicht gedacht." Koberstein's Vermuthung (Weimarisches Jahrbuch, II. S. 470), daß diese Notiz auf „Werther der Bessere" (Nr. 48) gehe, ist wohl nicht stichhaltig. Sie wird sich auf den Entwurf zur Umarbeitung des London-Prodigal beziehen, von welchem Stücke Düntzer in einer Anmerkung zu seiner oben angeführten Stelle sagt: „Dieses Stück erschien in der ältern Ausgabe vom Jahre 1605 unter Shakespeare's Namen, dem es noch Tieck zuschrieb, obgleich es offenbar das Erzeugniß eines viel flachern, wenn auch bühnengewandten Dichters ist, dem lebendige Darstellung und dramatische Wirkung zu Gebote standen. Goethe's Nebenbuhler Lenz hatte im Aprilheft 1777 von Wieland's „Merkur" in dem Das Hochburger Schloß überschriebenen Aufsatze sich des von Pope als elend verworfenen Stückes angenommen, worin der Haupt-

charakter, wie er weiter ausführt, mit einer Wahrheit angelegt und durchgeführt sei, die überall den Meister verrathe, und manche der originellsten Scenen sich fänden. Shakespeare's Ruhm würde freilich nur verdunkelt werden, wollte man dieses und die andern ihm zugeschriebenen Stücke ihm ganz beilegen; aber es kränke ihn, daß man ein Stück, das auch nur unter seiner Aufsicht gespielt worden, elend nenne und man vor dessen Fehlern warnen wolle." Den Inhalt des Stückes legt Lenz am angeführten Orte S. 26 f. so dar: „Man stelle sich vor, was es für Scenen geben muß, wenn ein junger Durchbringer seine Verwandten in London mit Borgen auf ihren Namen so in die Enge treibt, daß sie sich beim Vater darüber beschweren müssen; wenn der Vater, um ein Augenzeuge der Verschwendungen seines Sohns zu sein, sich selber unter einer Verkleidung nach London auf den Weg macht und beim Sohn, der ihn nicht erkennt, in Dienste begiebt; wenn dieser auf die grausamste Art mit ihm umspringt, ihn zwingt, ihm bei allen Wucherern und Geldjuden Geld aufzutreiben; wenn er hernach vorgiebt, sein Vater sei gestorben und hab' ihn zum einzigen Erben eingesetzt, welches dieser mit der entschlossensten Geduld leidet, um zu sehen, wie weit der Sohn es treiben werde; wenn er unter diesem Vorwand eine reiche Erbin heirathet, wozu ihm der Vater selber behülflich ist, weil er hofft, diese Person, welche alle Tugenden ihres Geschlechts besitzt, werde ihn am Ersten zurückbringen; wie er nichtsdestoweniger in seiner Verschwendung fortfährt, bis seine Frau, die einen harten Vater hat, ihr Brod durch Dienen bei ihrer eigenen Schwester suchen muß; wie er erst Bettler, dann Straßenräuber wird und seiner eigenen Frau, die ihn wohl erkennt, und deren Güte für ihn ohne Grenzen ist, ihren letzten Schilling abbettelt, unter dem Vorwand, er habe eine kranke, bettlägerige Frau zu Hause; wie er auch an seinen Schwiegervater kommt, der ihn aber erkennt und übel mit ihm abfährt; wie man ihn endlich in Arrest führen will, seine Frau ihren Vater auf den Knieen bittet, ihr zu erlauben, ihn dahin zu begleiten; wie er, durch diese äußerste Probe der Treue gerührt, das erste Mal in sich geht und nun sein Vater hervorspringt und sich zu erkennen giebt, u. s. f."

Anhang.

Komische Einfälle und Züge.

Den dramatischen Entwürfen lassen wir noch eine Reihe von „Komischen Einfällen und Zügen" folgen, die zuerst K. Lessing im „Theatralischen Nachlaß" seines Bruders mit der Bemerkung veröffentlicht hat: man sehe ihnen freilich die Jugend an (Bd. II. Vorrede, S. XLVI). Uns will bedünken, daß es nicht Lessing's eigene Einfälle, sondern Früchte seiner dramatischen Lectüre sind; so könnte z. B., wie wir auch unter Nr. 6 (oben S. 402) bemerkt haben, die folgende Nr. XII recht gut für den Entwurf des „Leichtgläubigen" (oder vielleicht des „Freigeistes") bestimmt gewesen sein, der wiederum auf ein englisches Stück zurückgeht. Da uns aber die Mittel fehlen, um den Nachweis der Entlehnung zu liefern, so müssen wir die Frage zunächst offen lassen.

Komische Einfälle und Züge. 1)

I.

Sie hat ja nur ein Auge — —
O, desto eher wird sie sterben, da sie nur eins zuzuthun hat!

II.

Kurz, ich hab' es beschlossen, kann ich Angeliquen nicht erhalten, so soll mich bald dieser Degen von meinem traurigen Schicksale befreien.

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", II. S. 255—268. — A. d. H.

Die Thorheit werden Sie doch nicht begehen. Das Ding ist von übeln Folgen.

Wie so?

Ja, ja, ich versichere Sie, es ist von sehr übeln Folgen.

Wie denn so?

Ich habe von einem sehr geschickten Medico gehört, daß der Gesundheit nichts nachtheiliger wäre, als sich einen Degen durch den Leib stoßen — — —

Ah, das muß ein geschickter Medicus gewesen sein — —

Das versichere ich Sie, ein rechter geschickter. Er sagte auch noch dazu, es wäre der nächste Weg in jene Welt.

III. [1])

Der Untreue, der Gottlose, der Nichtswürdige — — sprach sie.

Laß nur itzt diese Beinamen weg — —

Ah, ich bin ein gewissenhafter Historicus — — — Seine Flucht bringt mich ums Leben. Sie stand in vollem Eifer auf, ergriff ihr Porzellan, warf es zur Erde, zerriß ihre Bilder, schmiß ihre ganze Möbeln zum Fenster hinaus, und sich selbst warf sie — —

Sich selbst — — Wohin? wohin?

In Großvaterstuhl.

IV.

Der Herr und Peter.

Peter! Peter!

Nu, wer ruft — —

Ich.

Ei Ihr — — — —

Komm raus!

Nein, nein — — ich kann nicht. Mein Herr möchte mich rufen. Ich muß drinnen bleiben, daß ich da bin —

Komm raus!

Kommt rein, wenn Ihr was mit mir zu reden habt ꝛc.

V.

Hast Du wohl Lust zu reisen?

O ja — — wenn die Schenken nicht weit von einander liegen.

1) Vgl. den 17., besonders aber den Anfang des 18. Auftrittes vom „Schatz“ (Werke, Th. V. S. 117 f.). — A. d. H.

VI.

Den Medicum um Verzeihung zu bitten, daß man so lange nicht krank gewesen.

VII.[1])

Octave. Peter.

Peter. Nu, Herr, habe ich Euch nicht einen rechten kurzen Weg geführt? Hier seid Ihr nu, wo Ihr habt sein wollen. Da ist Herr Anselmo's Haus. Adieu!

Octave. Nu, das ist gut. Ich bedanke mich. Adieu!

Peter. Ich will immer gehen; Adieu, Herr, Adieu!

Octave. Adieu, guter Freund, Adieu!

Peter. Haben Sie mir sonst nichts zu sagen? Ich will nun gehen.

Octave. Nein. Geht nur, geht! Adieu!

Peter. Ah, bei Gelegenheit, Herr Octave, nehmen Sie mir's doch nicht übel: Meine Frau sagte, wenn Sie mir etwa was geben wollten, ich sollte ja nichts nehmen — — —

Octave. Haha! Ich versteh' das Deutsch. Da hast Du einen halben Gulden zu vertrinken.

Peter. Ah, großen Dank, mein Herr, großen Dank!

Octave. Ich dachte, Deine Frau hätte Dir befohlen, nichts zu nehmen — —

Peter. Ja, mit der linken Hand — — Adieu! Adieu!

VIII.

Die Weiber müssen über die Kinder zu befehlen haben und nicht die Männer; denn sonst würden die Männer oft über was disponiren, was ihnen doch nicht zugehörte. Das Gesetz ist ganz deutlich: Mater certa, pater vero incertus.

IX.

Ich kenne ihn nicht. Aber ich habe einen guten Freund, der einen andern guten Freund hat, und der ein guter Freund von einem guten Freunde des Pierrot ist.

X.

Verdrießen Dich diese Verweise nicht?

Ah — was verdrießen? Die Pillen muß man verschlucken und nicht kauen.

---

1) Vgl. den Anfang des 9. Auftrittes vom „Schatz" (a. a. O. S. 102). — A. d. H.

XI.

Wer ein alt Haus repariren und eine junge Frau befriedigen will, der muß immer wieder von vorne anfangen.

XII.

Lisette. Johann.

Johann. Ja so, daß ich's nicht vergesse! Da hier, Lisette, von meinem Herrn — — —

Lisette. Was? Hält mich Dein Herr für so ein interessirt Mägdchen?

Johann. Greif nur zu und nimm's! Wer wird sich so schämen?

Lisette. Nein! Nein, ich diene Deinem Herrn aus bloßer Großmuth. Wie viel ist in dem Beutel?

Johann. Zwölf Ducaten. Greif zu, ich kriege sonst Gescholtenes — —

Lisette. Sind sie neu?

Johann. O, wenn Du nicht willst, so stecke ich sie wieder ein.

Lisette. Nu, gieb sie nur her, gieb sie! Dein Herr möchte Dich ausschelten. Und ich mag nicht gern daran Schuld sein.

XIII.[1])

Es sind doch rechte uncivilisirte Leute in der Stadt. Wenn man etwa einmal einen galanten Fluch von sich hören läßt, so erschrecken die Narren, als wenn ein Stücke losginge. Wenn man sich etwa mit einem Mägdchen ohne Beihülfe des Priesters einläßt und ihr ein kleines Merkmal der Zärtlichkeit hinterläßt, so ist gleich allerorten so ein Aufruhr, daß ein ehrlicher Mann davonlaufen muß. Das Trinken ist noch das Einzige, was kein Aufsehen macht, aber das Getränke ist auch so schlecht, daß man es durchaus verbieten sollte, aus Furcht, ein rechtschaffner Kerl möchte einen Ekel für alles Trinken bekommen.

XIV.

Die Trauungen sind in der That nichts Anders als Erfindungen der Priester, dann und wann einen kleinen Profit zu haben. Aber die Narren, wenn sie mir nur folgen wollten, so schafften sie die Trauungen ab: ich weiß gewiß, was sie hiebei einbüßten, käm' ihnen an den Kindtaufen zehnmal wieder ein.

---

1) Vgl. oben S. 568 „Der Dorfjunker". — A. d. H.

XV.

Lucinde (verliebt in Erasten). Marton.

L. Ist er ausgegangen?
M. Wer denn?
L. Ob er ausgegangen ist?
M. Euer Bruder?
L. Nein.
M. Euer Bedienter?
L. Wer redt von meinem Bedienten? ist Erast ausgegangen?
M. Ich glaube nicht. Aber wie habe ich's sollen rathen, daß Sie von Dem reden?

XVI.

Marton. Pasquin.

M. Wen suchst Du denn, Pasquin?
P. Ich suchte eine Närrin. Ich habe Dich gefunden, und nun suche ich Niemanden mehr.

XVII.

Wenn der Teufel und ein Eremite lange beisammen leben, so wird entweder der Teufel ein Eremite oder der Eremite ein Teufel werden.

XVIII.

Monsade. Pasquin.

P. Die Zeit, wo Sie gar nichts machen, ist bei Sie noch am Besten angewandt.
M. Und Du bist am Witzigsten, wenn Du gar schweigst.

Dramaturgische Entwürfe und Fragmente

aus Lessing's Nachlaß.

1.

Abhandlung von den Pantomimen der Alten.

Ueber die Veranlassung zu dieser Abhandlung sehe man Pilger's Anmerkung zu dem zwölften der „Briefe" aus den „Schriften" (Werke, Th. VIII. S. 197 f.). Da man keinen Grund hat, das Datum dieser „Briefe" für fingirt zu halten, so würde auch unsere Abhandlung in das Jahr 1747 während Lessing's Aufenthalt in Leipzig, spätestens (mit Löbell, G. E. Lessing, herausg. von Koberstein, S. 283) in das Jahr 1748 zu setzen sein. Man liebte es, die Nicolini'schen Kinderballette mit dem Namen „Pantomimen" zu bezeichnen (vgl. Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 169) und mit wohlfeiler Gelehrsamkeit dabei auf die denselben Namen führenden Spiele der Alten hinzuweisen. So führt Danzel (Lessing, I. S. 175 f.) aus einer Schrift: „Literarischer Briefwechsel oder aufgefangene curieuse Briefe", welche diese Nicolini'schen Vorstellungen bespricht, die Stelle an: „Uebrigens ist Ihnen ja bekannt, daß die komische Mimi oder Pantomimi, welche Worte sonst aus dem Griechischen herkommen, solche Leute waren, die zuerst in den Komödien, nachgehends aber auch besonders für sich ihre Geschicklichkeiten darinnen sehen ließen, daß sie mit ihren Mienen, Geberden und Leibesstellungen allerhand Geschichte so nachdrücklich vorstellten, daß Jedermann, fürnehmlich Der, so etwa die Geschichte wußte, mit größtem Vergnügen einen Zuschauer abgeben konnte. Sie sagten auch zuweilen Verse und Sprüche her, so deswegen auch selbsten Mimi heißen; dergleichen man noch von Syrus aufbehalten hat. Octavius Ferrarius, ein Italiener und guter Freund vom bekannten Hamburgischen Johann Fabricius, der dessen kleine Schriften zusammendrucken lassen, hat eine besondere akademische Abhandlung hiervon geschrieben." In dem oben erwähnten zwölften Briefe steht Lessing noch auf Seite des Calliachius, dem er in der Abhandlung widerspricht, indem er seinerseits die von Salmasius in den Noten zum Vopiscus aufgestellte Behauptung zu beweisen sucht, daß die Pantomimen als solche von Pylades zur Zeit des

August erfunden seien, d. h. daß Dieser den theatralischen Tanz zuerst abgesondert auf die Bühne gebracht habe, während er bis dahin nur zur Begleitung der Rede gedient hatte. Die Schrift, aus der lebendigen Gegenwart heraus, aber in einem gelehrten Stile geschrieben, war jedenfalls auch für einen gelehrten Gebrauch, etwa zu einer Dissertation bestimmt, blieb aber eine unvollendete Skizze. In einem Briefe vom 2. November 1750 bezeichnet Lessing seinen Aufenthalt in Berlin nur als einen vorläufigen, bei dem es nur darauf ankomme, die Zeit, wie auch der Ausgang sein möge, nicht zu verlieren, vor Allem aber das fertig zu machen, womit er sich in Göttingen zu zeigen gedenke. „Und dies", sagt Danzel (Lessing, I. S. 177), „kann nach Allem, was wir über Lessing's damaligen Studienkreis wissen, nicht wohl etwas Andres gewesen sein als die Abhandlung über die Pantomimen, deren Nichtvollendung auf diese Weise auch zugleich erklärt wäre. Doch möchte bei dieser das Erscheinen eines Buches, das ebenfalls durch das Auftreten der Nicolini'schen Gesellschaft hervorgerufen war (Abhandlung von Pantomimen, historisch und kritisch ausgeführt, Hamburg bei Karl Samuel Geißler 1749), ebenfalls mitgewirkt haben. Der Verfasser arbeitet nach dem Ferrarius, Calliachius — den er Calliachus nennt und nur aus dem Auszug im ersten Bande von Gottsched's „Neuem Büchersaal" zu kennen gesteht — und eigenen Studien nicht ohne Geschick; er sagt S. 2: „Es kommt hier Alles auf die zwei Fragen an, ob es vor des Augustus Zeiten in und außer Rom pantomimische Tänze gegeben, und wodurch sich die Pantomimen unter dem August von ihren Vorgängern unterschieden haben", und sein Resultat ist: „die Pantomimen seien die alten Histrionen in einer neuen Gestalt — Macrobius gebe dem Pylades diesen Namen auch ausdrücklich — die Histrionen seien hienach Mimen gewesen, diese hätten sich endlich von der Komödie und Tragödie abgesondert, worauf es denn einige so weit gebracht, daß sie allein eine ganze Haupthandlung vorstellen können, und zwar sei dies schon vor August geschehen; Pylades habe die Verbesserung hinzugefügt, sich von voller Musik und einem ganzen Chor von Sängern begleiten zu lassen" — s. Lessing's Entwurf §. 6. Die Schrift des Hamburgers hat also mit Lessing's Entwurf nichts gemein" u. s. w. Vgl. noch Lessing's Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 660 ff., und Bayle's Wörterbuch s. v. „Bathyllus" und „Pylades", welche Artikel Lessing betreffs der Quellen zunächst zu Rathe gezogen zu haben scheint.

Abhandlung von den Pantomimen der Alten.[1])

§. 1.

Es werden wenige von meinen Landesleuten sein, welche nicht itzo das Wort Pantomimen unzähligemal gehört und selbst sollten im Munde geführt haben, ohne vielleicht zu wissen, was es eigentlich bedeute. Und wer weiß, ob Herr Nicolini selbst den wahren Begriff davon mag gewußt haben, sonst würde er uns wohl schwerlich seine stummen Possenspiele unter diesem Namen aufgedrungen haben. Doch was wird er sich darum viel bekümmern? Hat er doch überall seinen Endzweck erlangt. Und er ist es werth, daß er ihn erlangt hat, da er auf eine so anlockende Art sich die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack der itzigen Zeiten zinsbar zu machen gewußt hat. Doch mit seiner und aller Derer Erlaubniß, welche ihn bewundert haben, behaupte ich, daß seine kleinen Affen nichts weniger als Pantomimen sind. Er darf deswegen eben nicht auf mich böse werden; denn ich stehe ihm dafür, daß er dieser Anmerkung halber gewiß keinen einzigen Zuschauer weniger bekommen wird. Denn ich zweifle sehr, ob Einer von Denen, die ihn so oft besucht haben und noch besuchen werden, meine Abhandlung lesen wird. Nach dem Geschmacke dieser Herren und Damen wird sie wohl nicht sein, die es vielleicht lieber sehn würden, wenn ich einen Commentar über die Geburt des Arlequin's oder über den „Hinkenden Teufel"[2]) schrieb und ihnen darinnen die schönen Verwandelungen, die niedlichen Posituren und den kunstreichen Zusammenhang des ganzen Stückes auf die lebhafteste Art vorstellte, als daß ich sie mit alten Erzählungen vergnügen will. Und gesetzt auch, ich würde von Allen gelesen, und gesetzt auch, er würde mit seiner Benennung von Allen ausgelacht, so kann er sich doch gewisse Rechnung machen, so lange seine Kunst was Neues ist, daß es ihm niemals an einem vollen Schauplatze fehlen wird. Es sind keine Pantomimen, wird man allenfalls sagen, es sind aber doch Leute, die Einem die Zeit auf eine ganz artige Art vertreiben. O, wenn das ist, Verdienst genug für die heutige Welt! Ist wohl was verdrießlicher als Langeweile?

---

1) Zuerst gedruckt im „Theatral. Nachlaß", II. S. 223–244. — A. d. H.
2) Roman von Lesage. — A. d. H.

§. 2.

Dem Namen nach heißen Pantomimen Leute, welche Alles nachahmen. Und eine richtige Beschreibung zu machen, welche sich sowohl auf die griechischen als römischen Pantomimen schickt, so waren es Leute, welche tanzend alle Personen eines dramatischen Stücks vorstellen und jeder Person Charakter, Affecten und Gedanken durch die Bewegung ihrer Gliedmaßen ausdrücken konnten.*)

§. 3.

Den ersten Ursprung der Pantomimen müssen wir bei dem Ursprunge des Tanzens suchen. Denn die Tänze der Alten drückten alle etwas aus. Calliachius leitet sie[1]) von den Mimis her.

Salmas. in Not. ad Vopiscum.[2])

Quid vero illis opponemus, qui ejus inventorem Pyladem perhibent? Interpretandi nobis sunt, non refutandi; nam et verum illi dixerunt, si recte capiantur. Saltatio quaevis Augusti temporibus in scena versabatur et quae post illa tempora passim viguit, quaeque nihil amplius commune aut conjunctum habebat cum Comoedia atque Tragoedia, sed seorsum in Orchestram veniebat, inventum procul dubio Pyladis fuit et Bathylli, res vero ipsa et ars illa, saltandi modus, quo omnia, quae dicerentur, manibus expediebantur, quoque ipse etiam Pylades in sua saltatione usus est, longe ante Pyladem nota Scenae et in usu posita fuere, sed in Tragoedia tantum et Comoedia et Satyris locum habebat; nusquam enim sola per se ante id tempus ὀρχησις in Orchestra comparuerat. Primus Pylades saltationis artem a Tragoedia et Comoedia separatam in Scenam Latinam introduxit.

Dieses widerlegt Calliachius mit der Stelle Lib. V. c. 7.[3])

*) Cassiodorus Variarum IV. epistola ultima: „Pantomimi nomen a multifaria imitatione nomen est. Idem corpus Herculem designat et Venerem, feminam praesentat et marem, regem facit et militem, senem reddit et juvenem, ut in uno videas esse multos, tam varia imitatione discretos.“

1) D. h. die Pantomimen. — A. d. H.

2) In der Biographie des Carinus, S. 831 der Leydener Ausg. von 1671. — A. d. H.

3) D. h. Livius, Dec. I. Lib. 7, wo es heißt: Ludi quoque Scenici, nova res bellicoso populo inter alia caelestis irae placamina instituti sunt. Caeterum parva quoque ut ferme principia omnia et ea ipsa peregrina res fuit. Sine carmine ullo, sine imitandorum carminum actu Ludiones ex Etruria acciti ad tibicinis modos saltantes haud indecoros motus more Etrusco dabant. Calliachius hält sie also für eine unabhängige Kunstgattung und will sie von den Mimen herleiten. Die bei Lessing hierauf folgenden Worte Ex quibus gehören dem Calliachius an. — Anm. Danzel's.

Ex quibus omnibus colligendum est, saltationem pantomimicam non fuisse Pyladis inventum, nec ab ipso primum extra Comoediam et Tragoediam in scenam Latinam invectam, sed magis excultam atque exornatam, atque cum tibiis pluribus, fistulis atque Choro exhibitam. Ratione cujus novitatis et majoris etiam fortassis in saltando dexteritatis et concinnitatis adeo commendatus est, ut inventor illius saltationis per hyperbolen audiverit. Euseb. in Chron. Pyl. Cilix Pant. *πρωτος τας συριγγας και τον χορον ἑαυτῳ ἐπᾳδειν ἐποιησε.*

Macrob. Sat., Lib. III. c. 14.
Diomedes, Lib. II. cap. De variis poematum generibus.
Arist. Art. poet., 5. *Αὐτῳ δε τῳ ῥυθμῳ* etc.
Donat. in Proleg. ad Terent.
Plutarch., Lib. IX. Sympos.
Servius ad illud Eclog. 5. v. 73. Saltantes Satyros.
Suet. in August., c. 43 et 45; Lip. in Comment. ad Tacit. Ann., I. cap. 54.

§. 3.

Wie man aber angefangen hatte, das Tanzen auch mit auf den Schauplatz zu bringen, so bemühte man sich, immer mehr und mehr damit auszudrücken, und zwar das, was in dem vorgestellten Stücke war gesagt oder gethan worden. Einer der ältesten von diesen Tänzern war der Tänzer des Aeschylus, von welchem uns Athenäus*) Nachricht giebt. Er hieß Telesis oder Telestes. Er erfand unterschiedne Arten, die Reden durch die Hände sehr deutlich auszudrücken. Und wie Aristokles erzählt, so soll er sonderlich, da er die „Sieben Helden vor Theben" getanzt, alle ihre Thaten sehr wohl vorgestellt haben.

§. 4.

Bei den Griechen waren die pantomimischen Tänze allezeit entweder mit der Tragödie oder Komödie verbunden, zwischen deren Handlungen sie aufgeführet wurden. Der Erste aber, der

*) Athenaeus, Lib. I.
Τελεσις ἡ Τελεστης, ὁ ὀρχηστοδιδασκαλος, πολλα ἐξευρηκε σχηματα, ἀκρως ταις χερσι τα λεγομενα δεικνυουσαις. Ἀριστοκλης γουν φησιν, ὁτι Τελεστης, ὁ Αἰσχυλου ὀρχηστης, οὑτως ἠν τεχνιτης, ὡστε ἐν τῳ ὀρχεισθαι τους Ἑπτα ἐπι Θηβας φανερα ποιησαι τα πραγματα δι᾽ ὀρχησεως.

sie bei den Römern bekannt machte, war der Kaiser Augustus der sie, um den müßigen Pöbel durch sinnliche Vergnügungen im Zaume zu halten, von der Komödie und Tragödie abgesondert auf den Schauplatz brachte. Dieses bezeugen Suidas, *) Zosimus.

§. 5.

Die ersten und berühmtesten Pantomimen zu des Augustus Zeiten waren Pylades und Bathyllus, wie Suidas in dem eben angeführten Orte bezeugt.

§. 6.

Pylades war ein Cilicier aus dem Flecken der Misthàrner. Seine Tanzart, wovon er der Erfinder war, wurde die italienische genannt. Worüber er auch einen ganzen Commentar geschrieben hat, welcher aber verloren gegangen. Dieses bezeugt Athenäus und Suidas, welcher Jenem gefolgt ist, den Ort aber, welchen er ausgeschrieben, ganz falsch verstanden hat. Athenäus**) sagt, er habe einen Tractat verfertiget von der italienischen Tanzart, welche italienische Tanzart aus der komischen, tragischen und satyrischen Tanzart bestünde. Dieses hat Suidas so genommen,

*) Suidas sub voce Ὀρχησις παντομιμος. Ταυτην ὁ Αὐγουστος Καισαρ ἐφευρε, Πυλαδου και Βαθυλλου πρωτων αὐτην μετελθοντων.

Idem sub voce Ἀθηνοδωρος.

Ἀθηνοδωρος, Στωικος φιλοσοφος, ἐπι Ὀκταουιανου βασιλεως Ῥωμαιων - - - μαλιστα ταις Ἀθηνοδωρου τουτου συμβουλιαις ἐπεισθη - - - Κατα δε τους καιρους ἐκεινους, και ἡ παντομιμος ὀρχησις εἰςηχθη, οὐ πω προτερον οὖσα, και προςετι γε ἑτερα πολλων κακων αἰτια γεγονοτα.

**) Die Stelle aus dem Athenäus steht im ersten Buche, p. 20, und heißt so:

Τουτον τον Βαθυλλον φησιν Ἀριστονικος και Πυλαδην, οὗ ἐστι και συγγραμμα περι ὀρχησεως, την Ἰταλικην συστησασθαι ἐκ της κωμικης, ἣ ἐκαλειτο Κορδαξ, και της τραγικης, ἣ ἐκαλειτο Ἐμμελεια, και της σατυρικης, ἣ ἐλεγετο Σικιννις.

Die Stelle aus dem Suidas, unter dem Titel Pylades, ist diese:

Πυλαδης, Κιλιξ, ἀπο κωμης Μισθαρνων ἐγραψε περι ὀρχησεως της Ἰταλικης, ἥτις ὑπ᾽ αὐτου εὑρεθη, περι της κωμικης καλουμενης ὀρχησεως, ἥτις ἐκαλειτο Κορδαξ, και της τραγικης, ἣ ἐκαλειτο Σικιννις, και της σατυρικης, ἥτις Εμμελεια.

Vossius, Lib. II. (p. 180) Institut. poeticarum, will Suidam entschuldigen, indem er sagt, man müsse lesen nicht περι, sondern ἀπο της κωμικης.

Salmasius in Notis ad Vopiscum, p. 497.

als hätte Pylades vier Bücher geschrieben, eins von der italienischen, das andre von der komischen, das dritte von der tragischen, das vierte von der satyrischen Tanzart.

Chironomiam magnopere expolivit. Nam primus pro una tibia adhibuit plures; item fistulas, quod antea non factum, et choraulem cum choro, cum ante Pythaules occineret sine Choro. Hieronymi est in Chronico Eusebiano. Pylades Cilix pantomimus primus Romae chorum sibi et fistulas praecinere fecit.

§. 7.

Der andre berühmte Pantomime zu des Augustus Zeiten war Bathyllus. Er hatte es sonderlich in den komischen Tänzen sehr weit gebracht, da ihn gegentheils Pylades in tragischen übertraf.*) Deswegen nennt ihn Juvenalis mollem Bathyllum.**) Er war aus Alexandrien und ein Freigelassner des Mäcenas,***) welches der alte Interpres des Persius in der 5. Satire bezeuget.†)

§. 8.

Die Erfindung der italienischen Tanzart wird von Suidas dem Pylades, von Athenäo aber und Aristonico dem Pylades und Bathyllus zugleich zugeschrieben, wie aus den oben angeführten Stellen des Suidas und Athenäus zu ersehen. Sie bestand aus tragischen, komischen und satyrischen Tänzen. Die komischen hießen Kordax, die tragischen Emmelia, die satyrischen Sikinnis.††)

*) Dieses bezeugt Marcus Annäus Seneca in den Excerptis aus dem dritten Buche Controversiarum, und zwar in der Vorrede: Et ut ad morbum te meum vocem, Pylades in Comoedia, Bathyllus in Tragoedia multum a se aberant.

**) In der 6. Satire: molli saltante Bathyllo.

***) Deswegen nennt ihn Seneca in der Vorrde des 5. Buchs Controversiarum: Bathyllum Maecenatis. Was aber das scriptum Labieni pro Bathyllo Maecenatis sei, dessen er daselbst gedenkt, ist unbekannt.

†) Der Vers bei dem Persius heißt:

Sed nullo thure litabis,
Haereat in stultis brevis ut semiuncia recti.
Haec miscere nefas, nec quum sis caetera fossor
Treis tantum ad numeros Satyri moveare Bathylli.

Tacit. Annal., I. cap. 54: Dum Maecenati obtemperat effuso in amorem Bathylli, deinde quod civile rebatur misceri voluptatibus vulgi. Cassiodorus, Lib. I. ep. 20; Livius, Lib. VII; [1]) Suetonius in Caligula, c. 54; Seneca, Ep. 121.

††) Julius Pollux, Lib. IV. cap. 14. §. 99:

Ειδη δε ορχηματων εμμελεια τραγικη, κορδακες κωμικοι, σικιννις σατυρικη.

---

1) Dies ist die oben S. 844 Anm. 2 angeführte Stelle. — A. d. H.

§. 9.

Κορδαξ.*)

§. 10.

Ἐμμελεια.**)

§. 11.

§. 12.

Einer von den berühmtesten Schülern des Pylades zu Zeiten Augusti war Hylas. Er hatte ihn in seiner Kunst so unterwiesen, daß ihn das Volk seinem Meister fast gleich hielt. Dieser Hylas tanzte einsmals einen Gesang, der sich schloß: τον μεγαν Ἀγαμεμνονα. Dieses recht auszudrücken, dehnte sich Hylas aus und trat auf die Zehen. Seinem Meister aber wollte das nicht gefallen und schrie ihm zu: συ μακρον, οὐ μεγαν ποιεις. Hierauf verlangte das Volk von ihm, er sollte eben diesen Gesang tanzen. Er that es, und als er auf obige Stelle kam, blieb er stehen und stellte eine Person in tiefen Gedanken vor, weil er glaubte, es sei einem großen Feldherrn nichts anständiger, als vor allen Dingen zu denken. Eben dieser Hylas tanzte einsmals den Oedipus; er tanzte ihn aber mit offnen Augen, weswegen ihn gleichfalls sein Meister tadelte und ihm zuschrie: συ βλεπεις.***)

*) Julius Pollux, Lib. IV. Onomast. cap. 14.
Demosthenes in secunda Olynthiaca.
Theophrastus in Charact., c. 7.

**) Suidas:
Ἐμμελεια, χορικη ὀρχησις. διχως, ἐμμελεια και ἐμμελια, ἡ εὐρυθμια. Οἰσθα γαρ, ὁπως διακειμεθα περι την ἐμμελιαν την σην. και ἡ μετα μελους τραγικη ὀρχησις. Und gleich vorher: - - - εἰδος ὀρχησεως, ἐστι δε ἡ των τραγῳδων.

Pollux, Lib. IV. cap. 14. §. 105:
Και μην τραγικης ὀρχησεως τα σχηματα σιμη χειρ, ὁ καλαθισκος, χειρ καταπρανης, ξυλον παραληψις, διπλη, θερμαυστρις,†) κυβιστησις††) παραβηναι τετταρα.

†) Forte a Θερμαν, quod θρᾳκιον ἐστι πολισμα. Suidas.

††) Forte a κυβισταν, quod Kusterus mutavit in κυβηβᾳν.[1])
Est autem κυβισταν το ἐπι κεφαλης ῥιπτειν. Vide Suidam.

***) Dieses erzählt uns Macrobius in dem II. Buche Saturnaliorum im 7. Capitel: Sed quia semel ingressus sum scenam loquendo, non Pylades histrio nobis omittendus est, qui clarus in opere suo fuit temporibus Augusti et

1) P. 388: „Lege κυβηβᾳν, totumque hunc articulum cum praecedente connecte. Photius in Lexico inedito: Κυβηβᾳν, μαινεσθαι, ἐνθουσιᾳν." — A. d. H.

§. 13.

Die Schüler des Pylades und Bathyllus dauerten auch lange Zeit nach den Zeiten Augusti. Die einen wurden Pyladae, die andern Bathylli genannt. *)

§.

Von dem Theater zog man endlich auch gar die Pantomimen an die Gastereien.

Juvenalis Sat. 5. v. 120.

§.

Fugientes reliquiae Pant. durare videntur in eo ludionis sive saltatorum genere, qui in Gallia Cisalpina *Mattaccini*

Hylam discipulum usque ad aequalitatis contentionem eruditione provexit. Populus deinde inter utriusque suffragia divisus est. Et cum canticum quoddam saltaret, cujus clausula erat: *τον μεγαν Ἀγαμεμνονα*, sublimem ingentemque Hylas velut metiebatur. Non tulit Pylades et exclamavit e cavea: *συ μακρον οὐ μεγαν ποιεις*. Tunc eum populus coegit idem saltare canticum. Cumque ad locum venisset, quem reprehenderat, expressit cogitantem, nihil magis ratus magno duci convenire, quam pro omnibus cogitare. Saltabat Hylas Oedipodem, et Pylades hac voce securitatem saltantis castigavit: *συ βλεπεις*.

*) Seneca, Lib. VII. Q. N., cap. 32.

Inscriptionum Gruterianae Collect. p. 1024, num. 5 et p. 331, num. 1. Adde Scaligerum in Animadvers. ad Manilium et Salmasii Notae in Vopiscum. Brodaei Notae in *Ἀνθολογιαν*, tit. II. epig. 2.

Tranquillus in vita Neronis, cap. 54; Plinius, Lib. VII. Nat. Hist., cap. 53. Temporibus Neronis ac Vespasiani.

Suetonius in Nerone.

Tertullianus Apol., 217.

Apulejus, Lib. X; Miles., p. 223.

Appianus Alexandrinus in Parthicis, de capite Crassi: Astyanactem videmus, ubi Hector est?

Anth., Lib. III. c. 7, de Chrysomalo Pantomimo.

Artem dorus. Lib. II. cap. 38.

Athenaeus, Lib. I, de saltatore, nomine Memphis, eodemque philosopho Pythagoreo.

Columella De re rustica, Lib. I.

Tacitus Annal., I. 77.

Plinius, l. 29: Nullius histrionis equorumve trigarii comitatior egressus in publico erat.

Seneca, Epist. 4. 7.

Galenus De praecognit. ad Posth., c. 6.

Ammianus Marcellinus, Lib. XIV. c. 6.

Seneca, cap. 12. De Consolat.

Manilius, Lib. V. Astron.

Apulejus Metamorph., Lib. X prope finem.

Dio Lib. LIV. p. 533: *Ὁθενπερ, πανυ σοφως ὁ Πυλαδης ἐπιτιμωμενος ὑπ᾽ αὐτου, ἐπει Βαθυλλῳ ὁμοτεχνῳ τε ὀντι και τῳ*

appellantur. Eorum vestitus, quo agiliores sint, corpori adpressus et membra exprimens. Persona sive larva antiquo more sine barba neque admodum venusta, prominente mento et qualis vetularum facies est. Hi per urbem saltantes discurrunt, obvios loris et scutis, quod veteres Luperci faciebant, incessentes. Manum fronti obtendunt quod Fauni ac Sileni agebant ad Solem defendendum, quod essent calvi. Incredibili agilitate currus ac rhedas saltu transcendunt, per parietes repunt, in fenestras enituntur, citatique et intento crure corpus in sublime vibrant. Sed et diversos actus saltatione ac gestu imitantur, tonsorem, fabrum, sutorem et id genus scite referentes. Mox et simulacra pugnae taciti edunt, rudibus concurrunt et digladiantur.

Athen., Lib. I. *ὁπλοποιιαν*, Pyrrhica a Pyrrho. Xenoph. in Cyri Expedit., in Convivio, apud Thraces, in Graecia.

Μαικεινᾳ προςηκοντι διεστασιαζεν, εἰπειν λεγεται, ὁτι συμφεοει σοι, Καισαρ, περι ἡμας τον δημον ἀποδιατριβεσθαι.

Jacobus Pontanus in Macrobium notis.

Nonnus, Lib. II. Dionys. et lib. XIX.

Lib.II. c. 38. Anthol.:

Παντα καθ᾽ ἱστοριην ὀρχουμενος, ἑν το μεγιστον
Των ἐργων παριδων, ἠνιασας μεγαλως.
Την μεν γαρ Νιοβην ὀρχουμενος, ὡς λιθος ἐστης
Και παλιν ὠν Καπανευς, ἐξαπινης ἐπεσες·
᾽Αλλ᾽ ἐπι της Κανακης ἀφυως, ὁτι και ξιφος ἠν σοι
Και ζων ἐξηλθες· τουτο παρ᾽ ἱστοριην.

Omnia juxta historiam saltans, unum maximum
Negligens molestia nos affecisti;
Nioben enim saltans stetisti ut lapis,
Et rursus Capaneus statim concidisti.
Sed in Canace inepte, quod ensis esset tibi
Et vivus existi: hoc contra historiam.

Lib. III. c. 7, de Chrysomalo Pantomimo:

Σιγᾳς χρυσεομαλλε το χαλκεον· οὐκ ἐτι δ᾽ ἡμιν
Εἰκονας ἀρχεγονων ἐκτελεεις μεροπων
Νευμασιν ἀφθογγοισι. Τεη δ᾽ ὀλβιστε σιωπη
Νυν στυγερη τελεθει, τῃ πριν ἐθελγομεθα.

Tacit. Annal., Lib. I. c. 77.

Livius, Lib. VII.

Juvenalis Sat. 5. vers. 120.

Herodotus, Lib. VI. de Clisthene Sicyoniorum rege, de ejus filia et Hippoclida Atheniensi.

Juvenal gedenkt auch eines Pantomimen, des Paridis, des Freigelassenen der Domitiae, Neronis amitae, Sat. VII. v. 87.

2.

Der Schauspieler.

Die Abhandlung ist nach Löbell (G. E. Lessing, herausg. von Koberstein, S. 283) in dasselbe Jahr mit der vorigen, also 1748, wenigstens nicht früher zu setzen. Danzel bemerkt (Lessing, I. S. 186 f.): „Zu den Aufsätzen, welche bei längerer Dauer der „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" [man sehe unsere Ausgabe Th. XI. 1. Abth.] in denselben Platz gefunden hätten, dürfte auch die Schrift „Der Schauspieler ꝛc." gehören; denn die theils angekündigten, theils mitgetheilten Uebersetzungen derartiger Werke zeigen,[1]) daß Lessing sich gerade jetzt, in frischer Erinnerung der Neuber'schen Bühne, mit diesem Gegenstande viel beschäftigt hat, auch ist der Anfang des zweiten der im Nachlaß mitgetheilten Entwürfe nichts Anderes als eine mit größerer Begriffsschärfe durchgeführte Redaction des ersten Abschnittes bei Riccoboni, der „Die Bewegung" überschrieben ist; doch können diese Entwürfe auch aus einer etwas späteren Periode herrühren; denn Nicolai spricht in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften, die 1754 geschrieben sind, von einem Werke von der körperlichen Beredsamkeit, das Herr Lessing versprochen." Nämlich im ersten Stücke der „Theatralischen Bibliothek" 1754, am Ende eines Auszugs aus dem „Schauspieler" von

1) Vgl. Lessing's Worte aus der Vorrede der „Beiträge" (Th. XI. 1. Abth. S. 7 f.): „Es sind uns einige neue Schriftsteller hierinne schon vorgegangen, und wir werden uns ihrer Arbeit auf eine erlaubte Art zu bedienen wissen. Diese Regeln erstrecken sich nicht allein auf die Schauspieler, sie können Allen nutzen welche die Beredsamkeit des Körpers brauchen." — A. d. H.

Remond von Sainte Albine sagt Lessing: „Ich hoffe ehestens Gelegenheit zu haben, mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nämlich dem Publico ein kleines Werk Ueber die körperliche Beredsamkeit vorlegen werde, von welchem ich itzt weiter nichts sagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derselben ebenso sicher als leicht zu machen" (Th. XI. 1. Abth. S. 331). Wie Lessing zum Behufe dieser Abhandlung auch noch später die Alten studirte, beweisen seine „Collectaneen" unter dem Worte „Pantomime":

„Hier will ich die verabredeten Geberden und Zeichen sammeln, durch welche bei den Alten die Kunst der Pantomime sehr erleichtert wurde.

„1. Unter Plautus siehe ein Exempel, durch die Finger große Zahlen anzugeben.[1])

„2. Digiti crepitu poscebatur matula. Mart.[2]) III. 82."

Und unter „Beredsamkeit, körperliche", sagt er:

„Malende und bedeutende Geberden und Gesten, die allgemein oder doch in gewissen Gegenden allgemein verständlich sind.

„1. In der Geschichte des Bruder Gerundio von Campazas, deut. Uebers. S. 6:

„Da ich sagte solche, zog ich alle meine Fingerspitzen ganz enge zusammen, ebenso wie man gewöhnlich von einer Menge spricht."

---

1) Unter „Plautus" heißt es in den „Collectaneen" zu dessen Epidicus, V. 50: „Ist ein gutes Exempel, zu erläutern, wie Vieles die Alten durch bloße Zeichen auszudrücken verstanden, weil dergleichen Zeichen bei ihnen durchaus bekannt waren, welches sie bei uns nicht sind, und welches wir daher müssen bleiben lassen. Thesprio erzählt dem Epidicus, daß ihr Herr ein Mädchen aus den Gefangenen gekauft, und Epidicus will wissen, wie theuer.

„Ep. Quot minis? Th. Tot. Ep. Quadraginta minis? Thesprio mußte ihm also mit den bloßen Fingern die Zahl 40 weisen können, und das Zeichen davon mußte allgemein bekannt sein. Itzt könnten unsre Acteurs durch Aufhebung ihrer Finger keine höhere Zahl, die Allen verständlich wäre, weisen als bis auf Zehn."

Hierzu bemerkt Eschenburg in seinen „Collectaneen", II. S. 288 f.: „Daß man bei der letzten Stelle an die Fingerzählung der Römer denken müsse, haben schon mehrere Ausleger bemerkt, und es kommen mehrere dahin gehörige Stellen beim Plautus vor, z. B. Mil. Glor., Act. II. Sc. 2, v. 49. Ueber die Verfahrungsart bei dieser Zählung sehe man Jo. Nicolai Tr. de Siglis Veterum (L. B. 1703. 4.) p. 90 sqq., wo auch mehrere alte und neue Schriftsteller darüber nachgewiesen werden. Die Zahl Vierzig wurde dadurch ausgedrückt, daß man die innere Seite des Daumen an die äußere des Zeigefingers der linken Hand legte." — In der „Minna von Barnhelm", III. 10 (Werke, Th. II. S. 51) deutet Franziska die Zahl Zwanzig an, „indem sie beide Hände mit gespreizten Fingern in die Höhe hält". — A. d. H.

2) So muß es heißen statt Mat. bei v. Maltzahn. Es ist Martial's bekanntes Epigramm. — A. d. H.

Auch hatte sich Lessing in seinen „Anmerkungen über alte Schriftsteller“ (s. den Philologischen Nachlaß in Th. XIII uns. Ausg.) zu Cicero, Ep. ad Atticum, I. 10, notirt: „Frontem ferire, ein Zeichen des überraschenden Unwillens. Diese Gesticulation ist nicht mehr nach unserm feinen Geschmacke. Mongault hat sich nicht einmal getrauet, sie wörtlich zu übersetzen, sondern sagt überhaupt: afin de pousser notre patience à bout. — Derselbe Gestus kommt auch bei andern alten Schriftstellern vor.“

K. Lessing sagt über das Fragment Der Schauspieler (Theatral. Nachlaß, II. S. XLII—XLIV.): „Es ist auch eines seiner ersten Schriften. Mit der Schauspielkunst gab er sich in seiner Jugend sehr ab und hat mich oft versichert, er sei nicht abgeneigt gewesen, wo nicht selbst aufzutreten, doch wenigstens einen ganz kleinen Trupp zu übernehmen, den er zwölf von ihm selbst verfertigte Stücke ganz nach seinem Sinne einstudiren lassen, und damit in Deutschland von einem Ort zum andern ziehen wollen. Wahrscheinlich hätte es ihm mehr Geld gebracht als alles Andere, was er jemals darum zu übernehmen angemahnt wurde. Das Schlimmste aber war nur, daß er sich's nie abgewinnen konnte, ein paar Jahre blos für sein Interesse zu arbeiten. Geld hatte er zwar gern, aber nie vermochte es so viel über ihn, es je zum Hauptzweck seines Studirens zu machen. Und wie würde es auch um Künste und Wissenschaften aussehen, wenn dieser Zweck allen übrigen vorginge? Ich muß es aufrichtig gestehen, der Plan selbst verräth noch nicht viel den durchdringenden Geist, den er bei reifern Jahren in seinen kritischen Schriften gezeigt hat. Und hätte er ihn eben damals gleich ausgearbeitet, so wäre das Werk vermuthlich nicht so ganz gründlich, aber für unsre Schauspieler lehrreicher geworden. Denn das Gründlichste unterrichtet den Anfänger nicht, sondern schreckt ihn oft ab; und der Beifall, den seine natürliche Fähigkeiten oft von noch unwissenden Zuschauern einernten, kann ihn leicht dahin bringen, es für Grillenfängereien oder für Spitzfindigkeiten, die gar nicht in sein Fach gehören, zu halten.“

Ein Theil des vorliegenden Fragments scheint in die Anfangszeit der „Hamburgischen Dramaturgie“ zu fallen, da Lessing es später aufgab, die Schauspieler über ihre Kunst belehren zu wollen. Im 13. Stück der „Dramaturgie“ vom 12. Juni 1767 sagt er über die Aufführung seiner „Miß Sara Sampson“ (Werke, Th. VII. S. 115 f.): „Madame Henseln starb ungemein anständig, in der malerischsten Stellung, und besonders hat mich ein Zug außerordentlich überrascht. Es ist eine Bemerkung an

Sterbenden, daß sie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Diese Bemerkung machte sie sich auf die glücklichste Art zu Nutze; in dem Augenblicke, da die Seele von ihr wich, äußerte sich auf einmal, aber nur in den Fingern des erstarrten Armes, ein gelinder Spasmus; sie kniff den Rock, der um ein Weniges erhoben ward und gleich wieder sank: das letzte Aufflattern eines verlöschenden Lichts, der jüngste Strahl einer untergehenden Sonne. — Wer diese Feinheit in meiner Beschreibung nicht schön findet, der schiebe die Schuld auf meine Beschreibung, aber er sehe sie einmal!" Den 6. Mai 1767 war „Miß Sara" gegeben worden; im Zusammenhange damit steht, daß er den 22. Mai an seinen Bruder schreibt: „Unter den medicinischen Disputationen [seiner Bibliothek, die er verkaufen wollte] aber suche mir eine aus: Von dem Zupfen der Sterbenden; ich weiß nicht, wie der Verfasser heißt, auch kann ich mich auf den lateinischen Titel nicht besinnen; Du wirst sie aber bald erkennen, und sie muß zuverlässig da sein. Schicke mir sie gleich!"

Der Schauspieler.[1]

I.

Einleitung.

Von der Beredsamkeit überhaupt.

§.

Die Beredsamkeit ist die Kunst, einem Andern seine Gedanken so mitzutheilen, daß sie einen verlangten Eindruck auf ihn machen.

§.

Man sieht also leicht, daß es dabei auf die Gedanken und auf die Mittheilung derselben ankomme.

§.

Die Kunst, wie man seine Gedanken dem Eindrucke, den man auf einen Andern machen will, gemäß ordnen soll, will ich die geistige Beredsamkeit nennen.

---

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", Th. II. S. 207—222. — Unter den Breslauer Papieren finden sich nur die beiden vorstehend mit I u. II bezeichneten Abschnitte, der letztere in vier Tabellen. — A. d. H.

§.

Die Kunst, diese so geordneten Gedanken dem Andern so mitzutheilen, daß jener Eindruck befördert wird, will ich die körperliche Beredsamkeit nennen.

Von der Beredsamkeit des Körpers.

§.

Und zwar deswegen, weil diese Mittheilung vermittelst des Körpers geschehen muß. Sie kann aber nicht anders vermittelst des Körpers geschehen als durch gewisse Modificationen desselben, welche in des Andern Sinne fallen &c.

§.

Diese Modificationen können entweder in den Sinn des Gesichts oder in den Sinn des Gehörs fallen.

§.

Die Modificationen des Körpers, welche in das Gesicht fallen, sind Bewegungen und Stellungen desselben.

§.

Die Modificationen des Körpers, welche in das Gehör fallen, sind Töne.

§.

Die Lehre von den ersten heißt die Lehre von der Action. Die Lehre von den andern heißt die Lehre von der Pronunciation (Aussprache).

§.

Diese Modificationes des Körpers überhaupt sind entweder unmittelbar in unsrer Willkür oder mittelbar.

§.

Die ersteren, weil nichts als das Wollen und ein gesunder Körper dazu gehört, können durch eigentliche und hinlängliche Regeln gelehrt werden.

§.

Die andern, welche nicht unmittelbar in unserer Willkür sind, setzen eine gewisse Beschaffenheit der Seele voraus, auf welche sie von selbst erfolgen, ohne daß wir eigentlich wissen, wie.

II.

Der Schauspieler.

Ein Werk, worinne die Grundsätze der ganzen körperlichen Beredsamkeit entwickelt werden.

Die ganze körperliche Beredsamkeit theilt sich in den Ausdruck

I) durch die Bewegungen.

Oratorische Bewegungen sind alle diejenigen Veränderungen des Körpers oder seiner Theile in Ansehung ihrer Lage und Figur, welche mit gewissen Veränderungen in der Seele harmonisch sein können. Sie heißen überhaupt Geberden und sind entweder

a) Bewegungen des Körpers überhaupt; dabei kömmt vor

das Tragen des Körpers oder die Modificationen desselben, wenn er in Bewegung ist oder geht.

Die Stellungen des Körpers oder die Modificationen desselben, wenn er in Ruhe ist.

b) Bewegungen seiner Glieder.

Des Kopfes überhaupt.

Des Gesichts, und die Bewegungen des Gesichts heißen Mienen.

Der Hände. Die Lehre von den Bewegungen der Hände hieß bei den Alten die Chironomie, deutsch vielleicht die Händesprache.

Die Füße können zu diesen Gliedern nicht gehören, weil diese zu dem Tragen und den Stellungen überhaupt zu ziehen sind. Dieses beweise ich daher, weil man zwar eine Bewegung mit der Hand und dem Kopfe machen kann, ohne daß die Lage des Körpers verändert werde, nicht aber die geringste Bewegung des Fußes, ohne daß sie nicht eine Veränderung des ganzen Körpers verursachen sollte.

II) Durch Töne.

Vom Tragen oder von der Modification des Körpers überhaupt, wenn er sich von einem Orte zum andern bewegt.

Diese Lehre theilt sich natürlicher Weise in zwei Capitel.

I. Von der Bewegung der *Füße*. Die Lehre vom *Gehen*.

Das *schöne* Gehen kömmt auf die schöne Beugung des Beines und auf die Gleichheit des Schritts an.

Das *schlechte* Gehen wird durch das Gegentheil beider Stücke verursacht.

1. Wann die schöne Beugung wegfällt.

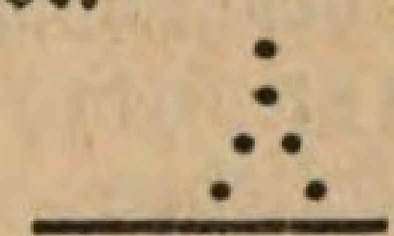
Das Gehen mit dem steifen und gestreckten Fuße ist der Gang eines Stolzen und Ruhmredigen.

2. Wann beide wegfallen.

So ist es der Gang eines Ungeschliffenen, eines Bauers.

II. Von dem *Halten* des *Körpers*. Von dem eigentlichen Tragen.

Das *natürliche*, wann der Körper die Luft beständig nach einer Perpendicularlinie in Ansehung der Fläche, auf welcher er bewegt wurde, durchschwebt.



Das *verderbte*, wann diese Linie vorwärts einen spitzen Winkel macht. Ich nenne sie deswegen die verderbte, weil man zu faul ist, die Last des Körpers aufrecht zu halten.



Diese Richtung gehört für das Alter, für das Nachdenken, für die Niedergeschlagenheit.

Das *gekünstelte*, wann sie vorwärts einen stumpfen Winkel macht.



Ich nenne sie die gekünstelte, weil man sich Zwang anthut, die Last des Körpers, welche vorfallen würde, zurückzuhalten. Oft aber ist sie auch die natürliche; bei dem Erstaunen nämlich und Erschrecken, wenn man, so zu reden, alle seine Kräfte auf einmal zusammenrafft.

Alle drei Arten könnten durch die Seitenbeugungen eine Aenderung bekommen, die eine Art von Reiz damit verbindet.

Von den Stellungen. Alles, was bei dem Tragen gesagt worden, gilt auch hier, weil eine Stellung nichts als ein festgemachtes Tragen, so zu reden, ist. Ich habe also weiter hier nichts Neues zu betrachten als die Veränderung einer Stellung in die andre, welche zweifach ist. Die Stellung nämlich wird

I. entweder von der Person, mit welcher der Schauspieler redet, ab (aus Verachtung, aus Furcht, aus Entsetzen, aus Scham),

II. oder auf sie zu geändert (aus Vertraulichkeit, aus Absicht zu bitten).

Chironomie

Die Bewegungen der Hände.

I. Ueberhaupt, betrachtet als Linien, welche sie in der Luft beschreiben. In dieser Betrachtung sind sie entweder angenehme, die aus Linien von schöner Krümmung bestehen,

oder unangenehme, die aus Linien von schlechten Krümmungen oder gar keinen bestehen.

Bewegungen aus graden Linien. Diese gehören für Alles das, was unter der schönen Natur ist, z. E. für das Bäurische und zugleich für heftige Leidenschaften, weil diese den kürzesten Weg gehen.

Bewegungen aus unangenehmen krummen Linien. Diese gehören für Alles das, was über der schönen Natur sein will, für das Affectirte zum Exempel.

II. Insbesondere, soferne sie nämlich gewissen Charaktern gemäß einzurichten sind.

α. Für das Tragische oder hohe Komische. Hier gründet sich das Vergnügen, welches sie verursachen, auf die Bewegungen selbst und auf die Gleichheit, wie wir sie voraussetzen.

β. Für das Niedrig-Komische. Hier gründet sich das Vergnügen wiederum auf die Bewegungen selbst und auf die Gleichheit, die sie dadurch mit ihren Originalen bekommen.

1. Für die Stutzer gehören schöne Bewegungen, denen aber die Größe fehlt, und die so viel möglich malend sein müssen.

2. Für die Alten schlechte und oft unterbrochne Linien, die nach ihren Charaktern eingerichtet sind.
3. Für die Bedienten gehören viel malende Bewegungen in schlechten Linien.

NB. Jeder von diesen Charaktern muß erst in der Ruhe betrachtet werden und alsdenn so, wie er durch die Affecten abgeändert wird.

Anmerkungen.

1) Die Verachtung löset oft die Bewegungen der schönen Linien in Bewegungen von graden Linien sehr glücklich auf. Z. E. Es spräche eine Person, die um Gnade gebeten:

„und warf mich ihm zu Fuße“.

Die Bewegung der Hand, welche das warf begleitet, würde auf diese  Art sehr schön sein, doch so, daß die Bewegung geschwinder wird, je näher die Hand dem Ende dieser kleinen Linie kömmt. Allein wenn eben dieses Ulfo[1]) sagt: „Geh, wirf Dich, wenn Du willst, vor Deinem Bruder nieder!“ so ist die Bewegung der Hand eine bloße schiefe grade Linie  welche die Verachtung und den Stolz, womit er dieses spricht, weit besser anzeigt.

III.

Im Vorhergehenden habe ich die Bewegung der Hände an und für sich selbst und überhaupt betrachtet. Nunmehr muß ich sie nach ihrer Verbindung betrachten und daher handeln

I. Von ihrer Vorbereitung oder von derjenigen Aufmerksamkeit, die Hand allmählich in denjenigen Punkt zu bringen, von welchem aus eine Hauptbewegung erfolgen soll. Wenn zum Exempel Canut sagt: „Erniedrige Dich nur!“ und der Schauspieler höbe die Hand schon so tief, daß er, um dieses auszudrücken, sie erst erheben und hernach sinken lassen müßte, so würde dieses tadelhaft sein. Er würde durch seine Bewegung

---

1) Gleich zu Anfang des „Canut“ von J. E. Schlegel (Werke, herausg. von J. H. Schlegel, I. S. 221). Die ganze Stelle lautet:

„Geh, wirf Dich, wenn Du willst, vor Deinem Bruder nieder,
Ersuche den Canut um gnädiges Verzeihn,
Bereu, entschuldige, ja, mische Thränen ein,
Heiß meine That vor ihm ein übereilt Verbrechen,
Erniedrige Dich nur! — Ich will als Sieger sprechen.“ — A. d. H.

einen Begriff mit einfließen lassen, welcher hieher gar nicht gehört, das Erheben nämlich, welches just dem Erniedrigen entgegen ist. Ich verlange also, daß er in dem vorhergehenden Worte: „Heiß meine Lasterthat ein übereilt Verbrechen!“ die Hand schon in eine mäßige Erhöhung gebracht habe, um das folgende: „Erniedrige Dich nur!“ mit größerm Nachdrucke machen zu können.

II. Von dem Anhalten in denselben. Dieses nenne ich, wenn man einige Zeit die Hand in der Lage, in die sie nach gemachter Bewegung gekommen, eine Zeit lang erhält, um sogleich eine andre mit ihr zu verbinden, die dem Verstande nach zu ihr gehört. Z. E. in der Zeile aus dem „Canut“: „Geh, wirf Dich, wenn Du willst, vor Deinem Bruder nieder!“ gehören die Worte wirf Dich und nieder offenbar zusammen. Also ꝛc.

NB. Man könnte dieses die Construction nennen.

NB. Beide Stücke, die Vorbereitung und die Construction, sind nur in der erhabenen Action nöthig, und durch ihre Weglassung oder Uebertretung wird die Action komisch.

Hiezu kömmt noch der Contrast in den Bewegungen, da der Schauspieler diejenigen Gestus zusammennimmt, welche einen Gegensatz ausmachen. Einen schönen Contrast machen die Worte zum Exempel:

„Erniedrige Dich nur, ich will als Sieger sprechen!“

Wenn dieser Gegensatz aber auch getrennt würde, so verlange ich doch, daß der Schauspieler dazwischen keinen Gestum machen, sondern diese beide zusammenbehalten müsse. [1])

---

1) In den Breslauer Papieren befinden sich auch noch die folgenden, bisher nirgend gedruckten Bemerkungen über eine andre Stelle aus Schlegel's „Canut“:

„Canut.

Act. II. Auf. IV.

Ulfo. Du fechtest, wie man soll, wenn man um Ehre ficht.

NB. Dieses muß der Acteur nicht so aussprechen, als wenn Ulfo wirklich glaubte, daß Godewin damals um Ehre gefochten hätte. Er würde sich durch das Folgende widersprechen:

„Du machst Dein feiles Blut zu Andrer Eigenthum,
Du lebst zu Deiner Schmach und nur zu fremdem Ruhm,
Du thatst aus blöder Furcht, was auch ein Sclave thut.“

Der Schauspieler muß es so aussprechen, als wenn der Dichter gesagt hätte:

„Du fechtest, wie man nur soll, wenn man um Ehre ficht“.

Und dieses hat er auch nothwendig sagen wollen.“ — A. d. H.

3.

Auszüge aus Otway und Wycherley.

Schon unter Nr. 31 fanden wir, daß Lessing zu seinem „Alcibiades“ ein gleichnamiges Stück von Otway, so wie unter Nr. 6, daß er zu einem Charakter seines „Leichtgläubigen“ das „Country Wife“ des Wycherley benutzen wollte. Für sein Studium des Wycherley auch in späterer Zeit zeugt das Citat in den „Vergleichung deutscher Wörter und Redensarten mit fremden“ überschriebenen Notizen (Werke, Th. XII. S. 756): „Abgeben, für: etwas sein, einen Soldaten abgeben. Das engl. give off, z. E. beim Wycherley (Love in a wood, Act. 4. p. 81) no man breathing would give off a loser, as she says“, desgleichen die Bemerkung im 12. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie“ (Werke, Th. VII. S. 111): „So wie die Engländer die französischen Stücke mit Episoden erst vollpfropfen müssen, wenn sie auf ihrer Bühne gefallen sollen, so müßten wir die englischen Stücke von ihren Episoden erst entladen, wenn wir unsere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre besten Lustspiele eines Congreve und Wycherley würden uns ohne diesen Ausbau des allzu wollüstigen Wuchses unausstehlich sein.“ Man sehe Zimmermann's Register (ebendas., S. 574 f.). Die Lebensumstände beider Dichter geben wir nach dem Aufsatze „Geschichte der englischen Schaubühne“ aus der „Theatralischen Bibliothek“ (Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 710 und 713):

„Thomas Otway, geboren 1651. Er studirte zu Oxford, ging von da nach London und ward ein Schauspieler, wozu er aber die größten Gaben nicht hatte. Er diente hierauf als Soldat in Flandern, kam aber in schlechten Umständen wieder zurück und fing an, für die Bühne zu schreiben. Seine Lustspiele sind allzu wild

und unzüchtig. In seinen Trauerspielen aber ist er so rührend und zeigt sich als einen so großen Meister über das Herz und die Leidenschaften seiner Zuhörer, daß er unter den alten und neuen dramatischen Dichtern nur sehr wenige seinesgleichen hat. Er starb 1685 im dreiunddreißigsten Jahre seines Alters, in dem alleräußersten Elende; und der Verfasser des Befreiten Venedig's mußte in dem großmüthigen und reichen Englande vor seinem Ende noch betteln."

„William Wycherley; dieser große komische Dichter war geboren 1640. Er kam sehr jung nach Frankreich, wo er die katholische Religion annahm, der er aber wieder nach seiner Zurückkunft in England entsagte. Er war auf dem Punkte, bei Karl dem Zweiten, der ihn sehr schätzte, ein großes Glück zu machen, als die Liebe auf einmal seine schönsten Hoffnungen zerstörte. Er starb 1715. Sein erstes Lustspiel, „Love in a wood", ist von 1672. Sein „Plain-dealer", welchen Voltaire sehr wohl zu brauchen gewußt hat, wird für sein bestes Stück gehalten."

[Auszüge aus Otway und Wycherley.] 1)

The Soldiers Fortune 2)

by Otway.

Den 25. September 1756.

Surely 'tis impossible to think too well of him, for he has wit enough to call his good nature in question, and good nature enough, to make his wit suspected.

Er hat so viel Witz, daß man an seinem guten Herzen zweifeln sollte, und ein so gutes Herz, daß man ihm wenig oder keinen Witz zutrauen sollte.

Zeige weder Deinen Witz noch Dein gutes Herz in ihrer völligen Stärke! Zeigst Du zu viel Witz, so wird man Dir kein

1) Zuerst vollständig gedruckt in der Maltzahn'schen Ausgabe von Lessing's Werken, XI. 1. S. 36—42. Einige Auszüge hatte Guhrauer in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1843. Nr. 247) veröffentlicht. Wir geben den Text nach der Originalhandschrift. — A. d. H.

2) D. h. Soldatenglück. So lautet bekanntlich auch der zweite Titel von Lessing's „Minna von Barnhelm". — A. d. H.

gutes Herz zutrauen; zeigst Du ein zu gutes Herz, so wird man an Deinem Witze zweifeln.

*

I am afraid your Ladyship then is one of those dangerous Creatures they call she-wits, who are always so mightily taken with admiring themselves, that nothing else is worth their notice.

Eine Witzlingin (she-wit); vielleicht daß dieses ein Charakter wäre, welcher sich auf dem Theater nicht übel ausnehmen sollte und auf einer ganz andern Seite geschildert werden könnte, als daß er mit den gelehrten Weibern des Molière zu vermengen wäre.[1])

*

I'll have three whores a day, to keep love out of my head.

Du liebst, und Deine Liebe ist ernsthaft. Aber Deine Umstände erlauben es nicht, einer ernsthaften Liebe [nachhän] nachzuhängen. Nun wohl, suche Dich ihrer zu entschlagen! Vermeide, flieh den Dich bezaubernden Gegenstand. Du fliehst ihn umsonst? Sein Bild verfolgt Dich überall? So versuch etwas Anders; versenke Dich in Geschäfte, besetze jeden Augenblick mit ernsthaften Arbeiten! Auch das ist vergebens? Nun wohl, so wage das Letzte: suche Hülfe bei den lustigen Schwestern des Mitleids, die Du genießen kannst, ohne sie zu lieben! Laß auf einen wollüstigen Genuß den andern folgen! Aber wie? Deine Göttin hat sich Deiner so bemächtigt, daß es Dich ein Verbrechen dünkt, in den Armen einer Andern die Entzückungen zu genießen, die Du so gern in den ihrigen genießen möchtest? Wirklich? Je nun, so heirathe sie, allen es verwehrenden Umständen zum Trotze heirathe sie, oder mache Dich gefaßt [vor Liebe], das nächste Jahr im Tollhause zu sein!

Vortreffliche Moral: Schwachheiten durch Laster vermeiden lehren!

*

His father was as obscure, as his mother publick; every body knew her, and no body could guess at him.

---

1) Vgl. den Entwurf „Die Witzlinge" (oben S. 566), der, im Zusammenhange mit der obigen Notiz betrachtet, vielleicht auch in dieses Jahr, 1756, zu setzen ist. — A. d. H.

*

In dem zweiten Acte läßt der Dichter verschiedene Personen stumm über das Theater gehen, die ganz und gar keine Verbindung mit dem Stücke haben, blos in der Absicht [daß], durch den Mund des Beaugard und Courtine einige starke Charaktere zu schildern. Wenn es der Ort des Stücks erlaubte, z. E. wenn der Ort eine Straße ist und sich die andern Umstände dazu schicken, so wollte ich es einem Dichter gern erlauben, eher zu diesem Kunstgriff seine Zuflucht zu nehmen, als eine oder mehr leere Scenen[1]) zu machen.

*

Prahlereien zweier Eisenfresser im 4. Act.

Ah, Bloody Bones! Ah, when thou and I commanded that party at the siege of Philipsbourgh! where in the face of the Army we took the impenetrable Half-Moon.

Blood. Half-Moon, Sir! by your favour 't was a whole Moon.

Fourbin. Brother thou art in the right; 't was a full Moon, and such a Moon, Sir —

*

Die Helden in diesem Stücke sind zwei abgedankte Officiere, und das Glück, das der Dichter sie machen läßt, besteht darin, daß der Eine einen alten Ehekrüppel zum Hahnrei macht und der Andere eine ziemlich gute Heirath thut. Jenes ist die Haupthandlung, dieses die Episode. In den drei ersten Acten hat der Dichter die „Männerschule" des Molière ziemlich geplündert. Die Frau schickt ihrem Liebhaber durch ihren eignen Mann Geschenke und Briefe, so, als ob sie ihr von ihrem Liebhaber wären geschickt worden und sie sie ihm blos mit Bezeigung ihres Hasses wieder einhändigen lassen wollte. Nur daß man bei dem Molière über

1) Vgl. Lessing an Mendelssohn, den 18. December 1756: „Da nun aber diese Stellen (ich will sie die leeren Scenen nennen, ob sie gleich nicht immer ganze Scenen sein dürfen, weil die Bewunderung oder die Ausmalung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden der einzige Kunstgriff ist, die leeren Scenen, wo die Action stille steht, erträglich zu machen), da, sage ich, diese leeren Scenen nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden sein sollen, so müssen sie keine solchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten." — A. d. H.

diese List lachen und bei dem Otway sich darüber ärgern muß; weil Jener sie einem unverheiratheten ungebundenen Frauenzimmer beilegt und Dieser sie einer Frau, die durch die heiligsten Bande gebunden ist, [thun läßt] ausüben läßt. Was dort ein vergeblicher[1]) Betrug ist, wird hier zum Laster. Wenn die Engländer über [die] ihre französischen Originale so encheriren,[2]) so bringt es ihnen wenig Ehre. Auch der letzte Zug, da der Liebhaber bei dem Molière für todtgeprügelt gehalten wird, ist von dem Engländer auf eine ungeheure Art übertrieben worden.[3]) Der eifersüchtige Ehemann will ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen lassen. Sir Jolly Jumble kartet das Ding so, daß sich des Liebhabers [eigne Leute] eigner Bediente verstellter Weise dazu will brauchen lassen. Dieser nebst einem Gehülfen werden also mit dem Ehemanne des Handels einig. Es heißt, sie haben ihren Mord verrichtet und den todten Körper in des Sir Davy Dunce (so heißt der Ehemann) Haus getragen. Hier muß der Liebhaber den Todten spielen. Dunce ist in tausend Aengsten darüber. Jumble giebt den Rath, den Ermordeten in ein warmes Bette [zu legen] neben die Frau zu legen, welche versuchen solle,

---

1) D. h. einer, der vergeben werden kann; v. Maltzahn's Ausgabe hat das sinnlose vorgeblicher. — A. d. H.

2) D. h. sie überbieten. — A. d. H.

3) Vgl. Otway, ed. Thornton, London 1813. II. p. 291 sq.: „Another, and, as far as the author's literary reputation is concerned, a more fatal objection, is its defect of originality: the plot, and many of the incidents, having been borrowed from different sources, without acknowledgement. These instances of plagiarism have been minutely exposed by Langbaine, the vigilant detector of dramatic fraud. Lady Dunce's scheme of employing her husband to convey the ring and letter to Beaugard, her gallant (perhaps the most agreeable feature in the play) had already been adopted in the „Parasitaster", a comedy by John Marston, 1606, and „Flora's Vagaries" anon. 1670. The original story is Boccacio, Dec. 3, Nov. 3. (Vgl. Dunlop-Liebrecht, S. 227 f.) The source from whence Otway probably derived the hint (and which escaped the notice of Langbaine) is Molière's „L'Ecole des Maris"; where the behaviour of Sganarelle, Isabelle and Valere, differs but little from that of Sir Davy, Lady Dunce and Beaugard. Sir Davis' sudden appearance from the closet, and surprising his wife and Beaugard embracing, and the lady's conduct thereupon are borrowed from a story in Scarron's „Roman Comique" [In der Ausgabe Paris s. a. mit der Fortsetzung von Offray findet sich diese Erzählung nicht.], or rather from „Les Amours des Dames illustres de nôtre siècle". Bloody-bones' character resembles the Bravo in the „Antiquary", a comedy by Shakerley Marmion, 1641. The analogy between Courtine's deportment at Sylvia's balcony, and that of Thomas to his Mistress Mary, in Fletcher's comedy called „Monsieur Thomas" is too weak to convict Otway of fraud in this instance, unless the ballad which he has borrowed from the same play, be regarded as additional evidence." — A. d. H.

ob noch etwas Leben in ihm ist. Dieses läßt Dunce geschehen und noch andre Dinge mehr, bis er seine Hahnreischaft gewahr wird, indem er auf eine boshafte Weise den Mord auf Jumble schieben will.

Der Charakter des Sir Jolly Jumble ist original. Ein alter Bock, der selbst nicht mehr sündigen kann, aber sich ein Vergnügen daraus macht, Ehebruch und Hurerei zu befördern. Und nur mit Heirathsstiftungen will er durchaus nichts zu thun haben. Siehe die Stelle im 4. Act p. 30.

Beaugard. Look you, Sir Jolly, all things consider'd, it may make a shift to come to a Marriage in time.

Sir Jolly. I'll have nothing to do in it, I won't be seen in the business of Matrimony; make me a Match-maker? A filthy Marriage-Broker? Sir, I scorn, I know better things: look you, Friend; to carry her a Letter from you or so, upon good Terms, though it be in a church, I'll deliver it; or when the business is come to an issue, if I may bring you handsomely together, and so forth, I'll serve thee with all my soul, and thank thee into the bargain, thank thee heartily, dear Rogue; I will, you little Cock-Sparrow, faith and troth I will; but no Matrimony, Friend, I'll have nothing to do with Matrimony, 'tis a damned invention, worse than a Monopoly and a destroyer of Civil Correspondence.

Die Scene im 4. Act, wo die beiden verstellten Meuchelmörder mit dem Dunce den Handel schließen, ist abscheulich, und ihre mördrischen Prahlereien sind so ekel als gottlos. Der eine stellt sich sogar vor Blutgier rasend und sagt in dieser Raserei Dinge, die man ohne Schauer unmöglich hören kann. Sie hatten für den Mord 200 Pfund, und ihn rechtschaffen auszuprügeln, 100 Pfund gefordert. Darauf sagt

Dunce. What, one hundred pounds! Sure the Devil's in you, or you would not be so unconscionable.

Bloody-Bones. The Devil? where? where is the Devil? show me; I'll have thee Beel-Zebub, thou hast broke thy Convenant, didst thou not promise me eternal Plenty, when I resign'd my soul to thy allurements?

Sir Davy Dunce. Ah Lord?

Blood. Touch me not yet; I've yet ten thousand Murders to act before I am thine: with all those sins I'll come with full damnation to thy Caverns of endless Pain, and howl with thee for ever.

Dieses Lustspiel ist gedruckt zu London 1695 in 4° (acted by His Majesty's Servants at the Theatre Royal, the third Edition). Auf dem Titel stehn die Verse (aus dem Martial, wo ich mich recht erinnere):

Quem recitas meus est, o Fidentine, libellus;
Sed male cum recitas, incipit esse tuus.[1])

Ohne Zweifel, daß Otway mit der Vorstellung nicht allzu wohl zufrieden gewesen.

The Country-Wife,

a Comedy by Wycherley.

1. **Mr. Horner.** Ein Hurenhengst, mit einem Worte, der aber von einem Quacksalber aussprengen läßt, daß er durch eine unglückliche Cur untüchtig gemacht worden, blos in der Absicht, die Ehemänner desto sicherer und die Frauenzimmer wegen des zu besorgenden Verlusts ihres guten Namens desto unbesorgter zu machen. Der Quacksalber, der diese seine Absicht [einsieht] nicht gleich einsieht, sagt: and you will be as odious to the handsome young Women, as —

Horner. As the small Pox — Well —

Quack. And to the married Women of this end of the Town, as —

Horner. As the great ones, nay, as their own husbands.

Quack. And to the City Dames as Annis-seed Robin of filthy and contemptible Memory; and they will frighten their Children with your name, especially their females.

2. **Sir Jasper Fidget.**
3. **My Lady Fidget.**
4. **Mrs. Dainty Fidget.**

Sir Jasper hat die ausgesprengte Nachricht vernommen; er kommt also mit seiner Frau und Schwester zu Horner, sich näher davon zu unterrichten, und weil er in dem angenommenen Abscheu des Horner's gegen das Frauenzimmer, und besonders itzt gegen seine Frau und Schwester, die Bestätigung zu finden glaubt, so trägt er kein Bedenken, sie Beide dem Horner anzuver-

---

1) Martial., Lib. I. ep. 39. — A. d. H.

trauen und ihm [so] den Zugang in sein Haus und alle mögliche Vertraulichkeit darin anzubieten.

5. **Mr. Harcourt.** [1])

6. **Mr. Dorilant.**

Freunde des Horner, die ihn gleichfalls auf die ausgesprengte Nachricht besuchen, und denen er glauben macht, daß es ihm recht angenehm sei, auf diese Weise von dem weiblichen Geschlecht und der Liebe geschieden zu sein.

Horner. Well, a Pox on love and wenching. Women serve but to keep a Man from better Company; though I can't enjoy them, I shall you the more, good fellowship and friendship are lasting, rational and manly pleasures.

Har. For all that give me some of those pleasures, you call effeminate too, they help to relish one another.

Hor. They disturb one another.

Har. No, Mistresses are like Books; if you pore upon them too much, they doze you and make you unfit for Company; but if us'd discreetly, you are the fitter for conversation by 'em.

Dor. A Mistress shou'd be like a little Country Retreat near the Town, not to dwell in constantly, but only for a night and away; to taste the Town the better, when a Man returns.

Hor. I tell you, 'tis as hard to be a good Fellow, a good Friend and a Lover of Women, as 'tis to be a good Fellow, a good Friend and a Lover of Money etc.

7. **Mr. Sparkish.** [1]) Ein leichtgläubiger Narr, der mit aller Gewalt den witzigen Kopf spielen will und besonders den Harcourt für seinen guten Freund hält, welcher ihn doch beständig zum Besten hat. Er besucht den Horner, gleichfalls wegen des ausgesprengten Gerüchts, und will ihn auf seine Art deswegen schrauben.

8. **Mr. Pinchwife.** Dieser ist nun Der, welcher sich auf dem Lande eine Frau ausgesucht hat, aus Furcht, eine aus der Stadt möchte ihn zum Hahnrei machen. Er ist den Tag vorher mit seiner Frau in die Stadt gekommen wegen eines Processes und wegen der Verheirathung seiner Schwester. Er war auch mit seiner Frau des Tags vorher schon in der Komödie gewesen,

1) Diesen Charakter sowie den des Sparkish (weiter unten sub 7.) wollte Lessing im „Leichtgläubigen" verwenden. Vgl. oben den Entwurf Nr. 6 auf S. 400. — A. d. H.

und [sehr] so sehr er sich daselbst auch mit ihr verborgen gehalten hatte, so hatte ihn Horner doch bemerkt, worüber Pinchwife schon halb rasend wird, weil er weiß, was Horner für ein Zeisig ist und die ausgesprengte Nachricht von seiner Unfähigkeit noch nicht gehört hat.

*

Methinks wit is more necessary than beauty; and I think no young Woman ugly that has it; and no handsome Woman agreeable without it.

*

Pin. 'T is my maxim, he's a Fool that marries, but he's a greater that does not marry a Fool; what is wit in a Wife good for, but to make a Man a Cuckold?

Hor. Yes, to keep it from his knowledge.

9. **Mrs. Margery Pinchwife.** Dieses nun ist die Person, von welcher das Stück die Benennung führt. Einfältig, ohne Erziehung, ohne Welt, und die ihren Mann nur liebt, weil sie bis itzt noch Keinen gesehen hat, den sie lieber lieben möchte.

10. **Mrs. Alithea.** Die Schwester des Pinchwife, welche mit Sparkishen versprochen ist. Ein Frauenzimmer von freier Erziehung und gleichwohl von tugendhafteren Gesinnungen als Mrs. Margery, welche ihren Mann in aller Einfalt zum Hahnrei macht. Sie hatte sich das erste Mal, da sie in der Komödie gewesen war, schon in die Schauspieler verliebt. Sie will deswegen wieder hingehen, und da ihr der Mann die Gefahr vorstellt und ihr entdeckt, daß sich schon das erste Mal ein Mann (Horner) in sie verliebt habe, so wird sie noch neugieriger und will mit aller Gewalt wissen, wer es sei, ob er artig sei und dergleichen.

Mrs. Pinch. Well, but pray Bud, let's go to a Play to night.

Mr. Pin. 'T is just done, she comes from it; but why are you so eager to see a Play?

Mrs. Pin. Faith, Dear, not that I care one pin for their talk there; but I like to look upon the Player-men, and wou'd see, if I cou'd, the Gallant you say loves me; that's all dear Bud.

Da endlich Mrs. Pinchwife darauf besteht, daß sie wenigstens ausgehn will, so entschließt sich der Mann, sie als Mannsperson zu verkleiden und sie für ihren Bruder auszugeben.

4.

Unterbrechung im Dialog — Chor — Unstudirte Dichter — Delicatesse.

Die folgenden vier kleineren Fragmente, die man nach dem Vorgange von K. Lessing gewohnt ist unter einer gemeinsamen Ueberschrift beisammen zu finden, haben aller Wahrscheinlichkeit nach auch einen gemeinsamen äußeren Zweck und eine gemeinsame Entstehungszeit. Für die Bestimmung dieser letzteren haben wir nur bei dem zweiten Fragmente, über den Chor, keinen Anhalt, für die übrigen ergiebt sich derselbe aus den von uns beigefügten Anmerkungen. So wie Nr. 2 des gegenwärtigen Abschnittes, nach Danzel's gegründeter Vermuthung, ursprünglich für die „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" bestimmt war, so haben wir hier wie in der folgenden Nummer Materialien für die „Hamburgische Dramaturgie" vor uns.

Unterbrechung im Dialog.[1])

Man bemerkt sie durch Striche oder Punkte, welche die Franzosen points poursuivans nennen.[2])

Die unterbrochne Redensart muß allezeit zu füllen und leicht zu füllen sein, wenn man die Figur dem Wesen der Sache zuschreiben soll und nicht der Bequemlichkeit oder Verlegenheit des Dichters.

Voltaire sagt (au comment. sur le Comte d'Essex, Act. III. Sc. 2.): C'est une très grande négligence de ne point finir sa phrase, sa période, et de se laisser interrompre, surtout,

---

1) Dieses sowie die drei folgenden Fragmente sind zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", Th. II. S. 245—254. — A. d. H.

2) Diese Art der Bezeichnung hat Lessing im „Nathan" gewählt. — A. d. H.

quand le personnage, qui interromt, est un subalterne, qui manque aux bienséances en coupant la parole à son supérieur. Thomas Corneille est sujet à ce défaut dans toutes ses pièces.[1])

Wer fragt nach der Wohlanständigkeit, wenn der Affect der Personen es erfordert, daß sie unterbrechen oder sich unterbrechen lassen?

Da hat Home die wahren Schönheiten des Dialogs besser gekannt. „Kein Fehler ist gewöhnlicher", sagt er, Grd. der Cr.,[2]) Th. III. S. 311, „als eine Rede noch fortzusetzen, wenn die Ungeduld der Person, an die sie gerichtet ist, diese treiben müßte, dem Redenden ins Wort zu fallen. Man stelle sich vor, wie der ungeduldige Schauspieler sich indeß geberden muß. Seine Ungeduld durch heftige Action auszudrücken, ohne dem Redenden ins Wort zu fallen, würde unnatürlich sein; aber auch seine Ungeduld zu verhehlen und kaltsinnig zu scheinen, wenn er entflammt sein sollte, ist nicht weniger unnatürlich."

Chor.

In den alten Tragödien.

Unter den neuesten englischen Dichtern, welche ihn wieder einzuführen gesucht, hat besonders Mason verschiedne Versuche gemacht. Der erste war seine Elfride, die ich habe, wie er in den vorgesetzten Briefen zugleich die Ursachen angiebt, warum er in dieser alten Manier schreiben wollen.

Der zweite ist sein Caractacut (a Dramatic Poem), der 1759 herauskam. Bei Gelegenheit dieses letztern machen die Verfasser des Month. R.[3]) (Vol. XX. p. 507) gegen die eingebildeten Vortheile des Chors sehr pertinente Anmerkungen, besonders über die zwei: 1) daß er häufigere Gelegenheit zu poetischen Schönheiten gebe, und 2) daß er das angenehmste und schicklichste Mittel sei, dem Zuschauer nützliche Lehren beizubringen. Sie merken zuletzt sehr wohl an, daß Mason's Stücke besser sein würden, wenn sie nicht so poetisch wären.

1) Ueber diesen Commentar sehe man die „Hamburgische Dramaturgie" (Werke, Th. VII. S. 152—163). — A. d. H.

2) Grundsätze der Kritik [übersetzt von J. N. Meinhard, Frankfurt und Leipzig 1775, II. S. 529 f.]. Lessing citirt nach der ersten Ausgabe von 1766, welches uns einen Anhaltepunkt für die Chronologie dieses Aufsatzes giebt. — A. d. H.

3) Monthly Review (eine englische Monatsschrift). — A. d. H.

Unstudirte Dichter,

oder solche, die zu den Wissenschaften nicht aufgezogen worden.

Heinrich Jones, der Verfasser des Neuen Essex, war ein Maurer.[1])

Der Verfasser des englischen Olinde und Sophronia[2]) ist ein Schmied oder Stahlarbeiter.

In England überhaupt sind dergleichen Leute niemals selten gewesen, die es ohne Anweisung nicht allein in der Poesie, sondern auch in andern Wissenschaften bei den niedrigsten Handwerken und schlechtesten Umständen sehr weit gebracht haben. Als:

Heinrich Wild, der um 1720 zu Oxford die orientalischen Sprachen lehrte, war ein Schneider und unter dem Namen des arabischen Schneiders bekannt.

Robert Hill, ein Schneider in Buckingham, zwischen dem und dem Italiener Magliabecchi Spence 1759 eine Parallele schrieb, um die Aufmerksamkeit des Publici ein Wenig mehr auf ihn zu ziehen und wo möglich seinen Umständen dadurch aufzuhelfen. Er hat Lateinisch, Griechisch und Hebräisch vor sich gelernt. (S. des Month. R., Vol. XX. p. 217.)

Delicatesse.

Eine allzu zärtliche Empörung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der strengsten Zucht und Schamhaftigkeit übereinkommen, ist nicht immer ein Beweis eines lautern Herzens und einer reinen Einbildungskraft. Sehr oft sind das verschämteste Betragen und die unzüchtigsten Gedanken in einer Person. Nur weil sie sich dieser zu sehr bewußt sind, nehmen sie ein desto züchtigeres Aeußerliche an. Durch nichts verrathen sich dergleichen Leute aber mehr, als dadurch, daß sie sich am Meisten durch die groben plumpen Worte, die das Unzüchtige gradezu ausdrücken, beleidiget finden lassen und weit nachsichtiger gegen die schlüpf-

---

1) Vgl. das 59. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" (Werke, Th. VII. S. 305). Wenn Lessing hier sagt, er kenne diese „Essex", von Jones, Brook und Ralph, nur aus den gelehrten Tagebüchern, so ist also wohl an „Monthly Review" zu denken. — A. d. H.

2) Es giebt ein deutsches Stück „Olint und Sophronia" von v. Cronegk, welches gleichfalls aus der „Hamburgischen Dramaturgie" (Werke, Th. VII. S. 65 ff.) bekannt ist. — A. d. H.

rigsten Gedanken, wenn sie nur in feine unanstößige Worte gekleidet sind.

Und ganz gewiß sind doch diese den guten Sitten weit nachtheiliger, weit verführerischer.

Man hat über das Wort Hure in meiner Minna geschrieen. Der Schauspieler hat es sich nicht einmal unterstehen wollen zu sagen. Immerhin, ich werde es nicht ausstreichen und werde es überall wieder brauchen, wo ich glaube, daß es hingehört. [1])

Aber über Gellerten seine Zweideutigkeiten, über das verschobne Halstuch und dergleichen im Loos in der Lotterie [2]) hat sich Niemand aufgehalten. Man lächelt mit dem Verfasser darüber.

So ist es auch mit Fieldingen und Richardson gegangen. Die groben plumpen Ausdrücke in des Erstern Andrews und Tom Jones sind so sehr gemißbilliget worden, da die obscönen Gedanken, welche in der Clarisse nicht selten vorkommen, Niemanden geärgert haben. So urtheilen Engländer selbst. *)

*) Die Verfasser des Monthly Review (Vol. XX. p. 132), wenn sie sich darüber aufhalten, daß Rousseau die Clarissa für den schönsten und besten Roman in allen Sprachen hält: In justice to the memory of a late very ingenious Writer, we cannot help taking notice here, how frequently we have been surprized to find persons, pretending to delicacy, so much offended at the coarse expressions they meet with in Joseph Andrews and Tom Jones; while the impure and obscene thoughts that occur in Clarissa, have not given them the least umbrage. We would ask these very delicate persons, which they think of worse tendency, a coarse idea, expressed in vulgar language, in itself disgusting, or an idea equally luscious and impure conveyed in words that may steal on the affections of the heart without alarming the ear? On this occasion we cannot forbear exclaming with the confidous Mrs. Slipslop: „Marry come up! people's ears are sometimes the nicest part about them." Ohne Zweifel sagt das Slipslop in irgend einer englischen Komödie; aber es ist vom Molière entlehnt aus seiner Kritik der Weiberschule. — [Ed. Didot, An VII. (1799) III. S. 19: Et quelqu'un même des laquais cria tout haut qu'elles étoient plus chastes des oreilles que de tout le reste du corps. — Vergl. Werke, Th. VII. S. 483 f. und die folgende Nummer. — In Betreff des englischen Citates irrt sich Lessing; es ist nicht aus einer Komödie, sondern aus eben dem erwähnten Roman von Fielding, „Joseph Andrews", Buch I. Cap. 9. (London 1833, S. 10.) — A. d. H.]

---

1) Vgl. Werke, Th. II. S. 19. Karl Lessing schreibt seinem Bruder den 22. März 1768: „Nur das abscheuliche Wort Hure erstickte dem Reitknecht Just halb im Munde." Guhrauer (Lessing II. 1. S. 129) bemerkt zu obigen letzten Worten Lessing's: „Indeß hat Lessing dieses Wort in „Emilia Galotti" im Munde der Emilia [unsere Ausg., Th. III. S. 69] doch nur zu verstehen gegeben." — Sehr natürlich, weil er mit Recht annahm, daß es hier nicht hingehörte. — A. d. H.

2) Bremer Beiträge, III. S. 392 f., 435 f. — A. d. H.

5.

Aus Molière's „Kritik der Frauenschule"
und
Trublet's „Essais de Litt. et de Morale".

Dem Schlusse des vorigen Fragments reihen sich günstig die Bruchstücke zweier Lessing'schen Uebersetzungen an, die wir aus den Breslauer Papieren zum ersten Male veröffentlichen, und zwar mit allen Correcturen Lessing's. Das von ihm Ausgestrichene haben wir wie sonst auch hier in Klammern beigesetzt. Allem Anschein nach waren beide Stücke ursprünglich in der Absicht entworfen, dem 53. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" oder auch der beabsichtigten Fortsetzung derselben (vgl. unsere Ausgabe, Th. VII. S. 279 und 483 f.) eingefügt zu werden.

[Zur Dramaturgie.]

La Critique de l'Ecole des Femmes.

Dorante. Sie glauben also, mein Herr, daß nur die ernsthaften Gedichte sinnreich und schön sind, und daß die komischen Stücke Armseligkeiten sind, die nicht das geringste Lob verdienen?

Urania. Ich wenigstens denke so nicht. Die Tragödie ist unstreitig etwas Schönes, wenn sie wohl behandelt ist; aber die Komödie hat ihren Nutzen gleichfalls, und ich halte dafür, daß die eine ebenso schön ist als die andere.

Dorante. Sicherlich, Madame [und wenn Sie sagten, mehr Schwierigkeit verlange], und vielleicht [daß Sie Sich] würden Sie Sich nicht [sehr] irren [würden], wenn Sie sagten, daß die Komödie [von beiden] noch ein Wenig schwerer sei. Denn kurz, [ich finde es viel leichter] großsprecherische Gesinnungen auszukramen, dem Glück in Versen Trotz zu bieten, das Schicksal anzuklagen, Lästerungen gegen die Götter auszustoßen, finde ich viel leichter, als das Lächerliche der Menschen in sein gehöriges Licht zu setzen und uns ihre Fehler auf eine angenehme Weise [uns] auf dem Theater [so uns] vor Augen zu bringen. Wenn Sie Helden schildern, so machen Sie, was Sie wollen, es sind Gesichter nach Gutdünken, von welchen man keine Aehnlichkeit verlanget; [so] Sie brauchen nur die Züge auszudrücken, [die Ihr] auf die Sie eine angespannte Einbildungskraft bringet, die nicht selten mit Fleiß das Wahre verläßt, um das Wunderbare zu erhaschen. Aber wenn Sie Menschen malen, so [verlangt] will man, daß diese Gemälde gleichen sollen; Sie haben schlechterdings nichts geleistet, wenn [man nicht den Menschen, unter] wir nicht außer [Coät] Zeitverwandten, so wie sie [itzt] wirklich sind, darin erkennet. Mit einem Worte, in einem ernsthaften Stücke ist es genug, um allen Tadel zu vermeiden, wenn man nur etwas Vernünftiges sagt und es gut ausdrückt. [Damit] Hiermit aber ist es in den andern Stücken nicht gethan; da soll man scherzhaft sein, und was für ein kitzliches Unternehmen ist es, [rechtschaffene] vernünftige Leute zu lachen zu machen.

Trublet.[1])

Man nimmt es mit den Komödien weit genauer als mit den Tragödien. [Man kann einen] Ein verständiger Mann weit leichter rühren, [sogar weinen machen] weit leichter sogar [zum] weinen [bringen] machen, als [erlustigen] belustigen und [zu] zum Lachen [mach] bringen. Das Herz [widersteht den Bewegungen

1) Vgl. Lessing's Werke, Th. VII. S. 279. — A. d. H.

[Regungen] nicht so leicht] läßt sich indem zu den Regungen willig finden, die man in ihm erwecken will; der Witz hingegen verweigert sich gewissermaßen dem Scherzhaften. Es scheint, daß es unsere Eitelkeit weit mehr kränken würde, am unrechten Orte gelacht, als ohne Ursache geweint zu haben. [. . . . ischen . . aber Jenes] Das Erste zeiget von Dummheit und [dieses aber nur von] das Andre nur von Schwachheit, und [auch] diese Schwachheit selbst setzt eine Art von Güte voraus.

Kleinere Schriften

zur Fabel.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Von den folgenden sieben Aufsätzen, die sich mit der Geschichte der Aesopischen Fabel beschäftigen, sind nur die beiden ersten von Lessing selbst bekannt gemacht. Sie eröffnen den ersten Beitrag zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der hzgl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, welcher im Januar 1773 ausgegeben wurde. Entstanden sind sie im Sommer 1772, als Lessing nach Vollendung der Emilia Galotti sich für eine Zeit ganz in Bibliothekararbeiten vergrub. Nachdem er durch die dramatische Production seinem eigenen Ausdruck nach auf die Folter gespannt gewesen, sehnte er sich nach einer trocknen Arbeit, die sich so recht hübsch hinschreiben ließe, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes (An K. Lessing, 28. Oct. 1772). Unzufriedenheit mit seinem einsamen, umgangslosen Leben zu Wolfenbüttel, Unsicherheit über die Verwirklichung seines Wunsches, in Eva König eine Lebensgefährtin zu gewinnen, finanzielle Bedrängniß in Folge einer gezwungenen Vorwegnahme seines Gehaltes erscheinen ihm in seiner hypochondrischen Laune als Veranlassung zu der Beschäftigung mit dergleichen Kalmäusereien, die eigentlich nur für Freund Schmid und etwa noch für ein Dutzend andere Pedanten geschrieben wären. Man kennt aber schon Lessing's Art, in wegwerfender Weise über seine eigenen Arbeiten zu sprechen. Wenn er zu derselben Zeit in Beziehung auf die Emilia Galotti Gott dankt, daß er den ganzen Plunder nach und nach wieder aus den Gedanken verliere, kann er wohl seine erste Sammlung Bibliothekaraufsätze „einen Mistwagen voll Moos und Schwämme" nennen. Sobald er nicht ärgerlich, nicht mißmuthig, nicht hypochondrisch ist, spricht er auch von diesen Untersuchungen mit ähnlicher Freude wie von seiner

ersten Entdeckung in der Wolfenbüttler Schatzkammer, dem Berengarius, und sieht ihre Veröffentlichung als die Erfüllung der ersten Pflicht an, welche das Amt eines Hüters so reicher Schätze ihm auferlege. Da nun die beiden in Rede stehenden Abhandlungen einerseits an ein paar Perlen der Bibliothek anknüpfen, den ersten Bamberger Druck der Boner'schen Fabeln von 1461, den Steinhöwel'schen Aesop und die Gudische Abschrift der Romulushandschrift von Dijon, andererseits die Benutzung dieser Seltenheiten in ein Lieblingsstudium Lessing's einschlägt, so wird man sich nicht wundern, die Untersuchungen mit ganz anderer Lust und Liebe durchgeführt zu sehen, als die angeführten abschätzigen Urtheile erwarten ließen. Viel eher könnte das auffallen, daß von den versprochenen weiteren Ausführungen die einen gar nicht zu Stande gebracht, die andern erst 1780 wieder aufgenommen sind, zumal da Lessing mit der Entdeckung, daß Boner der Verfasser der sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger sei, nicht allein Gottsched und die Schweizer, sondern auch sich selber zu corrigiren hatte, weil er sich gleichfalls durch Gottsched hatte verleiten lassen, die Boner'schen Fabeln in seinem Wörterbuch zum Logau wiederholt als Fabeln des Herrn von Riedenburg zu citiren; vgl. Werke, Th. XII. S. 236.

Ostern 1780 beabsichtigte Lessing eine Fortsetzung seiner Beiträge unter dem Titel: Neue Beiträge zur Historie und Literatur erscheinen zu lassen. Wenn die Angaben seines Briefes an den Factor der Verlagshandlung correct sind, so waren am 20. März 1780 außer dem größern Theil der zweiten Hälfte (vom 19. Bogen an) schon drei Bogen des Anfangs gedruckt, also fast Alles, was Lessing überhaupt vollendet hat. Veröffentlicht wurden die beiden Aufsätze: Ueber die sog. Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, zweite Entdeckung, und: Ueber den Anonymus des Nevelet, von denen der zweite ein Torso geblieben ist, erst 1781 durch Eschenburg

als fünfter Beitrag. Ein von Lachmann unter den Breslauer Papieren gefundener Zettel (vgl. unten S. 951, Anm.) mit der Inhaltsangabe der Neuen Beiträge zeigt, daß außer Boner und dem Anonymus noch drei andere Fabeldichter behandelt werden sollten, nämlich der Mellicensis d.i. Baldo, Hugo von Trimberg mit den Fabeln seines Renners, und Folz. Daß für Cyrillus hier auch noch ein Platz aufbewahrt gewesen, möchte Lachmann aus der Bezeichnung des sechsten Zettels unter den Papieren zur Geschichte der Aesopischen Fabel mit XXIII schließen. Vielleicht verhält es sich so; da aber die Nummer zu denen des eben erwähnten andern Zettels nicht paßt, mag darauf hingewiesen werden, daß der Name Cyrill in dem aus der Meusebach'schen Sammlung an die Berliner Bibliothek übergegangenen Hefte der 23ste ist und dadurch die Nummer des Zettels sich noch einfacher erklärt.

Von den drei Stücken aus dem Nachlaß sind die Anmerkungen über den Aesopus von Karl Lessing, Verm. Schr., II. S. 226 Anm., erwähnt, aber nicht mitgetheilt. Veröffentlicht hat sie zuerst Eschenburg 1790 in den Zusätzen zu Lessing's Collectaneen, I. S. 452—483. Die Bemerkungen über den Phaeder, viertehalb Bogen unter den Breslauer Papieren, hat K. Lessing zuerst Verm. Schr., II. S. 230 bis 248 in die Materialien zur Geschichte der Aesopischen Fabel eingeschaltet, die dort S. 221—276 füllen. Aus diesen Materialien hatte Lessing für den zweiten Band seiner Verm. Schriften, dessen erste Bogen schon 1772 gedruckt waren, eine Geschichte der Aesopischen Fabel arbeiten wollen, deren Ausführung ihn Anfang 1774 wirklich beschäftigte. Die erhaltenen Notizen sind übrigens in dem von K. Lessing besorgten Abdruck willkürlich durcheinandergewürfelt und durch eine Menge von Lesefehlern entstellt. Erst Lachmann hat sie in die gehörige Ordnung gebracht, welche auch in unserer Ausgabe beobachtet ist.

Was nun den Inhalt dieser verschiedenen Untersuchungen an-

geht, so ist selbstverständlich die Forschung eines Jahrhunderts in vielen Beziehungen über ihre Resultate hinausgekommen. Nichtsdestoweniger gewährt die Lectüre der ersten drei, welche als völlig ausgearbeitete Aufsätze hier allein in Betracht kommen, auch heute noch um der Darstellung willen einen nicht gewöhnlichen Genuß, da Lessing, getreu seinem Wort, daß die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, ebenso viel werth, ebenso lehrreich sei als die Sache selbst, seinen Leser den ganzen Weg, auf dem er selbst zu seinen Entdeckungen gelangt ist, mitwandern läßt. Dieser Weg ist oft ein mühseliger und führt nicht einmal völlig ans Ziel. Diejenigen, welchen es nur um das Ziel zu thun ist, brauchen ihn nicht mehr zurückzulegen, da neue, nach des Verfassers Tode aufgefundene Pfade näher hinangeführt oder seine Erreichung ermöglicht haben. Wer aber etwas von Lessing's Freude an dem Suchen nach der Wahrheit in sich hat, wird in Beziehung auf alle drei Aufsätze noch immer in Reiske's begeistertes Lob der Abhandlung über Romulus und Rimicius (An Lessing, vom 13. Febr. 1773) lieber einstimmen, als mit dem Göttinger Recensenten (Gelehrte Anzeigen 1773, S. 118) das Gefühl der Ermüdung über weitausgesponnene Kleinigkeiten theilen. Die beiden Entdeckungen über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger behalten überdies insofern einen historischen Werth für die Geschichte der germanistischen Studien, als Lessing's scharfsinnige Combinationen aus dem alten Bamberger Druck von 1461 und den schlechten und unvollständigen Wolfenbüttler Handschriften lange vor Auffindung der ersten vollständigen, jetzt untergegangenen Straßburger Handschrift einen fast vollständigen Text der 100 Fabeln und den wahren Namen ihres Verfassers, ja sogar, wenn auch mit unzureichenden Gründen, eine richtigere Bestimmung ihres Alters ans Licht gezogen haben. In Beziehung auf die Kritik des Textes ist Lessing allerdings, wie es bei der grammatischen Unkenntniß seiner Zeit nicht anders zu erwarten war, immer Dilettant geblieben, und der Sprachforscher

der Gegenwart muß ebenso sehr über die von ihm empfohlenen und erklärten falschen Lesarten seiner werthlosen Handschriften als über die verfehlte Methode, aus verschiedenen schlechten Handschriften willkürlich einen Text zusammenzuschreiben, lächeln; aber er wird trotz dieser Schwächen dankbar seinen Lessing unter die Bahnbrecher auch seiner Wissenschaft zählen. Ja, in einem Stücke ist die Boner-Forschung noch heutigen Tags nicht über Lessing's Arbeit hinausgekommen, nämlich in der Nachweisung von Boner's Quellen. Um so mehr ist es zu bedauern, daß Lessing nicht mitgetheilt hat, wo er von den 25 Fabeln, die nicht dem Avian oder dem Anonymus entlehnt sind, 18 gefunden habe.

Die Abhandlung über Romulus und Rimicius und die angefangene Untersuchung über den Anonymus des Nevelet hangen, wie in denselben wiederholt verständlich genug angedeutet wird, mit dem lebhaften Interesse zusammen, welches die von Christ aufgeworfene Phädrus-Frage bei Lessing schon auf der Universität erregt hat. Danzel hat gewiß Recht, wenn er meint, daß man in den Eingangsworten des Romulus-Aufsatzes den Namen des Phädrus durch den Christ's ersetzen könnte. Daß Christ's geistreicher Einfall, die Phädrianischen Fabeln für ein Werk des Perottus auszugeben, durch die Wiederauffindung der Handschrift Pithou's längst widerlegt ist, nimmt aber den Lessing'schen Untersuchungen nichts von ihrem Werth. Einmal liegen diese von der Frage nach der Authenticität des Phädrus weit genug ab, um von der Entscheidung derselben unberührt zu bleiben; andererseits scheint uns aus Lessing's Aeußerungen über Christ am Schluß des Fragments über den Anonymus hervorzugehen, daß er durchaus nicht geneigt war, dessen Hypothese in ihrem ganzen Umfange anzunehmen. Lessing stand, abgesehen davon, daß er von der Existenz verschiedener Phädrus-Handschriften nichts wissen konnte, auf demselben Standpunkt, den noch heutzutage ein großer Theil der Philologen einnimmt, die an die unveränderte Ueberlieferung des ächten

Textes eines Phädrus aus dem ersten Jahrhundert nicht glauben mögen und zu solchem Glauben auch durch die Auffindung neuer Handschriften nicht bekehrt werden können. Es muß das hier ausgesprochen werden, um Guhrauer's seltsames Urtheil abzuweisen, als hätten durch die Wiederentdeckung des Pithoeanus die Fabeln des Romulus und des Anonymus den größten Theil ihrer Bedeutung verloren, und damit auch Lessing's Behandlung derselben. Guhrauer selbst hätte wenigstens von Lessing lernen können, daß Romulus nicht den Aesop aus dem Griechischen übersetzt, sondern lateinische Verse eines Dichters des goldenen Zeitalters in Prosa aufgelöst hat, und wissen müssen, daß Romulus nicht allein für die Kritik des Phädrus, sondern auch für die Geschichte der mittelalterlichen Fabel von der allergrößten Wichtigkeit ist, weil die gesammte reiche Fabelliteratur des Mittelalters auf ihn als die Hauptquelle zurückgeht. So wenig also der Gegenstand dieses Lessing'schen Aufsatzes heutzutage sein mannichfaches Interesse verloren hat, so wenig sind die Resultate desselben werthlos geworden. Wenn auch nur selten noch Jemand Gelegenheit hat, die Mythologia Aesopica des alten Nevelet zur Hand zu nehmen und bei ihrer Benutzung der Lessing'schen Correctur seiner leichtsinnigen und confusen Behauptungen zu bedürfen, so werden doch seines Neffen Nilant Fabulae antiquae noch immer gebraucht und würden ohne die klare Darlegung der von ihm begangenen Uebereilungen, die wir Lessing verdanken, dem Leser genug unnützen Kopfbrechens verursachen.

Was endlich die unverarbeiteten Collectaneen aus dem Nachlaß über die älteren Fabeldichter angeht, so haben wir Manchem einen Dienst zu erweisen geglaubt, wenn wir auch bei diesen durch einige erläuternde Anmerkungen dem Verständniß zu Hülfe zu kommen suchten. Grimm's Reinhart Fuchs ist dabei absichtlich nicht immer citirt worden, weil der Kundige sich an diesen ohnehin zunächst wenden wird.

Ueber die sogenannten

Fabeln
aus den Zeiten der Minnesinger.

Erste Entdeckung.

Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Erste Entdeckung.[1])

Die Gelehrten in der Schweiz, welche sich um den schwäbischen Zeitraum der deutschen Dichtkunst so sehr verdient gemacht haben, schickten, ehe sie mit der großen Manessischen Sammlung von Minneliedern an das Licht traten, zum Vorschmack einen Band alter Fabeln voraus, die sie ungefähr aus den nämlichen Jahren zu sein urtheilten. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geschichte unserer Literatur ist, der kennet diese Fabeln, die unter dem Titel: Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, im Jahre 1757 zu Zürich in Octav herauskamen und von Allen, die Einfalt und Wahrheit in einer ächten und lautern Sprache zu schätzen wissen, mit so vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber und glauben es ohne Zweifel noch, daß sie der Welt an diesen Fabeln etwas geliefert, was ihr so gut als völlig neu sein müsse. Sie hielten sich nämlich für versichert, daß außer der Hälfte derselben, welche der Straßburgische Professor Joh. Geo. Scherz[2]) von 1704 bis 1710 in elf akademischen Dissertationen mit einem weitläuftigen Commentar abdrucken lassen, sonst nichts davon im Druck erschienen sei, und sie also Diejenigen wären, welche das Ganze zuerst aus ihren Handschriften bekannt machten.

---

1) „Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erster Beitrag von Gotthold Ephraim Lessing“, Braunschweig 1773, S. 1—42. — A. d. H.

2) Philosophiae moralis Germanorum medii aevi specimina XI e msc. nunc primum in lucem publicam producta, Argentor. 1704—1710. — A. d. H.

Wenn Herausgeber so etwas glauben, so glaubt es die Welt natürlicher Weise mit; denn man nimmt an, daß Herausgeber nicht unterlassen, so genaue Kundschaft als möglich desfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend Jemanden den Herren Schweizern die Ehre der ersten vollständigen Bekanntmachung benannter Fabeln wäre abgestritten worden, und ich selbst bin länger als zehn Jahre der festen Meinung gewesen, daß sie ihnen auch nicht abzustreiten stehe.

Denn nur erst 1769 gerieth ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben diese Fabeln sein könnten, welche schon längst einmal gedruckt gewesen und schon längst wieder vergessen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mich auf die Spur dieses Verdachts geholfen.

Es war der Herr von Heineke, in seiner Nachricht von einer gelehrten Reise, die er das Jahr vorher durch Niedersachsen und Holland unternommen hatte.*) Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Ursprungs der Druckerei zu thun gewesen war (besonders, insofern sie in der alten Formenschneiderei zu suchen) und er in solcher Absicht alle dahin einschlagende Seltenheiten, welche in den Bibliotheken dasiger Gegend aufbewahret werden, in Augenschein genommen hatte, so war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutsches Fabelbuch mit Holzschnitten vorgekommen, in welchem auf dem letzten Blatte stehet, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beschreiben für werth hielt.

Ich will damit nicht sagen, daß der Herr von Heineke der Erste oder Einzige gewesen, der dieses alte Fabelbuch gekannt und seiner Aufmerksamkeit gewürdiget hätte. Es war schon vor ihm von verschiedenen Bücherkennern angeführet worden, besonders vom Johann Saubertus in dem Anhange seiner Geschichte der Nürnbergischen Bibliothek, wo er die ersten Drucke dieses Bücherschatzes anzeiget und es für ein Werk hält, das nicht mit beweglichen Buchstaben gesetzet, sondern von eingeschnittenen Tafeln abgedruckt worden.**) Allein weder Saubertus noch sonst Jemand hatte etwas daraus mitgetheilet, woraus der nähere Inhalt zu schließen gewesen wäre, und nur der Herr von Heineke hatte die Aufmerksamkeit, dieses zu thun und dadurch den

*) Nachrichten von Künstlern und Kunst-Sachen, Theil II. S. 21.

**) *Jo. Sauberti Historia Bibliothecae Reip. Noribergensis.* Noril. 1643 in 12mo., p. 116

Weg zu einer Entdeckung zu bahnen, durch den das alte Buch noch einen weit größern Werth erhält, als ihm von der typographischen Seite gebühret. Er führte nämlich die ersten Zeilen der ersten Fabel daraus an:

„Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter muse fand“ u. s. w.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger viel weniger müssen gelesen haben, als ich sie wirklich gelesen hatte, wenn mir nicht sogleich hätte einfallen sollen, daß diese zwei Zeilen ja wohl auch der Anfang der allerersten Fabel von ihnen wären. Denn daß muse für nusse, es für er verdruckt sei, das verstand sich von selbst. Was war also natürlicher als der Gedanke, ob das Bambergische Fabelbuch nicht wohl noch mehrere von jenen Fabeln enthielte, ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts als ein früher unbekannter Abdruck derselben sei?

Ich hätte gleich damals durch meine Freunde in Braunschweig sehr bald und leicht hinter die wahre Beschaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede solcher Spuren selbst verfolgen? Hier ist deutlich genug darauf gewiesen, der Fingerzeig wird Mehrern in die Augen fallen, und wir werden bald hören, woran wir sind.

Nur als ich selbst nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich sogleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermuthet hatte, daß es auch ohne mich geschehen würde, dennoch bisher unterblieben sei. Und da wäre es denn ohnstreitig mehr Lässigkeit als Enthaltung gewesen, wenn ich es nicht mit eines von meinen Ersten sein lassen, mich auch hierüber durch meine eigene Augen des Gewissern zu belehren.

Es geschah, und mit dem ersten Blicke, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entschieden. Ich fand nämlich zu meiner nicht geringen Freude in der That und Wahrheit, daß dieses zu Bamberg schon 1461 gedruckte Fabelbuch schlechterdings nichts Anders als eben die Sammlung alter Fabeln ist, welche erst Scherz und dann die Schweizer herausgegeben, unwissend, daß man ihnen längst damit zuvorgekommen, und daß der alte Dichter, den sie ihres Fleißes für so werth hielten, gleich im Anfange der Buchdruckerei für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunst allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Oder wenn dieses die Sache nicht war — wie man denn auch wohl schwerlich behaupten kann, daß alle Bücher, welche zuerst

gedruckt wurden, auch zuerst gedruckt zu werden verdienten —, so erhellet doch wenigstens aus dem so schleunigen Abdrucke dieser Fabeln, daß sie damals ein Buch gewesen, welches viel gelesen ward; denn wenn die Wahl der ersten Drucker schon nicht immer auf die besten Bücher fiel, so fiel sie doch sicherlich immer auf die gangbarsten.

Eine Anmerkung bringt sich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich sie ganz verschweigen sollte. — Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat als für seinen Kram! Und wie bekannt etwas sein kann und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es völlig ungerügt einmal und zweimal als etwas ganz Neues aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht, der Literator verachtet meistens den Poeten, und der Poet lacht gemeiniglich über den Literator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen wie ein geblendeter Gaul. —

Wer sich indeß auf die Seltenheit eines deutschen Druckes von 1461 verstehet, wird leicht begreifen, daß weder Scherzen noch den Herren Schweizern aus ihrer Unwissenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre sonst eben, als ob man von ihnen verlangte, daß sie auch alle Handschriften sollten gekannt haben, die von den nämlichen Fabeln hin und wieder in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Denn wahrlich ist ein so früher Druck an Seltenheit einer Handschrift vollkommen gleich, und der insbesondere, von dem die Rede ist, wohl noch gar ihr weit daran vorzuziehen. Denn Handschriften von diesen Fabeln kenne ich doch wenigstens sechse, da ich hingegen von der Bamberger gedruckten Ausgabe ein zweites Exemplar außer dem unsrigen nicht nachzuweisen wüßte. Wenigstens macht es mir der Herr von Heineke ungewiß, ob dasjenige Exemplar, welches Saubertus doch wohl wird gesehen haben, annoch in der Nürnbergischen Bibliothek befindlich ist, oder ob es gar jemals daselbst vorhanden gewesen.*)

Was aber, wie gesagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln stehet, das würde einem Bibliothekar, der eine so einzige Merk-

*) Nämlich in einem neuen Werke (*Idée générale d'une Collection complette d'Estampes* etc., à Vienne 1771, p. 275), in welchem er die in den Nachrichten von Künstlern und Kunst-Sachen ertheilte Beschreibung mit einigen Zusätzen wiederholt hat.

würdigkeit unter seinem Beschlusse hat, sehr zu verdenken sein. Denn von diesem verlangt man sogar, daß er gelegentlich Meldung davon thue, wenn man ihm anders zutrauen soll, daß er das, was er bewachet, auch kenne. Und daher glaube ich denn mit folgender Nachricht selbst bei Denen keinen Undank zu verdienen, die ihr schriftstellerisches Verdienst um eine Kleinigkeit dadurch geschmälert finden dürften.

— Also zuvörderst das Aeußerliche und Materielle des Buchs zu beschreiben, so setze ich zu dem, was der Herr von Heineke bereits von dem Formate und den eingedruckten Holzschnitten desselben gesagt hat, noch dieses hinzu.*) — Das Papier ist von ziemlicher Stärke, aber nicht von besonderer Weiße und hat zum Zeichen den aus den Mainzischen alten Drucken so bekannten Ochsenkopf. Ich merke dieses darum an, weil es sonach ein sichtbarer Beweis ist, daß besagtes Zeichen nicht schlechterdings einen Faust'schen Druck beweiset, wie Naudäus behaupten wollen; welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel, aber doch, so viel ich weiß, noch kein wirkliches Beispiel entgegengesetzet haben.**) — Die Blätter, deren in Allem achtundachtzig sind, haben überhaupt keines von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge bestimmt und die Zusammenbindung erleichtert wird. Sie sind weder paginirt noch gezählt, ohne Custos und Signatur; daher es um so weniger zu verwundern, daß sie hier und da verbunden worden. — Die Schrift ist eine plumpe stumpfe Fractur, fast so groß als die, welche in den Formatbüchern Doppelmittelfractur heißt. Dem ersten Ansehn nach sollte man sie für eben die Schrift halten, aus welcher Conrad Kacheloven seinen Donat gedruckt hat. Doch bei genauer Betrachtung findet man diese etwas stärker und in den Zügen einiger großen Buchstaben verschieden; zwar immer noch wenig genug, um das Deutsche für Lateinisch und das Lateinische für Deutsch zu halten. — Die Verse sind nicht abgesetzt, sondern laufen wie Prosa in Einem fort und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzschnitt unterbrochen ist, fünfundzwanzig. — Die Anfangsbuchstaben einer jeden Fabel sind roth hineingeschrieben; mit

*) Nämlich daß es in klein Folio sei und über jeder Fabel ein Holzschnitt stehe, dergleichen er einen copiren und ihn sowohl seinen Nachrichten als dem angeführten französischen Werke beidrucken lassen.

**) *Christ. Gottl. Schwarzii Exercitatio, qua primaria quaedam documenta de Origine Typographiae illustrantur*, pag. 46

welcher rothen Tinte oder Farbe denn auch die ersten großen Buchstaben eines jeden Verses ziemlich stark durchstrichen sind, als wodurch, die illuminirten Holzschnitte mit dazu genommen, das Ganze einen sehr bunten Anblick macht. Von diesen Holzschnitten ist noch zu merken, daß der Mann in dem langen zugegürteten Rocke, mit der rechten Hand auf etwas weisend, wie er in der Probe, welche der Herr von Heineke davon nachschneiden lassen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer besondern Einfassung stehet, daß, sage ich, dieser Mann ebenso auch bei allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu sehen und ohne Zweifel den auf seinen Vorwurf zeigenden Dichter vorstellen soll. — An Unterscheidungszeichen ist keines gebraucht als das Punkt, und auch dieses kömmt nicht da vor, wo es der Verstand erfordert, sondern stehet am Ende eines jeden Verses, der Verstand mag eine Unterscheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln selbst sind gleichfalls nicht numeriret und ohne alle Anzeige des Inhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu sagen, aber es zeigt sich auch sonst keine Spur von irgend einer Aufschrift, die das Buch geführet oder führen könnte, selbst in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch sonst vorzukommen pfleget. Diese waren vor dem Herrn von Heineke auch bereits vom Saubertus angeführet und lauten so:

„Zu bamberg dies puchleyn geendet ist
Nach der gepurt unsers herren ihesu crist
Do man zalt tausend unde vierhundert jar
Und ym einundsechzigsten das ist war
An sant valenteins tag
Gott behut uns vor seiner plag. Amen."

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, ist außerordentlich früh, und noch mehr muß der Ort befremden, wo das puchleyn geendet sein soll. Denn der gedruckten Bücher waren 1461 überhaupt noch so wenige, und unter diesen wenigen findet sich kein einziges, von dem man nur mit Wahrscheinlichkeit behaupten könne, daß es außer Mainz gedruckt wäre. Bamberg müßte sonach nicht allein mit unter den ersten Städten Deutschlands sein, in welche sich die Druckerei verbreitet hätte, worunter sie die alte Cölnische Chronike doch nicht rechnet, sondern sie müßte schlechterdings die allererste sein; denn selbst von Straßburg findet sich kein früherer Druck als von 1466. Gleichwohl trifft man auch sonst kein Buch an, das um diese Zeit zu Bamberg gedruckt

wäre, und nach dem Verzeichnisse des Pr. Marchand*) ist das erste, welches in dieser Stadt ans Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich sein, daß eine so nützliche und damals so einträgliche Kunst, welche so geschwind daselbst bekannt geworden, auch wiederum so geschwind ins Stecken gerathen wäre? Und dieses ist denn auch wohl die vornehmste Ursache, warum man unser Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorspielungen der Druckerei als für ein wirklich gedrucktes Werk halten wollen. Inwieweit aber der Augenschein diese Vermuthung begünstige, will ich hier nicht untersuchen. Genug, daß, wenn er auch gänzlich darwider wäre und man noch so offenbare Merkmale gegossener Buchstaben fände, wo Andere nichts als geschnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die ganze Unterschrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs zwar scheinet selbst der Herr von Heineke hierzu nicht ungeneigt gewesen zu sein, und wenigstens wollte er ein Mißverständniß dabei argwohnen. Denn er sagt in seinen Nachrichten, „es lasse sich nicht behaupten, daß unser Fabelbuch wirklich 1461 zu Bamberg gedruckt worden; es stehe blos da, es sei in diesem Jahre daselbst geendet worden, welches von der Verfertigung des Buchs eigentlich gelte.“ Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrücke auf diese Weise zu verstehen sind, und aus dem Worte geendet ist freilich nichts für den Druck zu schließen. Doch gewiß auch nichts darwider, und wenigstens müßte, wenn es ja nicht auf den Druck gehen sollte, sodann nicht die Verfertigung des Buchs, sondern lediglich die Verfertigung der Abschrift des Buchs, welche der Drucker vor sich gehabt, damit gemeinet sein. Denn das Buch selbst, die Fabeln selbst, sind ohnstreitig weit älter; welches so viele Handschriften auf die unwidersprechlichste Art bezeugen. Doch es ist unnöthig, noch itzt diese Erinnerung gegen den Herrn von Heineke zu machen, da er selber in seinem neueren französischen Werke auf seinem Argwohne nicht bestehet, sondern es für gar nicht unmöglich erkläret, daß Bamberg eine von den ersten Städten, nach Mainz, gewesen, in welchen die Druckerei getrieben worden.**) Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr von Heineke will, daß die Formenschneiderei sogleich übergegangen? Denn

*) *Histoire de l'origine et des premiers Progrès de l'Imprimerie*, Part. I. p. 86.

**) *Idée générale*, p. 277.

wenn unser Fabelbuch nicht von geschnittenen Tafeln abgedruckt ist, so dürfte man doch wenigstens glauben wollen, daß es mit hölzernen beweglichen Buchstaben gesetzet worden; und diese hölzernen Buchstaben sind es, welche der Herr von Heineke gänzlich aus der Geschichte der Druckerei will ausgethan wissen. Es ist schwer, einem Manne von seiner Erfahrenheit in solchen Dingen etwas entgegensetzen zu können, was ihm nicht längst bekannt sei. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkungen vorzulegen, die gedachter seiner Hypothes entgegenstehen und sich mehr auf eine Art von Zeugnissen als auf mißliche Beurtheilungen des Auges gründen.[1])

Vor itzt liegt mir an Allem diesen nichts; genug, das Buch ist da, mag es doch entstanden sein, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text ist.

Seinen Inhalt brauche ich meinen Lesern nicht bekannt zu machen, sondern allein das Verhältniß, in welchem er mit dem Texte stehet, den uns die Schweizer gegeben haben. Dieses aber kann nicht besser geschehen als durch Proben, aus deren Vergleichung ein Jeder selbst urtheilen kann, wie weit er sich an Sprache und Rechtschreibung von dem neuen aus sorgfältig verglichenen Manuscripten gelieferten Zürcher Abdrucke entfernet, und um wie viel der eine dem andern an Richtigkeit und Vollständigkeit entweder vorzuziehen oder nachzusetzen. Ich will also ohne alle Wahl, so wie das Buch auffällt, einige Fabeln, mit möglichster Sorgfalt Buchstabe für Buchstabe copiret, hier mittheilen und von der ersten den Anfang machen.

I.

Ainsmals ein affe kam gerant
Do er viel guter nusse vant
Der hette er gessen gerne
Im was gesagt von dem kerne
Der wer gar lustiglich unde gut
Beswert was sein thum̄er mut
Do er der pitterkeit entpfant

---

1) Ist nicht geschehen. Ueber den Bamberger Drucker Albrecht Pfister und seine beiden Drucke Boner's, von denen Lessing nur den älteren gekannt hat, vgl. Jäck, „Denkschrift für die Jubelfeier der Buchdruckerkunst in Bamberg". Erlangen 1840, S. 17 ff, und Schönemann, „Hundert Merkwürdigkeiten der Wolfenbütteler Bibliothek", Hannover 1849, S. 67. — A. d. H.

Der schalen darnach zu hant
Begreiff er der schalen hertikeit
Von den nussen ist mir geseit
Sprach er das ist mir worden kunt
Si haben mir verhonet meinen munt
Hyn warff er sie zu derselben fart
Der kerne der nusse im nye wart.

Demselben affen sein gleich
Beide jung arm unde reich
Die durch kurze pitterkeit
Verschmehen lange susikeit
Wenne man das feuer entzunten will
So wirt des Rauches dick zu vil
Der thut einem in den augen we
Wenn man darzu bleset mee
Biß es enzundet wirt wol
Und dan̄ hitz gibt als es sol
Das feuer sich kaum erwigt
Das es hize und licht gibt
Also ist es umb geistlichs leben
Welches mensch sich got will ergeben
Der muß haben gros leiden
Und viel dinges vermeiden
Darnach in viel mancher hertikeit
Im ein anfanck ist bereit
Ee das feuer der myn̄e
Im enzundet sein sin̄e
Hieran mag gedenken wol
Der mensch der got dienen sol
Der sol durch keinerley ablan
Er sol am stetem dinst bestan.

Ich will, wie gesagt, die Vergleichung dem Leser selbst überlassen. Wenn er aber finden sollte, daß sie ein Wenig sehr zum Nachtheil des alten Bambergischen Druckes ausfalle, daß in dem neuen Zürcher verschiedene Zeilen weit geschmeidiger und verständlicher aus den Handschriften geliefert worden, so wird er doch auch nicht in Abrede sein, daß hinwiederum in jenem Eines und das Andere vorkömmt, welches offenbar das Bessere ist und von den letzten Herausgebern hätte genutzet werden können. Wenn z. E. die schweizerische Ausgabe in der 14ten Zeile lieset:

„Die nuß der kerne im nit wart“,

klingt dieses in unserer nicht weit besser und dem Verstande gemäßer:

„Der kerne der nusse im nye wart“?

Denn man sagt doch wohl ohnstreitig: der Kern der Nuß, und nicht: die Nuß des Kernes. Auch daß bei uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34ste folgen:

„Und im trostlich muige wesen
Als wir dik hörent lesen“,

gänzlich mangeln, ist zu loben. Denn sie sind so überflüssig und zeigen von so einer elenden Flickerei, daß sie unmöglich von dem Verfasser herkommen können. — Eine zweite Probe sei die neunte Fabel der neuesten Ausgabe, welche in unsrer die achte ist.

IX. (8.)

Vier gesellen komen uber ein
Das es alles sol sein gemein
Was sie der iagten auf der heide
Beide gros unde cleine
Das ein was ein lewe freysam
Ein geis ein ochse was zam
Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß
Ein hirs begegent in do
Do wurden sye gar fro
Do der von in gefangen wart
Do wart nicht lenger gespart
Er wart zu hawen schir
Unde geteilet in vier
Do sprach der lewe freißam
Den ersten teil den muß ich han
Das sol mir durch mein adelkeit
Vor euch allen sein bereit
Das andre gibt mir mein krafft
Und meyn grose meisterschafft
Das dritte soll mir nicht engan
Wan̄ ich am allermeisten gevochten han.

Mir beleib dann der vierde teil
Die freuntschafft lies ich anders feil
Die wir zusam̄en haben geschworn
Sie vorchten alle des lewen zorn
Die teil musten sie ym alle lan
Und musten hungerig von dan̄en gan

Es geschicht unde ist auch recht
Wo sich gleichen wil der knecht
Dem herren durch sein thumen mut
Das schadt ym unde ist nicht gut
Mit herren weichsel essen
Wan̄ sie haben sich des vermessen
Der sich nicht davor huten wil
Sie werffen in mit weichseln stil
Die herren sprechen wenn man teilen sol
Ich gan dir deines rechten wol
Hab dir das kalb las mir die ku
Ich nym dir anders was du hast darzu
Also wirt der arme betrogen
Und von den gewaltigen an gelogen
Das mag anders nicht gewesen
Vor gewalt mag nymant genesen
Wan̄ gewalt get fur recht
Und wo sein sulch knechte
Die des nit wollen abegan
Die kunnen die lenge nicht bestan.

Auch von dieser Fabel gilt, was ich von der ersten gesagt habe. Auch hier giebt unser alter Druck verschiedne Kleinigkeiten an die Hand, die eher so, als so wie die Schweizer sie lesen, aus der Feder des Dichters werden geflossen sein. Wer zweifelt z. E. an der 7ten und 8ten Zeile, die bei jenen weit leerer und kahler so lautet:

„Ein schaff der vierd geselle was
Als ich an einem buoche las“?

Es ist der nämliche Lückenbüßer und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bei uns ganz weggeblieben war und in dieser bei uns mit einem so schönen und passenden Umstande ersetzet ist, daß, wenn der Dichter auch nicht wirklich so geschrieben:

„Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß“,

er doch ohnstreitig so hätte schreiben sollen. — Ich glaube nicht, daß es nöthig sein wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen, die ich jedoch mit Rücksicht auf einen anderweitigen Umstand wählen will. Es ist die bekannte Fabel von dem Vater, dem Sohne und ihrem Esel, nach der Ordnung die zweiundfunfzigste in der neuen und die sechsundvierzigste in unsrer alten Ausgabe.

LII. (46.)

Eins mals zu markte fur ein man
Seinen sun er zu ym nam
Einen esel darzu das
Er dester gereiten mochte das
Auff den esel saß der man
Seyn sun muste gan
Mit ym er het zu reiten nicht
Nu fugt es sich von geschicht
Das ym leut entgegen kamen
Die groß wunder namen
Sie sprachen alle wie der man
Reit und lest den jungen gan
Ließ er den knaben reiten
Und lief dem knaben pei der seiten
Daran thet er vil paß
Do der alt erhoret das
Von dem esel saß er do
Der jung saß auff und was fro
Der ein zu dem andern sprach
Do er den knaben reiten sach
Wart getreuer geselle meyn
Der alt mag wol ein narre sein
Das er lest reiten den knaben
Der solt laufen und traben
Und solt der alt reiten
Vil kaum mocht er gepeiten
Das der alt auff den esel kam
Zu dem knaben und reiten hin dan
Den esel riten sie peide
Das wart in schir zu leide
Do ym die leut bekommen

Nūmer dum nomen
Sprachen sie alle sehet an
Wie thut der alt man
Sich gesezt hat auff das eseleyn
Er und auch das kneblen
Sie wollen den esel haben tot
Zwar es thut ym kein not
Der alt solt rue han
Und solt den jungen laßen gan
Die rede also geschach
Der vater zu dem sun sprach
Wol abe wir wollen peide gan
Der esel auch soll rue han
Do komen die frauen und die man
Sie sprachen alle nu sehet an
Wie torecht die peide sint
Der alte man und auch sein kint
Das ir nicht syn zu reiten hat
Der esel der doch ledig gat
Do sprach der vater sun bilan
Wir wollen peide zu fuß gan
Und wollen den esel tragen
Was dann die leut werden sagen
Sie wurffen den esel nider
Zusam̄en punten sie ym sein gelider
Und hingen in an ein stangen groß
Den esel es sere verdroß
Er wer vil lieber gegangen
Das er must an der stangen hangen
Nu wol auff der vater sprach
Der sun vil jemerlich sach
Das er den esel must tragen
Dy leute begunden zu sagen
Man sicht wol das sie narren sint
An wizen sint sie peide blint
Do das der alt sach
Das ym nymand wol sprach
Seuffzen er sere began
Seinen sun sach er an
Er sprach hore was ich dir sag
Es sei dann das mich der esel trag

Oder dich so sey wir thoren
Treit er uns peyde er ist verloren
Get er ledig so sein wir narren
Tragen wir in den so an einer stangen
So ist nyemant torchter dann wir
Davon rat ich dir
Das du thust recht und wol
Die werlt ist aller poßheit vol
An straffe mag nymant genesen
Wer mag an hinder rede gewesen
Wer an eren mag bestan
Der sol durch kein dinck abelan
Er soll thun was ym fuget wol
Auch wer er aller tugend vol
Und wie vil ein mensch gut thut
So dunket es die werlt nit gut
Gesehen sind vil leut plint
Der herze so vergifftig sint
Was sie horen oder sehen
Das sie darzu das poste iehen
Der sich vor den gehuten kan
Es sint frauen oder man
Der mag wol frolich loben got
Kumpt er hin ane spot.

In dieser ganzen Fabel, so wie sie hier und in unsrer ersten Ausgabe zu lesen, ist schlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr ist dieser alte Text nicht allein durch offenbare Druckfehler verunstaltet (z. E. gleich in der vierten Zeile, wo es paß für das heißen muß), sondern auch an mehr als einer Stelle verstümmelt. Zwischen der 18ten und 19ten Zeile fehlen ihm folgende oder ungefähr folgende Zeilen, wie sie die verschiedene Rechtschreibung und Mundart geben würde:

„Das er auch reiten solte
Der alte gerne wolte
Nebent bi dem esel gan
Do bekamen in zwen ander man.“

Zwischen 44 und 45 fehlet:

„Sus gingens uff der strasse hin
Der esel ging auch ler mit in“,

desgleichen nach der 64sten:

„Warta warta sechent an
Ein esel tragent zwene man
Der soelt sie beide billich tragen
Wen mag es wol ze mere sagen."

Denn so lieset dieses Alles die neue Ausgabe der Schweizer vollständiger und richtiger; welches Lob ich ihr, auch in noch mehrern Fabeln, nicht ungern zugestehe.

Ja, ich will ebenso gern einräumen, daß, wenn es überhaupt weiter nichts als einige bessere Lesarten wären, die aus dem alten Bambergischen Drucke zu ziehen, der Nutzen desselben sehr geringe sein würde. Und gewiß hätte es sich kaum der Mühe verlohnet, mehr als mit ein paar Worten der Entdeckung desselben zu gedenken. Es wäre ein Leckerbissen für den Bücherwurm und weiter nichts. Doch weit gefehlt, daß es nur dieses sein sollte: das Beste kömmt noch.

Als ich von vorne herein die Vergleichung Fabel vor Fabel anzustellen begann, konnte ich lange keinen andern wesentlichen Unterschied entdecken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche sich in der neuen finden. Auf einmal gerieth ich im Blättern an das Ende und fand, daß dieses mit einem Epilog versehen sei, der mir ganz fremd war, und der durch einen besondern Umstand meine schon erlöschende Neugierde mit Eins wieder erweckte. Hier ist er, dieser Epilog, der mir die erste Hoffnung machte, daß, wo ich diesen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peispil merken wil
Der seze sich auff des endes zil
Der nutz leit am ende gar
Der peyspiel nemet eben war
Die that ist nit also gewesen
Der geschicht als ir habt horen lesen
Darumb list man ein peispiel gut
Das weiser werd des menschen mut.
Hundert peispil han ich geleit
An diß puchlein und ist becleit
Gar mit weisen worten
Einfeltiglich an allen orten
Und gezirt sind mein wort
Doch han ich cluger synn gehort

Ein durres tal offt treit
Ein kern der susigkeit
Ein cleiner gart offt gebirt
Schlechte wort und schlecht gericht
Das lebt nu in der werlt nicht
Vil wort unde krump sein geflochten
Der hat nu vast gefochten
Wenn schlecht wort nutz sint
Keinen frumen er von in genympt
Es prediget mancher von hohem rat
Der sich selber nicht verstat
Der wol das schwert prechen kan
Dem ist es nutz vil manch man
Treit sper messer unde schwert
Die ym sein cleines nutz wert
In seiner hant das ein ende hat
Diß puch das do hie geschrieben stat
Wer es list oder lest lesen
Der muß selig ymmer wesen
Und wem es zu lieb getícht sey
Der muß ym̄er werden frey
Vor allen ungluck ymmer mee
Sein sele befind nym̄er wee.

Ich will mich itzt nicht bei einzeln Stellen aufhalten, welche so, wie sie hier gelesen werden, kaum verständlich sind. Ich will nur sogleich meine Leser jenen Umstand bemerken lassen, der mir so besonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben sie ihn schon von selbst bemerkt. Es ist die Zeile:

„Hundert peispil han ich geleit“.

Hundert Beispiele! Ganze hundert Fabeln also, sagt der Dichter ausdrücklich, daß er in seinem Buche erzählt habe. Und wo finden sich diese hundert Fabeln, in der Ausgabe der Schweizer? Diese hat deren nach eigner Numerirung nicht mehr als vierundneunzig oder gar nur dreiundneunzig, wenn man genauer nachzählet. Denn da, wo die eine Handschrift angefangen, springet die Zahl von XXIII sogleich auf XXVI. Und obschon darzwischen auf der 46sten Seite ein Absatz vorkömmt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl XXIV führen sollte, weil er eine besondere vollständige Fabel ist, so fehlet doch noch immer Nummer

XXV, und in Allem fehlen folglich an der vollen Anzahl von hundert ganzer sieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird sie doch vollzählig haben, diese hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen, und zu meinem großen Leidwesen fand ich in ihr deren gar nur fünfundachtzig. Alles, womit ich mir also vor der Hand noch schmeicheln konnte, war die Unwahrscheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nämlichen Stücke fehlen sollten.

Und so war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück vor Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer sechse reicher, so daß, wenn die Anzahl XCIV in der schweizer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unsers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den dreiundneunzigen nämlich, welche diese neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergischen Nummer VI, XVII, XXIV,*) XXXVII, XLVIII, LIV, LVI, LIX, LXIV, LXVI, LXXI, LXXV, LXXXI und LXXXIII, folglich in Allem vierzehn; wornach ihrer überhaupt nicht mehr als neunundsiebzig bleiben würden. Dagegen hat sie, wie gesagt, sechs eigene, die jener abgehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mittheilen will. Sie folgen auf die neunundsiebzigste alle hinter einander und müssen, wenn einmal in einer neuen Auflage die schweizerische Ausgabe damit vermehret werden sollte, ebenfalls da hinter der vierundneunzigsten oder eigentlich dreiundneunzigsten in einer Ordnung folgen; worauf der schon angeführte Epilog das ganze Buch beschließen würde. Daß sie ohne Aufschriften sind, weiß man schon.[1])

80.

Vil krieges macht dein unde mein
Das wart in einem krieg schein
Von dem ich gelesen han
Es kriegten zwen reich man

*) So sollte nämlich, wie schon berühret worden, in der schweizerischen Ausgabe der Absatz S. 46 numeriret sein, welcher sich anfängt:
„Es was ein wiger vroeschen voll" 2c.

1) Die folgenden 6 Fabeln sind Nr. 95—100 im vollständigen Boner. — A. d. H.

Mit einander umb gut
Der krieg wert lang und ir mut
Ir iglicher wolt haben recht
Sie machten ein groß geprecht
Des wart ir sach hin gezogen
Umb das ir iglicher wurde betrogen
Vor dem der ir herre was
Wer solt sie richten paß
Das kein unrecht solt vor gan
Gut recht solten sie peide han
Do die sach gesezt wart
Darnach nit lang wart gespart
Vil heimlich do der ein man
Gegangen zu dem herren kam
Und bracht ein ochsen der was groß
Der clage den herren nit sere verdros
Er sprach lieber herre mein
Last euch mein sach bevollen sein
Mein sach ist gut meyn wort sind schlecht
Ich pit nit anders den recht
Der herre sprach es sol gescheen
Dein gab sol ich wol ansehen
Des rechten ich mich wol verstan
Diese rede vernam der ander man
Mit rat fur er heimlich zu
Des hern frau bracht er eyn ku
Do des hern frau die ku sach
Fleißiglich er zu ir sprach
Gnedige frau meyn
Last euch mein sach bevollen sein
Schweig stille und hab guten mut
Dein sach muß werden gut
Die frau zu dem herren sprach
Do sie die schone ku ane sach
Durch mein willen hilff den man
Das er sein sach mug behan
Und sein gut des pit ich dich
Der pete verzeihe nit mich
Der herre der frauen gerett das
Do der herre zu gericht saß
Do kamen auch die zwen man

Und solt auch ir krieg ein ende han
Sie legten peide fur ir clage
Der richter nach der frauen sage
Er stunt ym pei der ym gab dy ku
Rede ochs sprach der ander darzu
Wiltu nicht reden es ist zeit
Du meiner sach nit lenger peit
Rede an mein ochs des pit ich dich
Durch nicht soltu laßen mich
Der herre sprach es mag nicht gesein
Das do rede der ochs dein
Die ku den mund beschlossen hat
Den ochsen an stym er stat
Der ochs verlor sein sach gar
Das wart sein meister wol gewar

Empfangen gabe binden kan
Gabe entricht manchen man
Empfangen gabe selden thut
An frauen und an man̄en gut
Empfangen gabe gepirt
Das offt recht zu unrecht wirt
Ein richter der do recht richten wil
Der bedarff keiner gabe zu vil
Der richter sol nit abelan
Das recht sol er veste han
Wo das kussen rynnet zu
Und enpfangen wirt die ku
Do mag der kaum gesigen
Die ku ret der ochs was geschwigen
Das thet des kusses rat
Das dick schedlichen geraten hat
Mancher hoher richter unde fursprech
Got es selber an ym rech
An dem jungsten tage
Wirt er verurteilt als ich euch sage
Das ist die englisch clage
So mag ym selber nymant vertrage.

81.

Stat macht dieb als ich euch ſag
Uebrige gezirde ſchat nacht unde tag
Wer ſich der maſſet der thut wol
Als uns diß peiſpil ſagen ſol.

Ein purger der het in ſeinem hauß
Ein katzen die manch mauß
Ving die was ſtolz und gemeit
Ihr palck was ſchon unde wol gecleit
Seinen nachpauern gevil ſie wol
Sein herz was begierde vol
Wie der die kazen mocht gehan
Den palck ſah er lieplich an
Der was weiß als der ſchnee
Nach der kazen was ym wee
Durch nicht wolt er ſie laſen geneſen
Der palck muſte ſein weſen
Des kan ich geniſen wol
Funff ſchilling er mir gelten ſol
Darnach nit lang wart geſpart
Der kazen dieb gemeldet wart
Und wart dem purger kunt gethan
Wie das er die kazen wolt getot han
Durch des palges ſchein
Der purger ſprach es mag nit geſein
Sind der palck ſchaden tut
Ich ſchick das er were behut
Und meyn gevatter leſt in leben
Ein erznei wil ich ir geben
Mit einem ſchaub fur er zu
Der kazen palck beſenget er nu
Das er ſchwarz unde manigvalt
Flecket was und ungeſtalt
Alſo behut der purger do
Sein kazen wer noch tut alſo
Des kaze wurd wol behut

Welche frau hat ein uppigen mut
Und ſtellet auff gezirde groß

Das manch frau nye verdroß
Wer die behuten wil
Der volge ires willen nit zu vil
Den palck er ir besengen sol
Das sie icht eym andern gevalle wol
Durch des palges schein
So stete mag kein frau gesein
Wil sie sich der werlt geben
Vil schier wird geschwecht ihr leben
Welcher frauen ir wirt wol gevelt
Die leben in eren mannigvalt
Weiplich geperde frauen zucht
Die sint vor aller werlt gerucht
Ein weib schon keusch unde wol behut
Erhebt manches mannes mut
Nie auff ertrich pessers wart
Denn eine frau von guter art
Frum̄er frauen leip unde mut
Ist vor allen wandel behut
Die sol man unbesenget lan
Der kazen dieb lest sie wol gan
Und aller eren ist sie wert
Ich hoffe sie wurd von got gewert
Was sie von ym wolt piten
Got behut ir aller siten
Durch alle weib reine
Sie sind groß oder cleine.

82.

Man list von einem kindelein alsus
Das mit namen hieß papius
Sein leib was jung sein syn waren alt
Sein herz auff weisheit was gestalt
Zu rome es in das rathauß kam
Mit seinem vater unde manchen man
Wann rome manch witz pflag
Es geschach auff einen tag
Das sich fuget ein wunderlicher rat
Zu rome in derselben stat

Auch kamen ſie uber ein
Das nymant weder groß noch clein
Von dem rat ſolt ſagen
Do wurd des jungen muter fragen
Er ſprach liebe muter mein
Ich thu dir deines fragens ſchein
Ich ging mit meinem vater auß
Und kam in das rathauß
Do ſah ich manchen weiſen man
In dem großen rat ſtan
Die muter ſprach zu ym zu hant
Was meinſtu das ſie heut hant
So lang geraten liebe muter mein
Das ich es ſage mag nit geſein
Das ich offen der romer rat
Das man ſuſt verpoten hat
Do die muter erhort das
Das der rat verpoten was
Do wart ir nach der ſach not
Sie wolt den knaben haben tot
Sie ſchlug in ſere der knabe ſprach
Do er die muter zornig ſach
Ich wil dir ſagen was do iſt der rat
Den man heut geraten hat
Es iſt ob ein frau zwene man
Mit recht mug zu der ee han
Oder ein man zwei weib
Sie ſprach ſam mir ſele und leib
Vil peſſer iſt das zwen man
Ein weib ſollen han
Wañ zwei weib ein man hetten
Ich ſprech das und theten
Sie gewuñen nymmer guten tag
Zwar ob ich es gefugen mag
Ich ſol es frolich widerſtan
Sie begund zu andern frauen zu gan
Sie thet ein weiplich that
Sie offent des herren rat
Als ir der knab het geſeit
Sie ſprach alle groß herzeleit
Und krieg muſten wir gegen in han

Es ist pesser das zwu frauen ein man
Sollen unterdenig seyn
Wol auff lieben gespilen mein
Sprach eine zu der andern da
Uns ist sorge vil nah
Wir sullen des zu rat gan
Und sullen es mit nichte lan
Unser not sullen wir clagen
Und horen was sie sagen
Do die sach also geschach
Und die frauen der rat an sach
Sie wunderten alle was das mocht gesein
Sie enpfingen sie und liesen sie ein
Und als sie die sach hetten vernumen
Darumb sie dar waren kumen
Sie richten sie schon wider heim
Und sprachen wir sullen all uber ein
Kumen des das ein man wol
An einem weib benugen sol
Die frauen gingen wider heim
Do sprach der ratherrn ein
Wovon mag das sein kumen
Das die frauen haben vernumen
Do sprach der knab papius
Do ich gestern kam zu hauß
Do wolt mein muter wissen das
Wes man zu rat worden was
Do wolt ich sie nit wissen lan
Do geriet sie mich gar sere zu schlan
Eyn lugen der dacht ich auff der stunt
Und sprach das wort das euch ist worden kunt
Von den frauon nu
Sie sprachen dank hab du
Und verpoten das kein kind mee
Kem in den rat als ee
Wann dieser knabe was acht jar alt
Seiner weißheit er nicht entgalt

Der do heimlich raten wil
Der getrau kindern nit zu vil
Wañ kinder und ein trunckner man

Mugen heimlich nicht behan
Unſtet iſt der frauen mut
Des ſeyn ir wort nit wol behut
Was eyn frau weiß wie ſchad es ym̃er mag geſey
Zu hant wiſſen es zwu oder drei
Wovon dir mag geſcheen leit
Das las der frauen ungeſeit
Was du wilt verholn han
Das ſoltu das weib nit wiſſen lan
Doch man ſy darumb loben ſol
Sie mugen das verhelen wol
Das ſie das nicht wiſſen
Wann mancher wirt von in beſchiſſen
Das iſt wol worden ſchein
Dank hab der der an ſie wol mag geſein.

83.

Von einem piſchoff liſt man das
Das er in groſſen eren ſaß
Gelerter pfaffen het er viel
Sein wirdigkeit was an Zil
Nu het er einen jungling
Ein ſchuler kundig auff alle ding
Bey dem was ſeins vettern kint
Der was dem piſchof gar gemynt
Er het auch ein weiſen man
Als ich das vernumen han
Ein erztpriſter geſezt ein
Den leuten zu einem guten ſchein
Nu fuget es ſich auff einen tag
Das der erztpriſter ſiech lag
Und alſo ſiech ſtarb
Der jungling umb das ampt warb
Der piſchoff thet was er begert
Doch des ampts was er ungewert
Darnach nit lenger wart geſpart
Dem piſchof geſendet wart
Ein kerbe mit guten pirn vol

Des danket er dem poten wol
Gar lieb was ym das geſchank
Er ſprach zu dem ſeyn zu hant
Wem mag ich getrauen wol
Der mir der pirn huten ſol
Wurde mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu dem jungling ſprach er da
Iſt das ich dir la
Der pirn ich dir getrauen ſol
Ein peſſern huter funde ich wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sy wurden geſſen gar pald
Ich wil mit nicht der pirn dir
Getrauen des glaube mir
Diſe red erhort ein weiſer man
Mit ernſt ſach er den piſchof an
Er ſprach nu erparm es got
Das ir begangen habt den ſpot
Das ir ſo manch ſalde hant
Bevolhen der euch iſt bekant
Sein kintheit und ſein jugend
Dovon ir ym̄er mugent
Ungemach haben unde leit
Von dem dem ir die pirn habt verſeit
Zu hant ſol der pfleger weſen
Der ſele wie mag dann geneſen
Das ſchaf ſo der wolff zu einem hirten wirt
Auff der ſtraſe wird verirt
Der der den blinden furen ſol
Vallen ſie peide das iſt wol
Die ſchaf gar verirret ſint
Wan zu einem hirten wirt ein kint
Wie bericht der einige man
Der ſich ſelber nicht berichten kan
Wie mag der geſpeiſen wol
Wan̄ der ſelb nym̄er wirt vol
Und lebet ſtet in geitikeit
Zu ſcheren ſind ſie bereit
Speiſten ſie die ſchaf alſo gern
Alſo wol ſie die ſchaf kun̄en geſchern

Die schaf stunden desterpaß
Nu get ir arger list auff das
Wie die schaf wurden geschorn
Ob sie ymer wurden verlorn
Darauff sind sie besorget gar
Sie entruchten nit wie dy sele far
Der weise pischof beval
Dem jungen die sele an zal
Und wolt befelhen nicht
Die pirn das noch offt geschicht
Das er der huten sol
Uber eyn pirn getrauet wol
Wer sie behut dem wil got geben
Umb sein huten das ewig leben.

84.

Von einem ritter sagt man das
Das er in großen eren sas
In reichtum und in wirdikeit
Seinen sun hat er geleit
Zu schule nu kam er auff die trift
Das er die pucher und die schrift
Vil clein geriet zu verstan
Der ritter wolt nit abelan
Er het gern eyn pfaffen gut
Auß ym gemacht das sein mut
Zu schule sant er in gen pareiß
In kunsten solt er werden weiß
Mit großer kost er do was
Doch er nit gar vil las
Er vant do gesellen vil
Mit allerlei seiten spil
Zu pareiß lebt er manchen tag
Do er vil weißheit pflag
Sein zerung was unmasen groß
Des sein vater gar sere verdroß
Do er wider zu lande kam
Und weißheit solt han

Sein vater was gar fro
Ein groß wirtschaft macht er do
Sein freunde lud er alle gleich
Beide arm unde reich
Die zusamen komen dar
Sie nomen des pfaffen alle war
Sein geperde waren clug
Nach pfeffenlichen sitten gnug
Nu sach er durch die stuben durch
Do was eyn loch geporet durch
Darein was ein ku zagel geschlagen
Do hub der hohe pfaff an zu sagen
Mich hat groß wunder genumen
Wie die ku durch das loch ist kumen
Und in dem loch belieben ist
Der zagel zu dieser frist
Er ging auch fur das hauß
Und stellt sich fur die thur hin auß
Und lugt sere den himel an
Der monde begund schon auff zu gan
Vil sere sach er sich umb do
Sein freunde waren alle fro
Sie wenten alle des sicher zu wesen
Er het astronomiam gelesen
Und wer ein herre in hoher kunst
Do was weder witz noch vernunst
Do er den mond ane sach
Vil schnelle ging er hin unde sprach
Eines dinges mich wunder nympt
Des ich mich nit hab geflissen sint
Das der mon gleich auff gat
Dem mond zu pareiß in der stat
So sere das wundert mich
Sy sint an einander ungleich
Es muß sein gar ein weiß man
Der die zwen unterscheiden kan
Do der ritter das ersach
Zu seinen freunden er sprach
Von sach wegen ist mein herz zorn
Kost und erbeit ist gar verlorn
Es dunket mich in meinen sinnen wol

Das er iſt aller narheit vol
Der vater und die freunde ſein
Muſten in ein thoren laßen ſein

Wer von natur iſt unbeſint
Und myn̄er witz hat dan̄ ein kint
Dem mag die ſchule zu pareiß
An ſinnen nym̄er machen weiß
Iſt er ein eſel und ein gauch
Daſſelbe iſt er zu pareiß auch
Wo die natur verirt iſt
Was ſchrifft do hoher pfaffen iſt
Was hilfft das einer zu ſchule fert
Und groß gut an nutz verzert
Er horet hohe meiſter leſen
Ein narre muß er doch ymmer weſen
Gute pucher gewinnet er wol
Ein guter pfaff er nymmer werden ſol
Hie heim ein narre ein rint dort
Dorcht ire werk tump ire wort
Sullen ſie weſen des gelaß
Nye kein pfaffe furpaß.

85.

Ein marckt hub ſich in einer ſtat
Der marckt vil großer freiheit hat
Es waren frauen oder man
Wer do wolt zu marckte gan
Der het fride ſyben tage
Nu horet was ich euch ſage
Der marckt was wol behut
Do was feil allerley ſchlacht gut
Was ymant zu kauffen gert
Des wart er auff der ſtat gewert
Ein hoher pfaff an kunſten reich
Kam auff den marckt und thet gleich
Als er ein Kauffman̄ ſolt weſen
Er ſprach wer do wil geneſen

Das des er mug haben heil
Große weißheit hab ich feil
Fur den kunig die rede kam
Sein knecht sandt er hin dan
Das die mit nicht vermiden
Dan das sie schnelle riden
Und ym kaufften die weißheit
Er sprach ym were nit leit
Was sie darumb musten geben
Die knecht vernumen eben
Groß silber sie do nomen
Do sie zu dem meister komen
Sie sprachen wir sint her gesant
Mein herre der kunig hat euch vermant
Das ir das silber sult nemen
Und sult ym der weisheit geben
Er empfing das silber und sazt sich nieder
Er schreib ein wort und sant wider
Dem kunig pey den knechten seyn
Das wort von deutsch zu latein
Sprach du solt das end ansehen
Deiner werk wañ was dir gescheen
Dir darumb mug gescheen kunstlich
Der weißheit soltu fleissen dich
Den kunig brengt diese gepot
Das daucht sie gar ein spot
Sie hetten alle des geschworn
Das gut wer gar verlorn
Darumb die weißheit ist gegeben
Domit der kunig sein leben
Gehut der kauff gevil ym wol
Das wort was großer kunst vol
Er hieß es schreiben an sein thur
Mit gulden puchstaben wer do fur
Ginge der mocht es wol lesen
Der kunig wer anders tot gewesen
Eins mals als ich euch sagen wil
Het er heimlicher veint vil
Dy stellten sere auff sein tot
Und heimlichen das sie nit in not
Komen fur die missetat

Nu gingen ſie heimlich zu rat
Ein ebenteuer die was clein
Gemeiniglich komen ſie uberein
Das ſie gelt und gut wolten geben
Einem barbirer der dem kunig ſein leben
Neme ſo er ym ſolt ſcheren
Sie wolten ihn des gelts geweren
Als ſchnelle er es het getan
Nu wolt der ſcherer heimlich gan
Zu dem kunig in den pallas
Und wolt von ſtund enden das
Darumb er empfangen het das gut
In groſze forcht kam ſein mut
Do er dy ſchrifft ſach an
Do begund er aldo ſtille ſtan
Das ende deiner werk ſoltu an ſehen
Und was dir darumb mag geſchehen
Vil ſchnelle er zittern began
Ein totlich farb er gewan
Do in der kunig ane ſach
Schnelle er zu ym ſprach
Sag an was iſt dein not
Oder du muſt leiden den tot
Der kunig lieſz in ſchnelle fahen
Und vil ſchwerlichen ſchlahen
Der bekant des mordes den er wolt haben gethan
Des er durch der ſchrift willen muſt lan
Die ym das erwendet hat
Das auff der thur geſchrieben ſtat
Alſo behilt der kunig ſein leben
Sein veind muſten ym all geben
Im das gut das was wol
Das gekaufft wort das was nutzes vol

Wer das end anſehen kan
Seiner werk das iſt ein weiſz man
Wer das end anſehen wil
Der kumpt nit auff der reue zil
Das ende vertreiben kan
Die ſunde wer do ſiehet an
Ein gut ende macht das

Alles das vor pose was
Ein gut ende macht alles das gut
Ein gut ende nym̄er ubel thut
Der schifman in dem ende stat
Und richtet das es wol gat
Wer sich do in das ende leit
Und gewyñet mit ym nymer groß leit.

Alle diese sechs Fabeln (die zweiundachtzigste ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, sondern die wahre Geschichte des jungen Papirius ist, dessen Name in Papius verstellet worden) wird man von keinem ältern Dichter erzählet finden. Ob sie aber darum ursprünglich deutsche Erfindungen sind, davon ein Mehreres in meiner zweiten Entdeckung über diese sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, welche den wahren Namen des Verfassers betrifft, und die ich in den zweiten Beitrag verspare.[1]) Ich sage itzt nur so viel davon, daß dieser Name aus einer Handschrift unsrer Bibliothek von Gottscheden mit einer Oscitanz — ich weiß kein anderes Wort, Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihresgleichen haben dürfte.

---

1) Siehe unten S. 949 ff. — A. d. H.

Romulus und Rimicius.

Romulus und Rimicius.[1])

Mit jener Entdeckung hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Aesopischen Fabel verirret. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerm Fleiße studirte als den Phäder. Und damals, wie oft wünschte ich mich in die Bibliothek zu Wolfenbüttel! Denn nur allzu oft stieß ich in den Noten des Gudius über meinen Autor auf Dinge, die ich mir dort und nur dort aufklären zu können versprach.

Es ist bekannt, daß diese Noten des Gudius über den Phäder nicht von ihm selbst, sondern verschiedne Jahre nach seinem Tode von dem ältern Peter Burmann herausgegeben worden.*) Und es ist ebenso bekannt, daß der größte Theil der hinterlassenen, eignen und fremden Handschriften des Gudius in unsre Bibliothek gekommen. Nun wußte ich zwar, daß die Papiere, aus welchen Burmann seine Ausgabe besorgt, sich nicht mit darunter befinden könnten, als welche längst zuvor von den Erben des Gudius an Gräven überlassen worden. Allein Gudius bezog sich in den Noten selbst noch auf so Manches, das meine Neugierde reizte, besonders auf verschiedne alte Codices, die er selbst zu Rathe gezogen, selbst in Händen gehabt hatte. Und von diesen durfte ich vermuthen, in Wolfenbüttel Einiges wiederzufinden, das, wenn es Burmann gleichfalls vor sich gehabt hätte, er gewiß näher angezeigt und in manchen Fällen mehr genutzet haben würde.

Alles dieses, wie gesagt, fiel mir itzt wieder ein, und ich

*) Nämlich zuerst 1698. Gudius starb 1689.

1) „Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erster Beitrag von Gotthold Ephraim Lessing", Braunschweig 1773, S. 43—82. — A. d. H.

sahe, daß ich zu Erfüllung meines alten Wunsches nichts brauchte, als die Hand auszustrecken und mir gewisse Ideen wieder klar und deutlich zu machen, die ich mich nur eben noch gehabt zu haben erinnern konnte.

Und warum nicht? Ich fing an und suchte, und das Erste, worauf mich unsre Catalogi wiesen, war die eigenhändige Abschrift des Gudius von dem Codice Divionensi, auf den er sich verschiedentlich in seinen Noten beruft. Ich ergriff ihn mit Vergnügen, aber schwerlich hätte ich mir in dem ersten Augenblicke auch wohl nur träumen lassen, welchen besondern Aufschluß er mir in einer Sache gewähren würde, über die sich mit und ohne Verschulden der fleißigsten und scharfsichtigsten Gelehrten die äußerste Dunkelheit und Verwirrung seit vielen Jahren verbreitet hatten.

Diese Sache verhält sich so. — Als Isaac Nevelet 1610 die alten Fabeldichter unter dem Titel Mythologia Aesopica alle insgesammt herausgab, bezog er sich zu Wiederherstellung der ächten Lesart des Phädrus auf einen gewissen Rimicius, welcher die Fabeln desselben in Prosa aufgelöset habe. Und dieser prosaische verstümmelte Phädrus war bereits längst gedruckt, ehe der wirkliche vom Pithöus 1596 an das Licht gezogen wurde. Nevelet hatte eine alte Ulmer Ausgabe davon vor sich, die ihm Gruter aus der Heidelbergischen Bibliothek geliehen hatte. Gleich bei der zweiten Fabel des ersten Buchs gedenkt er derselben: Sic enim *Rimicius* quidam qui Phaedri fabulas soluta oratione reddidit, servatis ut plurimum verbis, hac eadem de re loquens ait — Rimicii hujus exemplar mihi e Palatina Bibliotheca suppeditavit V. A. *Janus Gruterus*, Ulmae olim impressum. Fabulas Aesopi, Avieni et Anonymi nostri fabulatoris latina germanicaque oratione exposuit. Id monendum hoc loco duxi, quod aliquoties hujus Rimicii facturus sum mentionem. Zu gutem Glücke mußte ich eben diese Ulmer Ausgabe auch in unsrer Bibliothek antreffen, und sie ist es, ohne die mir doch wohl die Abschrift des Codicis Divionensis so viel als nichts genutzt hätte. Ich mußte beide Stücke zugleich vor Augen haben, wenn ich die Wahrheit erkennen sollte.

Doch nur erst weiter. — Auf diese Quelle kritischer Verbesserungen des Phädrus, so verdorben sie auch sein mochte, hatte sich Gudius von dem Nevelet nicht umsonst verweisen lassen. Ich kann aus seinen Anmerkungen, wie sie Burmann herausgegeben, zwar nicht sehen, ob er die nämliche Ulmer Aus-

gabe dieses sogenannten Rimicius vor sich gehabt. Aber ein Manuscript von eben diesem Rimicius führt er an und nennt es sein eigen.*) Neveletius ex Rimicii cujusdam sterquilinio gemmulam, ut putat, eruit, *vestibus*. — In MS. nostro Rimiccii est *sedibus*. Eben dieses Manuscript ist es ohne Zweifel, welches er an einem andern Orte**) Sciassianum Rimicii codicem[1]) nennet. Ich bekenne meine Unwissenheit, warum Sciassianum. Mir fällt weder ein Ort noch ein Gelehrter ein, nach welchem es diese Benennung führen könnte. Und was läge daran, wenn es weiter nichts wäre? Allein, was dem Gudius noch immer Rimicius, höchstens Remiccius heißt, das nennt er weiterhin Romulius. Ja, damit wir nicht zweifeln können, daß er ein und ebendasselbe Werk meine, so sagt er ausdrücklich:***) Romulius sive, ut Neveletio vocatur, Rimiccius. Und hier hebt die Verwirrung an.

Sie war auch schon ziemlich auf das Aeußerste gekommen, als Joh. Fr. Nilant 1709 alte Fabeln herausgab, in welchen er ebenfalls mißgehandelte Glieder des Phädrus zu erkennen glaubte. Incredibilis, sagt er in der Vorrede, videbatur virorum doctorum fluctuatio in multiplicatione nominum et personarum; quippe quum *Romulus* vel *Romulius* sive *Romalius*, *Rimicius* sive *Rimiccius* vel *Remicius* sive *Remiccius*, denique *Rinucius* vel *Rinuncius* audiat, tum etiam ista nomina nunc uni, nunc duabus personis tribuuntur. Denn da er jenen gänzlich anonymen Fabeln eine andere ähnliche Sammlung aus einer Handschrift beifügen wollte, die den Namen des Romulus führte, so konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, daß Gudius schon einen solchen geschriebenen Romulus vor sich gehabt habe, den er für den gedruckten Rimicius des Nevelet gehalten. Und so, indem er diesem nachspürte, um gewiß zu sein, daß er keine vergebene Arbeit unternommen, geschah es, daß er sich von einer Seite der Wahrheit um einige Schritte näherte und auf der andern sich um so weiter von ihr entfernte.

Nilant war nämlich so glücklich, zwar nicht völlig eben=

*) Ad Fab. 3. Lib. I.
**) Ad Fab. 30. Lib. I.
***) Ad Fab. 15. Lib. III.

1) Gemeint ist die sog. Weißenburger Handschrift, aus dem Kloster St. Peter und Paul zu Weißenburg im Elsaß stammend, jetzt Gudianus 148 zu Wolfenbüttel, die älteste und zarteste Prosaauflösung des Phädrus, oder vielmehr ein nur durch Unwissenheit der Abschreiber entstellter Phädrus; vgl. Oesterley, „Romulus“, Berlin 1870, S. XII ff. — A. d. H.

dasselbe alte zu Ulm gedruckte Fabelbuch, das Nevelet aus der Heidelbergischen Bibliothek gehabt hatte, aber doch ein anders ihm sehr ähnliches zu bekommen, in welchem bis auf die deutsche Uebersetzung Alles enthalten war, was Nevelet in jenem gefunden hatte. Aus diesem nun erkannte er gar bald, daß Rimicius schlechterdings ein ganz neuer Schriftsteller sei, dem in dem ganzen Werke weiter nichts gehöre als die Uebersetzung von dem Leben des Aesopus und von nur einigen wenigen Fabeln desselben. Er erkannte zugleich, daß die Fabeln, welche Nevelet dem Rimicius zugeschrieben, auch hier dem Romulus gehörten, und schloß, daß sich Nevelet blos übereilt habe, wenn er dem Herausgeber der Sammlung etwas beigelegt, was sich Dieser in der Sammlung selbst nicht anmaße.

Denn für diesen, für den Herausgeber sowohl seiner als der Nevelet'schen alten Ulmer Ausgabe, glaubte Nilant den Rimicius wenigstens annehmen zu müssen. Er nannte daher die darin enthaltenen Fabeln des Romulus in den Anmerkungen zu seinem Romulus fast immer Rimicii Romulum, theils um ihn dadurch von seinem zu unterscheiden, theils aber auch, weil er glaubte, daß Rimicius wohl nicht immer in Herausgebung des Romulus den Handschriften treu geblieben sein dürfte, ohne hier und da etwas von dem Seinigen hinzuzusetzen. Licet, sind seine Worte, enim crebris sordibus obsitus esset liber cum auctoris, tum fortasse editoris injuria, tamen u. s. w. Und dieser Verdacht, sieht man wohl, wozu er eigentlich abzwecken sollte. Der vermeinte Romulus des Rimicius mußte vermuthlich verfälscht sein, damit der Romulus des Nilant nur allein für den ächten, aus einer Handschrift treulich gezogenen Romulus gelten könne.

Inwieweit die Gelehrten nach dem Nilant sich diese seine Entscheidung gefallen lassen, darum will ich mich itzt nicht bekümmern. Der ältere Burmann schien sich ganz und gar nicht daran zu kehren; denn er fuhr fort, den Romulus jener ältern Ausgabe Rimicius zu nennen, so oft er ihn unter seinen aus ihm mit zum Theil hergestellten Fabeln anzuführen Gelegenheit fand.*) Unserm Christ hingegen, als er einen ähnlichen, aber

*) Nämlich in dem Appendice Fabularum, der sich bei der zweiten Auflage seines Phädrus in 8⁰ befindet. Und in der Vorrede zu eben dieser Auflage: — Fabulas Aesopias, sive a Rimicio, sive a Romulo, sive a quocumque elaboratas.

kühnern Versuch wagte, war der Nilant'sche Romulus einzig und allein Romulus.*) Und so oder so hielten es Mehrere.

Man weiß von dem Knoten schon genug, um nach der völligen Auflösung desselben begierig zu sein, die sich wie von selbst darbieten wird, wenn ich vorher Zweierlei werde erwiesen haben. Vors Erste, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig ebenso guter Romulus ist, als Nilant nur immer ans Licht gebracht. Zweitens, daß Rimicius nie das Allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt, daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

I. Jenes Erstere nun ist eben das, was mich die obgedachte Abschrift des Codicis Divionensis gelehrt hat. — Daß dieser Codex ein Romulus sei, konnte ich zwar schon aus den Noten des Gudius schließen. Nur daß er vollkommen der Romulus sei, welchen Nevelet unter dem Namen Rimicius anführet, konnte ich allein aus ihm selbst lernen. Es ist die nämliche Sammlung alter Fabeln, auf die nämliche Art in vier Bücher getheilet, deren jedes die nämlichen zwanzig enthält. Mit dem einzigen geringen Unterschiede, daß die Handschrift in dem vierten Buche zwei Fabeln mehr hat als die gedruckte Ausgabe, wie auch sonst noch ein paar unerhebliche Zusätze; wogegen wiederum in dem Gedruckten eine Fabel vorkömmt, die dort fehlet. Nicht zu vergessen, daß die 13. Fabel des ersten Buchs nach der gedruckten Ausgabe in der Handschrift zwischen der 7. und 8. des zweiten Buchs zu stehen gekommen, wodurch diese Bücher ungleich geworden und das erste aus 19, das zweite dafür aus 21 Fabeln bestehet. Was aber hiernächst das Hauptwerk ist, so sind auch die Fabeln selbst, hier sowohl als dort, fast mit ebendenselben Worten erzählet. Der Stellen sind sehr wenige, wo die Handschrift merklich von dem Gedruckten abweicht, und in den geringern Verschiedenheiten scheinet die eine ebenso oft als das andere die bessere Lesart zu haben. Proben hiervon zu geben, würde mich zu weit führen. Aber die beiden Fabeln will ich ganz hersetzen, welche das vierte Buch in der Handschrift mehr hat. Es ist die 13. und 14.

*) Ich will sagen, daß er in seinen zwei Büchern *Fabularum veterum Aesopiarum* den Romulus in der alten Ulmer Ausgabe nie zu Rathe ziehet; welche alte Ulmer Ausgabe ihm aber auch nur zur Hälfte bekannt gewesen. Wie dieses zugegangen, wird man in der Folge sehen.

XIII.

Cornix sitiens accessit ad urnam dimidiam aquae et eam conabatur evertere. Sed qm̄ fortiter stabat, non poterat eam movere, quod cum videret, hoc argumentum invenit, sumens calculos misit in urnam et ex multitudine calculorum aqua ex urna sursum porrecta est, et sic suam satiavit sitim.

XIV.

Puer in silva auguria captans stetit super quendam lapidem, sub quo jacebat scorpius, quem conabatur vertere. Cui scorpius dixit sic. Vide miser, ne dum me captas, te ipsum perdas. Praecipit haec fabula nihil tale audere, quod sit periculosum.

Die erstere von diesen Fabeln ist die 27. des Avianus, und der ältere Plinius erzählet ein Gleiches als wahre Geschichte von einem Raben. Sie ist auch von neuern Fabeldichtern vielfältig nacherzählet worden. Von der zweiten wüßte ich dieses nicht. Doch verdient sie es auch kaum, und es würde Mühe kosten, ihr eine erträgliche Wendung zu geben. Die einzige Fabel, welche das gedruckte Werk dagegen voraus hat, ist die letzte des vierten Buchs, Abies et Arundo. Was aber die übrigen unerheblichen Zusätze der Handschrift anbelangt, so sind es größtentheils Worte ohne Sinn. Der eine folgt auf die 21. Fabel des vierten Buchs und ist als eine besondere Fabel überschrieben: De statua sua Aesopus ad cives. Es ist eine barbarische Abkürzung und Verstümmlung von dem Epilogus des zweiten Buches im Phäder:

Aesopo ingentem statuam posuere Attici etc.

Weil sie aber doch noch zu etwas gut ist, will ich sie abschreiben.

Scripta et ingenium Aesopi ut agnoverunt quod multarum semitarum amplissimas faceret vias et pepercisset humilibus dum alligaverit multos qui erant summi atticorum, statuam posuerunt Aesopo, cui substatuti sunt c̄rculi, qm̄ artis vias ingenio intellexi, mox fabulas edidi. Ideo cives posuimus statuam, quod est alicujus laboris bona remuneratio: sic scientes sequi querellas.

Das sei zugleich eine Probe von der Treue, mit welcher Gudius den alten Codex behandelt hat. Die Abkürzungen, welche zwei-

selhaft waren, hat er mit allem Fleiße nachgemalt, ohne sie auf das Ungewisse auszuschreiben. Und nun, wozu er noch gut ist, dieser Wust! Er ist der unbekannte Belag einer sehr schönen Verbesserung, welche Gudius in jener Stelle des Phäder gemacht hat:

Aesopo ingentem statuam posuere Attici.

Dieses ingentem statuam ist sehr unschicklich. Es wird doch gewiß keine kolossalische Statue gewesen sein. Sie wird doch gewiß nicht größer gewesen sein, als sie die Athenienser andern verdienten Männern zu setzen pflegten. Gudius wollte also dafür gelesen wissen, Aesopi ingenio, und Burmann gab dieser Aenderung seinen völligen Beifall. Crediderim Gudium, sagt er, quia *Aesopi* erat in MS. dexterrime conjecisse *Aesopi ingenio*. Aber in welchem Manuscripte hatte er dieses Aesopi gelesen? In den beiden, welche Pithöus und Rigaltius gebraucht hatten, gewiß nicht. Folglich war es ohne Zweifel dieser Codex Divionensis, auf den er sich bei Ausarbeitung seiner Noten berufen wollte. Denn in der That findet sich nicht allein hier Aesopi, sondern das völlige Ingenium Aesopi, wogegen das statuam ganz ohne Beiwort stehet. — Der zweite Zusatz unserer Handschrift ist Magistro Rufo Aesopus überschrieben. Und von diesem werde ich schicklicher an einer andern Stelle reden.

Wenn nun also der zu Ulm gedruckte Romulus mit dem in dieser Handschrift von Dijon enthaltenen Romulus so genau übereinstimmet, was könnte noch hindern, ihn für ebenso gut als den zu erklären, welchen uns Nilant geliefert hat? Die Handschrift von Dijon selbst müßte jünger und daher unsichrer sein als die, welche Nilant vor sich hatte. Daran aber zweifle ich sehr. Denn Nilant sagt von dem Alter der seinigen, die der Bibliothek zu Leyden gehörte, gar nichts, und ich schließe daraus, daß es nicht beträchtlich gewesen. Gudius hingegen giebt der Handschrift von Dijon mehr als fünfhundert Jahre. Ex vetusto codice, bezeugt er auf dem Titel seiner Abschrift, Divionensi monachorum sectae Benedictinae. Membranae illae quingentorum et amplius annorum forma praegrandi exhibebant Plinii Historiae Nat. Libros XXXII, quibus praemittebantur hi quatuor libelli fabularum sub nomine Romuli cujusdam, quem quisquis ille fuerit, nam nomen nobis confictum videtur, Phaedri nostri et fabulas et verba maximam partem sublegisse, alias monebimus.

Doch was sage ich, nur ebenso gut? Der alte Ulmer Romulus ist offenbar weit besser als der Nilant'sche, und wir hätten diesen ohne den geringsten Verlust entbehren können. Denn war

die Leydner Handschrift auch nicht jünger als die von Dijon, so war sie doch gewiß von einem weit elendern Abschreiber, der nicht allein vier Bücher in eines schmelzte und Alles daraus wegließ, was ihm nicht anstand, sondern auch den kurzsichtigen Mönch bei aller Gelegenheit zeigte. Und daß diese Mönchsspuren sich weder in der Handschrift von Dijon noch in der alten gedruckten Ausgabe finden, erweckt für beide kein schlechtes Vorurtheil. Ein Exempel wird es zeigen, was ich unter diesen Mönchsspuren verstehe. Man nehme die siebente Fabel nach dem Nilant, welches die sechste im ersten Buche des Phädrus ist. „Ein Dieb machte Hochzeit, und Aesopus erzählte, in welches Schrecken einst die Frösche gerathen wären, als die Sonne heirathen wollen." Dieses will auch Romulus nach seiner Art erzählen und schickt die Moral voraus: a Natura nemo mutatur, sed de malo pejor nascitur. So lautet sie in dem alten Gedruckten, so lautet sie in dem Manuscripte von Dijon. Und wie bei dem Nilant? A natura nulla Creatura mutatur excepto Homine et Angelo, sed dictu saepius de malo pejor nascitur. Die Moral ist freilich nicht wahr, aber ihr so nachhelfen, sie so berichtigen, das konnte nur der dümmste von allen Mönchen. Und so an mehrern Orten. Der bessere Romulus schrieb zu Anfange seines zweiten Buchs: Omne genus fabularum probatur contra homines. Quis enim malus nisi homo? Et quis bonus nisi homo? Nun höre man den Romulus des Nilant: Omne genus fabularum sine dubio directo tramite ad homines refertur; nemo enim potest esse bonus malus, non nisi homo; de Deo enim et Angelis non est nobis sermocinatio. Der bessere Romulus zieht aus der bekannten Fabel von der Matrone zu Ephesus die Lehre: Casta est illa mulier quae importunum non patitur. Er hatte eben diese saubere Lehre in der vorhergehenden Fabel mit den Worten ausgedrückt: Foemina nulla se importuno negabit. Ich mag diese Lehre auch nicht zu der meinen machen. Aber was meinet man, mit welcher andern Lehre sie der Romulus des Nilant vertauscht? Ammonet subsequens Fabula, quod habent homines mortui, quod timeant post mortem, et non quod doleant. Die Fabel von der Matrone zu Ephesus! — Wenn überhaupt die Fabeln des Romulus noch nicht wären gedruckt gewesen, so hätte Nilant mit den seinigen Dank verdient. Aber da sie längst gedruckt waren, weit vollständiger und unverfälschter gedruckt waren, wäre es nicht besser gewesen, wenn er den alten Druck mit den Lesarten seines Manuscripts wieder hätte auflegen lassen? Er scheinet so etwas selbst empfunden zu haben. Denn

er bekennt nicht allein in den Noten zu seinem Romulus, daß der alte Romulus sehr oft gedrungener, schicklicher und lateinischer sei, sondern weil sein Romulus auch nur 45 Fabeln hat, der Ulmer Romulus aber 80, so fügte er aus diesem noch einen Anhang hinzu mit folgender Vorerinnerung. Sequentes Fabulae reperiuntur quoque apud editum Romulum, cujus ne quid desideretur, et quia nonnullae Phaedri phrases diserte exhibent, eas in postremo agmine collocavi. Aber auch so kommen wir nicht ohne Schaden davon. Denn da, wie gesagt, sein Romulus nur 45 Fabeln hat und in diesem Anhange nur noch 15 aus dem alten Romulus nachgeholet werden, so fehlen zu der vollen Zahl, welche dieser hat, noch ganzer 20. Ich will sie nach unserm Manuscripte namhaft machen, diese 20 Fabeln; und da ich den Unterschied, der sich zwischen diesem und dem alten Drucke findet, genau genug angegeben habe, so wird man sie ohne Mühe auch in diesem finden, wenn er etwa einem meiner Leser zur Hand sein sollte. Zugleich will ich dabei anmerken, welche davon im Phädrus vorkommen, damit man nicht glaube, wenn keine daselbst vorkäme, daß sie der Kritikus folglich doch nicht vermissen würde, weil er den einzigen Gebrauch nicht davon machen könne, der sich von diesen alten armseligen Dingen noch machen lasse. Hier sind sie.

Lib. I.	Fab.	10.	Homo et Colubra.	(*Phaed. IV.* 18.)
-	—	11.	Asinus irridens Aprum.	(*Phaed. I.* 29.)
Lib. II.	—	7.	Venator et Canis.	(*Phaed. V.* 10.)
-	—	10.	Hoedus et Lupus.	
-	—	11.	Pauper et Serpens.	
-	—	13.	Calvus et Musca.	(*Phaed. V.* 3.)
-	—	14.	Vulpis et Ciconia.	(*Phaed. I.* 26.)
-	—	16.	Graculus superbus et Pavo.	(*Phaed. I.* 3.)
-	—	18.	Formica et Musca.	(*Phaed. IV.* 23.)
-	—	19.	Lupus et Vulpis, judice Simio.	(*Phaed. I.* 10.)
-	—	20.	Mustela et Homo.	(*Phaed. I.* 22.)
-	—	21.	Rana rupta et Bos.	(*Phaed. I.* 24.)
Lib. III.	—	6.	Lupus, Vulpis et Pastor.	
-	—	12.	Vipera et Lima.	(*Phaed. IV.* 7.)
-	—	18.	Negotiator et Asellus.	
-	—	19.	Cervus et Boves.	(*Phaed. II.* 8.)
Lib. IV.	—	13.	Cornix sitiens.	
-	—	14.	Puer et Scorpius.	
-	—	18.	Pulex et Camelus.	
-	—	21.	Ovis et Cornix.	

Ich sehe wohl, was man zur Entschuldigung des Nilant hier sagen kann. Von diesen 20 Fabeln, kann man sagen, sind nur zwei, welche ganz und gar bei ihm vermißt werden, nämlich die 13. und 14. des vierten Buchs. Und dieses sind ebendieselben, welche, wie schon gedacht, selbst in dem alten Drucke mangeln. Die übrigen achtzehn hat er deswegen übergangen und aus dem alten gedruckten Romulus nicht mit in den Anhang übergetragen, weil sie alle schon bei seinem Anonymus vorkommen.

Aber doch, antworte ich hierauf, nicht völlig so vorkommen, daß sie gänzlich vernachlässiget zu werden verdient hätten. Nicht zu gedenken, daß doch auch in seinem Romulus mehr als eine Fabel anzutreffen, die wir gleichfalls schon bei dem Anonymus gelesen hatten. Und was ist dieser Anonymus überhaupt viel Anders als ein schlechter verstümmelter Romulus? Ja, ich würde sagen, er sei ganz und gar nichts Anders, wenn er nicht allerdings noch verschiedene Fabeln enthielte, welche der vollständige aus vier Büchern bestehende Romulus nicht hat. Diese sind die 2., 6., 8., 19., 24., 25., 30., 31., 32., 34., 36., 53., 57., 58. und 67.; worunter die 2., 31., 32. und 57. Fabeln des Phädrus sind.[1]) Was sich aus diesen dem Anonymus eigenen Fabeln schließen läßt, will ich ein andermal anzeigen, wenn ich einen sonst wo bemerkten Grund ebenderselben Vermuthung beizubringen Gelegenheit habe. Itzt bestehe ich nur darauf, daß besagter wenigen Fabeln ungeachtet, die sich in den vier Büchern des Romulus nicht finden, es doch noch immer das Beste gewesen wäre, wenn uns Nilant diesen ganzen Romulus blos mit einem Zusatze derselben vermehret und, wie gesagt, mit den Lesarten seines Manuscripts bereichert wiedergegeben hätte. Denn auf diese Weise hätten wir doch nun etwas Vollständiges, welches uns itzt fehlet, und um so mehr fehlet, je seltner der alte Ulmer Romulus sich gemacht hat.

Schon Nilant mußte ihn mit vieler Mühe auftreiben und trieb ihn doch nur endlich in einem verstümmelten Exemplar auf. Er klagt an mehr als einer Stelle, daß ganze Blätter darin ausgerissen; und wenn er sonach auch schon den Einfall bekommen hätte, zu thun, was ich für das Bessere halte, so würde er es nicht

---

1) Phaedr., I. 20, 25, 27 und 9. Die andern finden sich mit Ausnahme der 24. und 25. in der Appendix Burmanni als No. 7, 8, 11, 13, 14, 16, 26, 29 und 34. Vgl. unten S. 947, Anm. 1. Lessing's Urtheil über den Anonymus Nilant's tadelt mit Unrecht Roth in seinem Auffatz über die mittelalterlichen Sammlungen lateinischer Thierfabeln, Philologus, I. S. 525. — A. d. H.

gekonnt haben. — Dieses bringt mich zu meinem zweiten Punkte, bei welchem die Hauptsache auf der nähern Kenntniß des alten Buches selbst, das Nilant hatte und nicht hatte, beruhen wird.

II. Ich will hier beweisen, daß Rimicius nie das Allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt, daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

Daß Rimicius und Romulus zwei ganz verschiedene Personen sind, die Jahrhunderte aus einander gelebt haben, hat schon Nilant erwiesen und ohne Mühe erweisen können, da Rimicius das, wovon er ohnstreitig der Urheber ist, einem Cardinale Antonius Cerdanus zugeeignet hat, der 1459 gestorben, die Fabeln des Romulus hingegen in Handschriften vorkommen, die offenbar vier- bis fünfhundert Jahre älter sind.[1]) Wer sonst Rimicius gewesen, und was es für Streitigkeiten über seinen Namen setzt, davon kann man den Cardinal Quirini in seiner Einleitung zu den Briefen des Franciscus Barbarus,*) vornehmlich aber in seinem Schreiben an Schelhornen beim Freytag**) nachlesen. Mir kömmt es hier nicht sowohl auf seine Person als auf das an, was er wirklich geschrieben, und was er nicht geschrieben.

Rimicius hat das Leben des Aesopus und Fabeln des Aesopus aus dem Griechischen übersetzt. Das ist unwidersprechlich. Ob er den Druck dieser Uebersetzung selbst erlebt habe, getraue ich mir nicht zu sagen, da, wie schon gemeldet, der Cardinal, welchem er sie zugeeignet, bereits 1459 gestorben. Aber gedruckt wurde sie doch, und zwar schon 1476 zu Mailand.[2]) Fabricius hat nur eine spätere Ausgabe von 1480 gekannt, aber jene frühere hat Quirini selbst vor sich gehabt und in dem angeführten Briefe beschrieben. Ich finde sie in unserer Bibliothek nicht, Quirini sagt auch nicht, was sie für Fabeln enthalte, als welches zu seiner Absicht nicht erforderlich war; eine Stelle jedoch aus einer sogenannten Anacephalaeosis totius operis, welche er ganz beibringt, würde allein mich dieses Punktes wegen außer aller Ungewißheit setzen. Rimicius sagt nämlich: Quod vero longe plures *(fabulas)* Aesopus confecerit hinc vel maxime conjectari licet; nam in describendo fabulas cum sequatur ordinem Alphabeti, in his

*) *Diatr. praeli.* Part. I. cap. 4. §. 7.
**) Tomo III. *Apparat. litter. Append.*

1) Hier hat Lessing sich um 100 Jahre verrechnet; vgl. S. 939, Anm. 3. — A. d. H.
2) Jetzt ist eine noch ältere Mailänder Ausgabe von 1474 bekannt. — A. d. H.

hae deficiunt literae etc. Und dieser Umstand von der alphabetischen Ordnung, welcher in den Fabeln des Romulus auf keine Weise merklich ist, würde, meine ich, schon allein gnugsam beweisen, daß es nicht diese sind, sondern daß es die gewöhnlichen griechischen Fabeln des Aesopus sein müssen, so wie wir sie itzt haben, wenn mich auch nicht der Augenschein anderweits davon überzeugt hätte. Denn es ist mehr als eine spätere Ausgabe von den Fabeln des Aesopus vorhanden, worin sie vorkommen, die Rimicius übersetzt hat, und unter seinem Namen, mit seiner Vorrede vorkommen. Ich will statt aller nur die Sammlung des Dorpius nennen, wovon ich einen Frankfurter Druck von 1587 in 8°. vor mir habe. In diesem folgen die Fabeln des Rimicius unmittelbar auf die, welche Laurentius Valla schon vor ihm übersetzt hatte, und gehen von der 373. bis auf die 472. Es sind deren also gerade hundert, die ich anfangs lediglich von den ältern 149 Aesopischen Fabeln zu sein glaubte, welche wir die Planudeischen zu nennen pflegen. Denn ich urtheilte so: die übrigen 148 Aesopischen Fabeln hat Nevelet erst 1610 zuerst herausgegeben, und er nennt sie ausdrücklich nunquam hactenus editas. Wie kann also eine von denen unter den Fabeln des Rimicius sich finden, die bereits 1476 sollen gedruckt sein, und die ich hier wirklich wenigstens von 1587 vor mir habe? Allein ich sahe mich zu meiner nicht geringen Befremdung betrogen, als ich unter den hundert Fabeln des Rimicius mehr denn dreißig zählte, welche allein unter den Nevelet'schen vorkommen. Das nunquam hactenus editae des Nevelet muß also nur von dem griechischen Texte gelten. Wenn es auch noch von diesem gilt! Doch davon anderswo.

Wenn Rimicius nicht der Erste war, der die griechischen Fabeln des Aesopus durch seine Uebersetzung in Europa bekannt machte, indem ihm nicht allein, wie schon berührt, Laurentius Valla mit einigen, sondern auch Omnibonus*) ohne Zweifel mit mehrern darin zuvorgekommen, so war er doch der Erste, wie es scheint, durch den sie nach Deutschland kamen. Nicht daß man

*) Die ich nur noch aus einer Stelle des Cardinal Quirini kenne. Ea Omniboni versio, quam manuscriptam habuit Naudaeus teste Labbeo Biblioth. nova MSS, vetustior utique ea Rimicii, Mediolani publicata ab Antonio Zaroto Parmensi anno MCCCCLXXVI, licet Rimicius in Prooemio ad Antonium tituli S. Chrysogoni Presbyterum Cardinalem ita de suo labore loquatur, ut primus ipse Aesopum e Graecia in Latium convexisse videatur *Diatribe Praelim. ad Fr. Barbari Epistolas*, pag. 108.

in Deutschland von gar keinen Aesopischen Fabeln gewußt hätte; man las die mehrgedachten Fabeln des Romulus, unter dessen Namen auch die elegieischen Fabeln des Anonymus beim Nevelet im Gange waren; man las die Fabeln des Avianus, des Cyrillus, des Adelfonsus[1]) und Anderer. Nur die eigentlichen Aesopischen Fabeln des Aesopus, wie sie, wenn auch nicht von ihm selbst, seinen Zeiten doch um so viel näher, wo nicht in seiner, doch in einer Sprache aufgezeichnet worden, in der er die meisten und glücklichsten Nachahmer gehabt, waren bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts unsern Vätern völlig unbekannt und kamen, so wie aus Griechenland nach Italien, also aus Italien nach Deutschland.

Und, wie gesagt, aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst in der Uebersetzung des Rimicius, aus welcher auch sofort diejenigen Fabeln, die ganz neu waren, wovon sich nichts Aehnliches bei jenen barbarischen Nacherzählern fand, ihnen beigefügt und den allgemeinen Fabelbüchern einverleibet wurden.

Ein solch allgemeines Fabelbuch war denn auch das, welches Nevelet vor sich hatte, und welches in seiner Hand die Veranlassung zu den nachher so oft und gleichwohl so ohne Grund verwechselten Namen des Romulus und Rimicius wurde. Soll ich kurz sagen, wie es das wurde? Weil Nevelet ein junger Franzose war, der ganz gewiß kein Wort Deutsch verstand und viel zu stolz, viel zu voreilig war, als daß er sich hätte lange erklären lassen, was er nicht verstand.

Nevelet sagt, wie oben schon angeführt worden, daß dieses alte Fabelbuch zu Ulm gedruckt gewesen, und daß es die Fabeln des Aesopus, des Avianus und seines Anonymus lateinisch und deutsch enthalten. An einer andern Stelle, nämlich in den Noten über seinen Anonymus, bei der 21. Fabel, wo sich in dem alten Werke ein zweites Buch anfängt, fügt er mit ausdrücklichen Worten hinzu, daß er Rimicius heiße, welcher sowohl die prosaische lateinische Uebersetzung dieser als auch die deutsche Uebersetzung der nämlichen und übrigen Fabeln gemacht habe. Rimicius, ein Italiener, eine deutsche Uebersetzung!

---

1) Richtiger Petrus Alphonsi, ursprünglich Moses, ein spanischer Jude, in seinem 44. Jahre zu Osca am Peter Paulstage 1106 getauft und nach seinem Tauftage und seinem Pathen, dem König Alphons VI., benannt. Seine Fabeln sind in seiner „Disciplina clericalis“ enthalten, welche Fr. Wilh. Val. Schmidt, Berlin 1827, zuerst vollständig herausgegeben hat. Im Steinhöwel'schen Aesop stehen unter dem Namen Adelfonsus 15 derselben, von denen nur die 12. in der „Disciplina clericalis“ fehlt. — A. d. H.

Ich bin sehr gewiß, daß ich schlechterdings das nämliche Buch vor mir habe, welches Nevelet vor sich hatte, nicht blos ein nur ähnliches, wie Nilant; und man soll nun gleich hören, wie viel Antheil Rimicius daran hat, und ob er auch nur für den bloßen Herausgeber, wie Nilant meinte, mit irgend einer Wahrscheinlichkeit könne gehalten werden.

Das Buch ist in klein Folio, und mit dem Orte des Druckes hat es seine Richtigkeit. Es ist zu Ulm, und zwar bei Johann Zeinern gedruckt. „Geendet säliglich von Johanne Zeiner zu Vlm", stehet am Ende ohne Jahrzahl. Doch wir wissen, daß Johann Zeiner zu Ulm von 1473 bis 1484 gedruckt hat, und wenn es wahr ist, daß die erste Ausgabe des Rimicius von 1476 ist, so kann dieses sein Werk, in welchem allerdings von des Rimicius Arbeit Verschiednes vorkömmt, nicht vor 76, aber auch nicht nach 84[1]) gedruckt sein. Näher ist das Jahr des Druckes schwerlich zu bestimmen, und wozu? — Die Stärke beträgt 270 Blätter, anders kann ich sie nicht angeben, weil Seitenzahlen und Signaturen fehlen. — Bei den übrigen typographischen Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten, weil sie hier ohne Nutzen sind und ohnedem sich ähnliche Zeiner'sche Drucke noch genug finden. Ich komme auf den Inhalt, den ich Stück vor Stück mit aller Genauigkeit angeben will.

Nach dem ersten Blatte, auf welchem ein ziemlich großer Aesopus in Holzschnitt mit allerlei kleinen Beiwerken zu sehen, hebet das zweite ohne alle Aufschrift, die sich auf das Ganze bezöge, sogleich mit den Worten an: **Vita Esopi fabulatoris clarissimi e greco latina per Rimicium facta ad reverendissimum patrem dñm Anthonium tituli sancti Chrysogoni presbiterum Cardinalem.** Aber anstatt daß nunmehr wirklich dieses Leben folgen sollte, so folget vorher ein Vorbericht des deutschen Uebersetzers, wovon dieses der Anfang ist: „Das leben des hochberümten fabeldichters Esopi, uß krichischer zungen in latin, durch Rimicium gemacht, an den hochwirdigen vatter, herren Anthonium des titels sancti Chrysogoni priestern cardinaln, und fürbas dasselb leben Esopi mit synen fabeln, die etvan romulus von athenis synem sun Thiberio, uß krichischer zungen in latin gebracht, hett gesendet, und

1) Wie man jetzt annehmen muß, nicht vor 1474, aber jedenfalls vor 1482, da von diesem Jahr schon ein datirter Nachdruck der jüngern lateinischen Separatausgabe existirt. — A. d. H.

mer ettlich der fabeln Aviani, auch Doligami, Aldefonsy und schimpfreden poggy, und andrer, ietliche mitt ierem titel ob verzaichnet, uß latin, von Doctore hainrico stainhöwel schlecht und verstentlich getütschet nit wort uß wort, sondern sin uß sin, um merer lütrung wegen deß textes oft mit wenig zugelegten oder abgebrochnen worten gezogen, ze lob und ere dem Durchlüchtigisten fürsten und herren herren Sigmunden, hertzogen zu österrich, etliche ergetzlikait dar uß zu enpfahen, die och nutzlich ist, wa sie verstentlich werdent gelesen“ u. s. w. Ist es nun wahr oder nicht, was ich gesagt habe, daß Nevelet nur ein Wenig Deutsch hätte verstehen dürfen, um uns eine Verwirrung zu ersparen, welcher in den angeführten Worten auf alle Weise vorgebauet ist? Nichts kann deutlicher als der Inhalt, nichts ausdrücklicher als der Uebersetzer angegeben sein. Nicht ein Italiener, nicht Rimicius ist der Urheber dieser deutschen Uebersetzung, sondern Heinrich Steinhöwel. Nicht vom Rimicius wird gesagt, daß er die Fabeln des Aesopus übersetzt habe, sondern vom Romulus. Dem Rimicius wird lediglich nichts zugeschrieben als die Uebersetzung von dem Leben des Aesopus.

Was indeß Nevelet aus diesem deutschen Vorberichte nicht lernen konnte, wie konnte er es aus dem Buche selbst nicht lernen? Er muß nicht die geringste Neugierde gehabt haben, es ganz nach der Ordnung durchzublättern. Denn nur weiter.

Auch auf jenen Vorbericht folget nicht sogleich das Leben des Aesopus, sondern zuvor noch eine kurze deutsche Anweisung, was und wie vielerlei die Fabel sei. Und sodann das Leben, erst lateinisch, hernach deutsch. Es ist kein anderes als das, welches man dem Planudes zuschreibt, nur von vorne herein und vielleicht auch an andern Stellen um etwas verkürzt. Der lateinische Text läuft hinter einander fort, der deutsche aber ist bei den darin vorkommenden Histörchen und Märchen durch Holzschnitte reichlich unterbrochen. Beide sind mit dem sechzigsten Blatte zu Ende.

Hierauf die Fabeln selbst, und zwar vors Erste die vier Bücher der alten vorlängst bekannten Fabeln des Aesopus, vom Romulus übersetzt, die nämlichen, wie sie angezeigtermaßen der Codex Divionensis enthält. Und auch nur hier hätte Nevelet in der Vorrede des ersten Buchs lesen dürfen: Ego Romulus transtuli de graeco sermone in latinum, um Jedem das Seine zuzueignen. Was sonst an diesen vier Bücher Fabeln hier merkwürdig

ist, ist dieses, daß ihnen außer der deutschen Uebersetzung des Steinhöwel auch die elegieischen Fabeln des alten Anonymus, so weit sie reichen, untergeordnet sind. Sie reichen aber nur bis auf das vierte Buch, ob sie schon überhaupt aus den prosaischen Fabeln des Romulus genommen und entstanden zu sein die offenbarsten Spuren haben. Denn es sei nun, daß das vierte Buch von ihnen verloren gegangen, oder daß es nie zur Wirklichkeit gekommen, so ist doch das, daß dieser Anonymus nichts als der versificirte Romulus ursprünglich sei, nicht allein aus der Folge der Fabeln klar und deutlich, welche bei Beiden die nämliche ist, sondern auch aus der Uebereinstimmung der Fabeln selbst und besonders aus dem Vorberichte der 21sten. Denn warum hat diese 21. Fabel bei dem Anonymus anders einen besondern Eingang, von dem Nutzen der Fabel überhaupt, als weil sie die erste des zweiten Buches bei dem Romulus war und an so eine Stelle dergleichen allgemeine Betrachtungen wohl gehören? Daher ist es denn auch gekommen, daß, wie ich schon erwähnt habe, die Arbeit des Anonymus für die eigene Arbeit des Romulus gegolten und sowohl in Manuscripten als in gedruckten Büchern des Erstern elegieische Fabeln den Namen des Letztern führen. Ich will von gedruckten Büchern voritzt nur die alte Ausgabe zu Deventer unter dem Titel Esopus moralisatus nennen, wovon ich einen Abdruck sowohl von 1490 als von 1502 vor mir habe. Von dieser Ausgabe war Christ ungewiß, ob sie den Avianus oder den Romulus enthalte, weil er sie nicht gesehen.*) Sie enthält weder den Einen noch den Andern, sondern den Anonymus, das ist, wenn man will, einen Romulus zwar, aber den versificirten.

Doch damit ich nicht zu weit aus dem Gleise komme. Romulus mit seinem Versificator gehet in unserm alten Buche von dem 60. Blatte bis auf das 147., wo es zu Ende desselben heißt: Finis quarti libri Esopi viri ingeniosi, nec plures ejus libri inveniuntur, multe tamen ejus fabule reperte sunt, quarum plurime sequuntur, ut in processu videbitur. Und hieraus sehen wir, was man den eigentlichen Aesopus damals nannte: nichts als die vier Bücher des Romulus, höchstens noch den elegieischen Anonymus, wie aus der Ausgabe von Deventer erhellet, und wovon wir die Ursache wissen. Was man sonst von Aesopischen

*) Pseudoavianus fuerit, an Romulus, qui Daventriae editus proditur a. c. n. 1490 hoc elegantiae magistralis titulo, Aesopus moralisatus cum bono commento, mihi quidem adhuc incompertum est. *Prol. de Phaedro*, p. 57.

Fabeln hier und da zerstreuet fand, fügte man allenfalls dem Aesopus bei, ließ es aber dahingestellet sein, ob sie dem Aesopus wirklich gehörten oder nicht.

Die ältesten von dieser Art folgen nun vom 147. Blatte bis zum 187., an der Zahl siebzehn, ebenfalls lateinisch und deutsch. Nach der 17. stehen die Worte: Finite sunt extravagantes antique, ascripte esopo, nescio si vere vel ficte.[1]) Der Zweifel hat nur allzu viel Grund. Denn unter den siebzehn sind kaum zwei oder drei, die mit sonst bekannten Fabeln des Aesopus etwas Aehnliches haben. Die übrigen alle werden nicht allein sonst nirgends dem Aesopus beigelegt, sondern sind auch, welches die Hauptsache ist, so wenig in dem Geschmacke des Aesopus, von so abenteuerlicher gothischer Erfindung, daß sie auch nicht einmal Aesopisch heißen können, geschweige daß sie von dem Aesopus selbst sein sollten. Ich will damit nicht sagen, daß ihnen alle Anmuth abgehet, sondern nur, daß sie nicht die Anmuth haben, welche man an alten und griechischen Erfindungen gewohnt ist. Sie stechen daher auch nicht wenig mit denen ab, die nun kommen, und welche wirklich aus dem Griechischen, und zwar vom Rimicius übersetzt sind.

Denn, wie ich schon gesagt habe, kurz vorher, als Zeiner dieses Werk ausgehen ließ, war die obgemeldte Uebersetzung des Rimicius von dem Leben und hundert Fabeln des Aesopus zu Mailand gedruckt worden. Da sie nun auch diesseits den Alpen bekannt wurde und nicht allein das Leben des Aesopus etwas ganz Neues war, sondern sich auch unter den hundert Fabeln verschiedene befanden, die eben diesen Werth der Neuheit hatten, was Wunder, daß man sowohl mit diesen als mit jenem die gewöhnlichen Fabelbücher in Deutschland zu vermehren eilte? Nicht, meine ich, mit allen den hundert Fabeln; denn was war das nöthig, da die meisten schon bekannt waren und in der alten Uebersetzung des Romulus gelesen wurden? sondern nur einzig und allein mit denen aus ihnen, die Romulus nicht hatte. Was ich da sage, ist keine bloße Vermuthung, sondern gerade eben das, was Zeiner oder Steinhöwel, oder wer sonst unsere Ulmer Ausgabe besorgte,[2]) in der That und Wahrheit ge=

1) Diese 17 Extravaganten finden sich zusammen, wie Schmidt angiebt, in einer Breslauer Handschrift hinter der „Disciplina clericalis“ des Petrus Alphonsi. — A. d. H.

2) Daß Heinrich Steinhöwel nicht nur der Uebersetzer, sondern auch der Compilator der Sammlung sei, kann jetzt als ausgemacht gelten; vgl. Oesterley's Ausgabe des Aesop, Band CXVII der Bibl. des lit. Vereins zu Stuttgart, S. 2. — A. d. H.

than hat, ja, nicht ohne ausdrückliche Meldung gethan hat. Denn es heißt nicht allein zu Anfange sothaner Fabeln des Rimicius: Sequuntur alique esopi fabule nove translationis rimicy, sondern auch noch bestimmter und deutlicher am Ende: Finis fabularum Esopi a rimicio nove translationis fabularum esopi grecarum auctore extracte: que a romulo in suis quatuor libris non continentur.

Und was wollen wir nun mehr? Ist es noch zweifelhaft, was dem Romulus und was dem Rimicius gehöret? Ist es noch möglich, daß Rimicius, wie Nilant vermuthete, auch nur der Herausgeber des Ulmer Romulus kann gewesen sein? Wird vom Rimicius nicht als von einer dritten Person gesprochen? Wird auf seine Uebersetzung, die so bedeutend die neue heißt, nicht gnugsam als auf ein besonders Werk gewiesen, das von dem gegenwärtigen völlig unterschieden? aus welchem sich das gegenwärtige blos bereichert habe? Wie wäre Rimicius aus Italien nach Ulm gekommen, um daselbst bei Zeinern ein Fabelbuch zu besorgen, in welchem er aus seiner eigenen Arbeit einen kümmerlichen Auszug machte?

Noch dazu einen sehr kümmerlichen. Denn von allen den hundert Fabeln haben nicht mehr als siebzehn Platz gefunden. Nämlich die 2., 3., 5., 7., 10., 15., 18., 21., 40., 43., 53., 68., 70., 74., 90., 97. und 100. nach der Ordnung des Rimicius, welches in der Sammlung des Dorpius die 374., 375., 377., 379., 382., 387., 390., 393., 412., 415., 425., 440., 442., 446., 462., 469. und 472. sind. Es ist keine darunter, welche wir nicht vorlängst griechisch hätten, so wie sich auch unter den andern zurückgebliebenen dreiundachtzig keine dergleichen findet. Daß es auch wirkliche Uebersetzungen aus diesem vorhandenen Griechischen sind; daß Rimicius nicht blos, wie Romulus, vorgegeben, aus dem Griechischen zu übersetzen, in der That aber alte lateinische versificirt vorhandene Fabeln in Prosa aufgelöset habe, welches sich unter Andern Cannegieter von ihm eingebildet:*)

*) Certe ut ipse Perottus versus elegiacos in jambos mutavit, ita alii eas in sermonem prorsum converterunt. Inter quos est Rimicius, Hadrianus Barlandus, Guilielmus Hermannus, aliter Guilielmus Gaudanus dictus. *Dissert. de aetate et stilo Flavii Aviani*, cap. 15. Unter diese gehört Rimicius schlechterdings nicht. Er ist wahrer Uebersetzer aus einer Sprache in die andere, nicht blos aus einer Art des Vortrages in die andere. Aber man merket wohl, daß auch Cannegieter noch den Rimicius für den Romulus genommen, ohngeachtet desjenigen, was er desfalls vom Nilant bereits konnte gelernet haben, und was er aus ebenderselben Quelle, die Nilant gebraucht hatte, mit ein Wenig mehr Aufmerksamkeit auch noch besser hätte wissen können.

davon hat mich die angestellte Vergleichung überzeugt. Denn daß er in dem und jenem Ausdrucke von unserm üblichen Texte, wie wir diesen theils nach dem Aldus beibehalten, theils von dem Nevelet überkommen haben, gleichwohl abgehet, auch wohl hier und da den ganzen Faden der Erzählung anders führet, das beweiset nur, daß er nicht völlig den nämlichen Text, sondern einen vor sich gehabt, der dann und wann noch wohl besser war.*) Seine Latinität selbst bewahrt ihn aber auch schon vor diesem Argwohne; denn ich will Den sehen, der aus seinen Worten nur einen einzigen Vers zusammenstoppeln kann, der des Phädrus würdig wäre! —

Ich kann nun den Rest des alten Ulmer Drucks mit ein paar Worten abfertigen. Denn Alles, was er noch enthält, siebzehn Fabeln[1]) des Avianus und dreiundzwanzig Fabeln oder vielmehr Histörchen aus dem Adelfonsus, Doligamus[2]) und Poggius, insgesammt mit deutschen Uebersetzungen, das kann zu meiner gegenwärtigen Untersuchung nun weiter nichts dienen. Was fehlte auch noch, um diese nicht völlig geendet zu haben?

Denn da eine Handschrift,[3]) die schon Gudius für älter als

*) Daß es dergleichen Texte gegeben und in verschiedenen Handschriften noch geben müsse, hat man immer gemuthmaßet. Besonders in solchen Handschriften, welche für älter zu erkennen als Planudes, dem man den gewöhnlichen Text zuzuschreiben pflegt. Eine solche Handschrift fand Montfaucon in einer Bibliothek zu Florenz und war Willens, nach ihr sowohl das Leben als die Fabeln des Aesopus aufs Neue herauszugeben. Aber es ist unterblieben. Eine solche Handschrift findet sich auch in Deutschland in der Bibliothek der Stadt Augsburg, auf die schon seit 1741 Jo. Michael Heusinger die Gelehrten aufmerksam gemacht haben sollte. Sein Zeugniß und seine Versicherung, hätte ich gemeinet, müßte diesen Schatz an das Licht zu bringen ohnfehlbar veranlassen. Aber auch das ist nicht geschehen. Vielleicht weil es sich nicht der Mühe verlohnte? Es verlohnt sich ihrer recht sehr, wie ich ganz gewiß weiß. Denn endlich bin ich so glücklich gewesen, eine Abschrift von besagtem Augsburgischen Codex zu erhalten, aus der ich sehe, daß er alle meine Erwartung übertrifft. Diese Abschrift ist von der Hand der Madame Reiske, die sich damit um die griechische Literatur unendlich verdienter wird gemacht haben als eine Madame Dacier mit allen französischen Uebersetzungen, wenn man künftig einmal den Aesop einzig so lesen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun vielleicht noch lange nicht, vielleicht auch wohl nie gelesen hätte.

1) Vielmehr siebenundzwanzig. — A. d. H.

2) Wer mit diesem Namen gemeint sei, ist bis jetzt nicht entdeckt worden und ist um so räthselhafter, als in dem Steinhöwel'schen Aesop keine Fabel oder Geschichte für einen Doligamus übrig zu bleiben scheint, es müßte denn die S. 933, Anm. 1 erwähnte 12. unter denen des Petrus Alphonsi sein, welche sich bei Leyser, „Hist. poetarum et poematum medii aevi", p. 2008, in der metrischen Bearbeitung eines ebenso unbekannten Adolfus aus dem Jahr 1315 findet. — A. d. H.

3) Die oben mehrfach erwähnte, jetzt verschollene, von Dijon, welche nach dem

fünfhundert Jahr erkannte, die Fabeln des **Romulus** enthält, und zwar die nämlichen Fabeln des Romulus, die bereits im funfzehnten Säculo zu Ulm gedruckt worden, dieser Ulmer Druck aber ganz gewiß nicht vom **Rimicius** besorgt worden, auch Rimicius weiter keinen Theil daran hat, als daß man seine Uebersetzung von dem Leben und einigen Fabeln des Aesopus darin aufgenommen: so ist es ja wohl nunmehr so ausgemacht, als nur immer etwas dieser Art ausgemacht sein kann, daß nicht allein Romulus und Rimicius zwei ganz verschiedne Personen sind, sondern daß auch Rimicius nie an den Romulus die geringste Hand gelegt, wenigstens zuverlässig nicht an den Romulus, mit welchem ihn **Nevelet** ganz verwechselte, oder für dessen Herausgeber ihn **Nilant** angenommen. Eines ist ebenso falsch als das Andere, und ich muß es nochmals und nochmals wiederholen, daß die ganze Verwirrung nichts zum Grunde hat als den unwissenden Leichtsinn eines jungen Franzosen, der einem Buche, das er weder kannte, noch sich die Mühe nehmen wollte kennen zu lernen, den ersten den besten Namen beilegte, der ihm darin aufstieß.

Warum aber **Nilant** nicht ganz hinter die Wahrheit gekommen, davon war, habe ich vorläufig gesagt, dieses die Ursache, daß er das alte Buch des **Nevelet** hatte und auch nicht hatte. Dieses muß ich noch erklären.

Wie **Nevelet** schon angezeigt und ich mehr als einmal bemerken lassen, so ist das Ulmer Fabelbuch durchaus mit einer deutschen Uebersetzung versehen, welche nicht, wie es itzt üblich, auf der andern Seite dem Texte gegenüberstehet, sondern stückweise, Fabel nach Fabel, eingeschaltet ist. Nun sind bei so einem Buche, das Grundsprache und Uebersetzung enthält, noch zwei Veränderungen möglich, die ein Drucker oder Verleger nicht leicht unterlassen wird zu machen, wenn er von der allgemeinen Brauchbarkeit des Buches selbst überzeugt ist. Er kann außer beiden zusammen die Grundsprache allein, er kann die Uebersetzung allein abdrucken lassen und verkaufen, so hat er drei Bücher statt **einem**.

Daß dieses nun hier **Johann Zeiner** auch wirklich gethan, weiß ich theils ganz gewiß, theils kann ich es mit aller Zuverlässigkeit schließen.

Urtheil ihres Finders dem 12. Jahrhundert angehört. **Oesterley** hat im Britischen Museum eine Romulus-Handschrift des 10. Jahrhunderts entdeckt und herausgegeben. — A. d. H.

Daß er die Uebersetzung allein drucken lassen, weiß ich gewiß; denn ich habe sie vor mir. Sie ist ebenfalls in klein Folio, 119 Blätter stark ohne das Register „Uber die gemeinen puncten der materi diß büchlins“. Unter den gemeinen Punkten werden die loci communes, die Sittenlehren der Fabeln verstanden; und dieses Register findet sich auch bei jener Hauptausgabe und nur deutsch. Der Holzschnitt mit dem Aesopus fängt auch hier an, aber anstatt daß hierauf dort nur die Aufschrift der vom Rimicius übersetzten Lebensbeschreibung des Aesopus folgt, so folgt hier eine allgemeine Aufschrift des ganzen Werkes, nämlich diese: „Hie hebt sich an das buch und leben des hochberümten fabeldichters Esopi auß kryegischer zungen in latein gemacht. Auch ettlich ander fabeln als Aviani. auch Doligami Adelfonsi. und ettlicher schimpffreden Pogii. auch die histori Sigesmunde der tochter des fürsten Tancredi. und des jünglings Gwistardi“. Ob nun aber gleich diese ganze Uebersetzung von Wort zu Wort die Steinhöwel'sche ist, wie sie in jener doppelten Ausgabe zu lesen, so ist doch dieser Druck davon nicht der blos zusammengeschobene Druck aus jener, sondern es ist ein späterer Druck aus schlechterer Schrift und auf schlechteres Papier, auch mit gröbern und stumpfern, obgleich in Ansehung der Zeichnung völlig ähnlichen Holzschnitten, ohne Anzeige, wo und wenn er veranstaltet worden. Daß indeß vor ihm schon ein besserer vorhanden gewesen, urtheile ich daher, weil Christ einen gebraucht, von dem er Lettern und Papier so gut gefunden, daß er ihn für eine Scheffer'sche Arbeit zu Mainz halten dürfen. Dieses war ohn' Zweifel der erste Zeiner'sche, wie er mit Weglassung des Lateinischen auf das nämliche Papier zusammengerückt und nachgeschossen worden. Christ selbst kannte sonach den lateinischen Text auch gar nicht, muß ihn auch gänzlich nicht vermuthet haben, weil er ihn sonst gewiß bei seinen und nicht seinen, alten und nicht alten Fabeln brauchen zu können sich alle Mühe würde gegeben haben. Die Geschichte der Sigismunde anbelangend, welche der Aufschrift nach der einzeln Uebersetzung beigefügt sein soll, so finde ich sie in unserm Exemplar nicht. Aber wohl finde ich sie hinter der lateinisch-deutschen Ausgabe, nicht zwar als ein Stück derselben, sondern nur augenscheinlich aus eben der Schrift und auf eben solches Papier, folglich bei eben dem Zeiner zu Ulm, auf zehn Blättern abgedruckt. Ich denke, daß es eine Uebersetzung

aus dem Boccaz ist, die ebenfalls Steinhöweln zum Verfasser hat.[1])

So wie nun diese eine Hälfte ganz gewiß besonders abgedruckt worden, so wird es höchst wahrscheinlicher Weise auch mit der andern geschehen sein. Denn eben ein Exemplar des bloßen lateinischen Textes war es ohnstreitig, was Nilant von Burmannen geliehen bekam und in Ermangelung des Nevelet'schen Buches an dessen Statt sicher brauchen zu können glaubte. Es war Alles darin, was Nevelet angegeben, außer der deutschen Uebersetzung. Da es aber sehr übel erhalten war und die letzten Bogen völlig daran fehlten, so konnte Nilant für sein Theil von dem Orte und dem Jahre, wenn und wo es gedruckt worden, nichts Zuverlässiges wissen; welches denn vielleicht mit Ursache war, daß er noch immer einem Italiener so viel Theil daran ließ. Dazu kam, daß er selbst einige eingestreute Nachrichten von den Urhebern der Fabeln in diesem seinem blos lateinischen Drucke anders las, als sie in dem lateinisch-deutschen zu lesen sind. So las er unter Andern zum Schlusse der siebzehn Fabeln nach der Uebersetzung des Rimicius dort die Worte: **Registrum fabularum predictarum Esopi quas Rimicius transtulit**, welche hier angeführtermaßen ganz anders lauten, und so lauten, daß er sie selbst sicherlich nicht von dem Herausgeber würde verstanden haben. Aus diesen veränderten Schlußformeln ist aber denn wiederum klar, daß auch der ganz lateinische Druck nicht unmittelbar aus unserer ursprünglichen lateinisch-deutschen Ausgabe durch die bloße Zusammenrückung genommen, sondern nachher aufs Neue aus ihr abgesetzet worden. So zerrissen und verstümmelt indeß das Burmannische Exemplar davon auch gewesen, so eine wichtige Rolle hat es gleichwohl in den Händen der Kritik gespielet. Denn nicht allein hat es Nilant zu seinem Romulus gebraucht, sondern auch Cannegieter zum Avianus, von dem es ebenfalls viele Jahre später hieß, daß er nun erst im Drucke erscheine, nachdem ein großer Theil von ihm vorlängst schon dort mit abgedruckt gewesen. Ich schließe daraus auf den um so viel größern Werth unseres originalen und so vollständig erhaltenen Exemplars und darf mich nicht reuen lassen, so viel Worte davon gemacht zu haben.

Noch komme ich mit Wenigem auf den Romulus wieder zurück, um mir selbst Rechenschaft zu geben, was denn nun diese

1) Die Vermuthung ist richtig. Steinhöwel's „Boccaz" ist von A. v. Keller im LI. Bande der Bibl. des lit. Vereins in Stuttgart neu herausgegeben. — A. d. H.

ganze Untersuchung eigentlich nütze. Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuserei wissen, oder ob wir sie nicht wissen, daß Romulus Romulus gewesen und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daß ich nicht so ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe. Denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten: als eine magere Kuh für sich und als eine magere Kuh, nachdem sie eine fette verschlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will sagen, man kann in ihm entweder den bloßen Romulus, einen bloßen Schriftsteller des eisernen Zeitalters, oder die verschmolzenen Trümmer eines Schriftstellers aus dem güldenen Zeitalter, eines Phädrus, oder wie er sonst geheißen, sehen und finden wollen. In dem einen Falle sowohl als in dem andern ist vor allen Dingen nöthig zu wissen, wo er in seiner möglichsten Lauterkeit noch anzutreffen, besonders wenn er einmal da ist; wenn ihn die Gelehrten in einer schlechtern Gestalt nicht gleichgültig aufgenommen haben, warum soll man ihn nicht in seiner bessern bekannt machen dürfen?

Ja, wenn es wahr ist, was Burmann sagt, daß nach dem Gudius sich Niemand um den Phäder verdienter gemacht habe als Nilant, eben durch die Ausgabe seines Romulus und der übrigen alten Fabeln, wäre es nicht noch Zeit, mit dem Nilant dieses Verdienst wenigstens zu theilen?*) Sollte es sich nicht noch der Mühe lohnen, was man von dem Nilant mit so vielem Danke in der Verstümmelung angenommen, in seiner Vollständigkeit aufs Neue ans Licht zu bringen? Die eigentlichen Manuscripte des Phädrus, wenn es deren gegeben, haben sich, wie es scheinet, gänzlich aus der Welt verloren. Denn wenn sie noch irgendwo vorhanden wären, so würden sie sich damals, als Christ ihr Dasein in Zweifel zog, gewiß gemeldet haben. Ich meine, in Frankreich, wo sie wahrscheinlicher Weise stecken müßten, und wo Christ's Widerspruch genugsam bekannt geworden, würde sich leicht ein Gelehrter gefunden haben, der es mit ein paar Worten angezeigt hätte, wo die augenscheinliche Widerlegung des deutschen Professors[1]) zu finden sei. In ihrer bis itzt noch

*) Jo. Fr. Nilantius, cujus ego industriam et laborem antiquis fabulis impensum, qui post Gudii notas in fabulis edendis laborarunt, diligentiae praeferre non dubito, utilissimo instituto in unum Fasciculum conjecisse fabulas Aesopias, sive a Rimicio, sive a Romulo, sive a quocumque elaboratas. l. c. s.

1) Bekanntlich ist Lessing's Schluß ein irriger. Pithou's Handschrift ist

völligen Ermanglung also können und müssen die alten Fabeln des Romulus allein die Stelle der Handschriften vertreten. Nach ihnen allein kann bis itzt noch jede kühnere Muthmaßung über den Text des Phädrus geprüfet und zu Folge dieser Prüfung gebilliget oder verworfen werden. Da nun ohnedem der Phädrus von Zeit zu Zeit zum Gebrauche der Schulen wieder gedruckt wird, wie, wenn man eine solche Ausgabe einmal statt aller Anmerkungen mit ihnen allein vermehrte, nämlich mit ihnen, so wie sie in der Handschrift von Dijon und in dem alten Ulmer Drucke weit vollständiger und weit besser als bei dem Nilant enthalten sind? [1])

Folgende Vergleichungstafel, die ich zum Schlusse noch mittheile, wird es mit einem Blicke übersehn lassen, daß die Sache nichts weniger als überflüssig oder wohl gar schon so gut als geschehen sei. In der ersten Reihe stehen die Fabeln des Romulus nach dem Manuscripte, welches, die wenigen angegebenen Verschiedenheiten abgerechnet, auch die Ordnung der alten gedruckten Ausgabe ist. In der zweiten Reihe sind die Fabeln des Phädrus angegeben, die in den ihnen entsprechenden Fabeln des Romulus begraben liegen: sowohl die, welche wir noch wirklich haben oder zu haben glauben, als auch die, welche Burmann daraus wieder herzustellen versucht hat. Die Fabel des Romulus, die in dieser Reihe ausfällt, ist für Den aufbehalten, der einen ähnlichen Versuch wagen will. In der dritten Reihe sieht man, wie sich der Romulus des Nilant zu dem alten vollständigen Romulus verhält, welche Fabeln desselben dort vorkommen und welche nicht. Aus der vierten Reihe endlich erhellet, was in dem Anonymus des Nilant von den Fabeln des Romulus zu finden, und ich wiederhole hier nochmals, daß dieser Anonymus selbst nichts Anders als ein Romulus gewesen, indem er nicht blos größtentheils die nämlichen Fabeln, sondern auch diese nämlichen Fabeln mit den nämlichen Worten und nur dann und wann interpolirter und unlateinischer als Romulus erzählet. Verschiedene von den Fabeln des Romulus, wird man sehen, fallen in allen

---

mit des ersten Herausgebers Abschrift 1780 in der Bibliothek von Louis Lepeletier de Rosanbo wiedergefunden und zuerst 1830 von Berger de Xivrey neu herausgegeben. Die ebenso alte Reimser Handschrift soll erst 1774 beim Brande der Abtei Saint Remi in Reims untergegangen sein. Dazu kommen noch die 8 Fabeln des Vaticanischen Fragments, die 32 in Perottus' Fabelsammlung und die Handschrift von Douay. — A. d. H.

1) Diesem Fingerzeig ist Schwabe in seiner jetzt antiquirten Phädrus-Ausgabe, Braunschweig 1806, gefolgt. — A. d. H.

drei Reihen weg, und das sind denn die, welche das Manuscript oder der alte Ulmer Druck ganz eigen hat, in welchen man aber gleichwohl ebenso gut noch einen Phädrus wiederfinden kann, als man ihn in den andern wiedergefunden zu haben glaubt.

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
Libr. I. 1. -	III. 12. - -	1. - - -	
- - - 2. -	I. 1. - -	2. - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 6.	3. - - -	
- - - 4. -		4. - - -	
- - - 5. -	I. 4. - -	5. - - -	
- - - 6. -	I. 5. - -	6. - - -	
- - - 7. -	I. 6. - -	7. - - -	
- - - 8. -	I. 8. - -	8. - - -	
- - - 9. -	I. 19. - -	9. - - -	
- - - 10. -	IV. 18. - -	— - - -	11.
- - - 11. -	I. 29. - -	— - - -	12.
- - - 12. -	App. Bur. 9.	10. - - -	
- - - 13. -	II. 6. - -	12. - - -	
- - - 14. -	I. 13. - -	13. - - -	
- - - 15. -	I. 21. - -	14. - - -	
- - - 16. -	App. Bur. 10.	15. - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 4.	16. - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 1.	— - - -	
- - - 19. -	App. Bur. 12.	17. - - -	
***			
Libr. II. 1. -	I. 2. - -	18. - - -	
- - - 2. -	I. 31. - -	19. - - -	
- - - 3. -	I. 23. - -	20. - - -	
- - - 4. -	- - - -	21. - - -	
- - - 5. -	IV. 22. - -	22. - - -	
- - - 6. -	III. 15. - -	23. - - -	
- - - 7. -	V. 10. - -	— - - -	62.
- - - 8. -	I. 28. - -	11. - - -	
- - - 9. -	App. Bur. 2.	24. - - -	
- - - 10. -	App. Bur. 32.	— - - -	61.
- - - 11. -	App. Bur. 33.	— - - -	65.
- - - 12. -	I. 16. - -		
- - - 13. -	V. 3. - -	— - - -	66.

Romulus Divionensis	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
Libr. II. 14. -	I. 26. - -	— - - -	63.
- - - 15. -	I. 7. - -		
- - - 16. -	I. 3. - -	— - - -	26.
- - - 17. -	III. 6. - -		
- - - 18. -	IV. 23. - -	— - - -	27.
- - - 19. -	I. 10. - -	— - - -	28.
- - - 20. -	I. 22. - -	— - - -	29.
- - - 21. -	I. 24. - -	— - - -	33.
* * *			
Libr. III. 1. -	App. Bur. 15.	25. - - -	
- - - 2. -	- - - -	26. - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 17.	— - - -	37.
- - - 4. -	App. Bur. 18.	27. - - -	
- - - 5. -	App. Bur. 19.	28. - - -	
- - - 6. -	App. Bur. 20.	— - - -	40.
- - - 7. -	I. 12. - -	29. - - -	
- - - 8. -	- - - -	— - - -	
- - - 9. -	- - - -	30. - - -	
- - - 10. -	- - - -	31. - - -	
- - - 11. -	- - - -	— - - -	
- - - 12. -	IV. 7. - -	— - - -	42.
- - - 13. -	App. Bur. 21.	32. - - -	
- - - 14. -	App. Bur. 5.	33. - - -	
- - - 15. -	III. 7. - -	34. - - -	
- - - 16. -	- - - -	35. - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 22.	36. - - -	
- - - 18. -	- - - -	— - - -	47.
- - - 19. -	II. 8. - -	— - - -	48.
- - - 20. -	IV. 12. - -	37. - - -	
* * *			
Libr. IV. 1. -	IV. 2. - -	— - - -	
- - - 2. -	IV. 1. - -	— - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 23.	38. - - -	
- - - 4. -	III. 18. - -	39. - - -	
- - - 5. -	III. 2. - -	— - - -	
- - - 6. -	- - - -	40. - - -	
- - - 7. -	- - - -	— - - -	
- - - 8. -	App. Bur. 24.	41. - - -	

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
Libr. IV. 9. -	IV. 3. - -	— - - -	
- - - 10. -	I. 11. - -	42. - - -	
- - - 11. -	- - - -	— - - -	
- - - 12. -	App. Bur. 30.	43. - - -	
- - - 13. -	- - - -	— - - -	
- - - 14. -	- - - -	— - - -	
- - - 15. -	- - - -	— - - -	
- - - 16. -	- - - -	— - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 25.	44. - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 31.	— - - -	60.
- - - 19. -	App. Bur. 28.	45. - - -	
- - - 20. -	- - - -	— - - -	
- - - 21. -	App. Bur. 27.	— - - -	55.

Wenn ich nächstens einmal ein anderes Manuscript bekannt mache, auf das Gudius ebenfalls sich in seinen Noten über den Phädrus beziehet, will ich diese nämliche Tafel auf den Phädrus einrichten und es vielleicht wagen, eine Vermuthung mitzutheilen, die durch diese Tafeln auf eine besondere Art bestärket wird.[1])

---

1) Das Manuscript ist ohne Zweifel das S. 923, Anm. 1 erwähnte Weißenburger, und die von Lessing hier angedeutete, aber nie mitgetheilte Vermuthung wohl dieselbe, von der oben S. 930 ebenso geheimnißvoll geredet ist. Worin sie bestanden, wagen wir auch nach einem Versuch mit der auf Phädrus eingerichteten Tafel nicht mit Sicherheit zu entscheiden. — A. d. H.

Ueber die sogenannten

Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Zweite Entdeckung.

Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Zweite Entdeckung.[1])

Länger muß ich die zweite Entdeckung, die ich über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger gemacht habe, meinem Leser nicht schuldig bleiben. Sie betrifft, wie er schon weiß, den Namen des Dichters.

Gottsched nämlich hat versichert, ihn in einer Handschrift

---

1) „Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Fünfter Beitrag von Gotthold Ephraim Lessing und Johann Joachim Eschenburg", Braunschweig 1781, S. 1—42.

Zu diesem Aufsatze bemerkt Lachmann in seiner Ausgabe von Lessing's Werken:

„Unter dem Titel: „Neue Beiträge zur Historie und Literatur" sollte die Fortsetzung der Beiträge erscheinen, von der die zweite Hälfte, Theophilus Presbyter und Maranjon, mit den Seitenzahlen 289 bis 560 bezeichnet, im Anfang des Jahrs 1780 fertig gedruckt war, die erste aber kurz vor Lessing's Tode begonnen ward. — Dies ergeben die Vorreden der Herausgeber Joh. Joach. Eschenburg und Christian Leiste, welche die Fortsetzung als fünften und sechsten Beitrag 1781 besorgten. Auf einem Blatte unter den Breslauer Papieren findet sich, ohne Ueberschrift und sehr flüchtig geschrieben, diese Anordnung der neuen Beiträge:

XXI.	Zweite Entdeckung.	3.
XXII.	Anonymus des Nevelet.	2.
XXIII.	Fabeln des Mellicensis.	2.
XXIV.	Fragment des Renners.	2.
XXV.	Fabeln des Renner.	3.
XXVI.	Fabel des Folz.	2.
XXVII.	Theophilus Presbyter.	4.
XXVIII.	— — — —	
XXIX.	Forderungen des Ungenannten.	

(Sollten die rechts beigesetzten Ziffern etwa einen Ueberschlag der Bogenzahl bezeichnen, so müßte dieser Zettel wenigstens eher geschrieben sein, als irgend etwas gedruckt war. Der Theophilus Presbyter füllt im Drucke neuntehalb Bogen.)" — A. d. H.

gefunden zu haben, welche unsere Bibliothek von diesen Fabeln aufbewahret. Und so, wie er ihn will gefunden haben, so wie er ihn daraus mittheilet, haben ihn selbst die Schweizer auf Treue und Glauben anzunehmen kein Bedenken getragen. Unsere Handschrift, sagt er, sei auf Papier, habe schlechte zu den Fabeln gehörige Figuren und sei so zerrissen und mangelhaft, daß bisweilen halbe, ja ganze Fabeln nebst ihren Bildern fehlen. „Weswegen uns aber", fährt er fort, „dieser braunschweigische Codex lieb gewesen, ist dieses, daß er am Ende eine Jahrzahl und außerdem eine Erwähnung des Namens von dem Dichter in sich hält; zu geschweigen, daß er die allermeisten Fabeln in sich begreift. Scherz hat nur 51 drucken lassen, obwohl seine Handschrift noch mehrere gehabt. Die Wolfenbüttel'sche aber begreift 90 Fabeln und noch einen Beschluß, den der Verfasser wie die Fabeln selbst das XCI. Capitel nennet. Die Jahrzahl am Ende ist MCCCCII. Der Name des Verfassers wird in folgenden Zeilen erwähnet:

„Von Riedenburg ist er genāt,
Gott muß er ymer seyn bekāt,
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von Latein, so muß sein gedacht
Ymer zu gut werden
In Himel u. auf erden."

Dieses schrieb Gottsched im Junius 1756,*) ein Jahr vorher, ehe die Schweizer ihre Ausgabe an das Licht treten ließen. Gleichwohl wußten sie entweder damals von Gottsched's Entdeckung noch nichts oder wollten nichts davon wissen, sondern erst in der Vorrede zu der bald darauf erscheinenden Chriemhilden Rache fanden sie für gut, mit gänzlicher Verschweigung von Gottsched's Namen Gebrauch davon zu machen. „Man hat", sagen sie, „die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, von deren Verfasser itzt bekannt ist, daß er der Burggraf von Riedenburg gewesen, von welchem wir etliche artige Strophen in der Manessischen Sammlung haben, mit dem Lobe beehrt" u. s. w. Und in der Note berufen sie sich desfalls auf ebendieselbe Handschrift unserer Bibliothek und führen ebendieselben Zeilen daraus an, die wir Gottscheden daraus anführen gesehen. Indem sie nun Gottscheden die Ehre dieser kleinen Entdeckung nicht gönnen wollen, so wären sie es werth, wenn man ihnen

*) Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, S. 424.

nun nachsagte, nicht, daß sie sich blos von ihm verführen lassen, sondern daß sie bei eigener Einschauung der Handschrift sich freierdings der nämlichen Oscitanz schuldig gemacht, die ich an Gottscheden bewundere. Doch ich weiß, daß sie dieses nicht haben, und höchstens kann ihnen nur die voreilige Zuversichtlichkeit zur Last gelegt werden, mit welcher sie versichern, daß der Dichter Riedenburg[1]) von Gottsched's Schaffung ebenderselbe Burggraf von Rietenburg sei, von welchem uns die Manessische Sammlung einige Strophen aufbehalten. Denn hierzu konnten sie außer der Aehnlichkeit des Namens doch nicht den geringsten Grund haben; welche Aehnlichkeit für sich allein selbst alsdenn so viel als nichts beweisen würde, wenn auch Gottsched's Vorgeben schon seine völlige Richtigkeit hätte.

Nun aber, da auch diese wegfällt — — Denn kurz, wahr ist es zwar, daß Gottsched den von ihm so und so beschriebenen Codex aus unserer Bibliothek gehabt, und daß sich in demselben die angeführten Zeilen von Wort zu Wort befinden; allein es ist nur Schade, daß sie das nicht sagen, was sie Gottsched sagen läßt, und daß der gute Mann nur zwei Zeilen hätte weiter lesen dürfen, um seinen Irrthum einzusehen, welcher mit einem Worte darin besteht, daß er für den Verfasser den Mäcen des Verfassers, für den Dichter den vornehmen Mann genommen hat, dem zum Besten ersterer gedichtet oder übersetzt zu haben versichert.

Der Epilog nämlich, welchen ich aus der Bamberger Ausgabe*) angeführet habe, und welcher sich daselbst mit den Worten „Sein sele befind nymer wee" schließt, hat in unserer Handschrift noch einige Zeilen mehr, deren Anfang ebendieselben sind, auf welche sich Gottsched beruft. Wenn nun also auf den Wunsch für das Wohlergehen Dessen, für den der Poet gedichtet:

„Und wem es zu lieb getichtet sey
Der muß ym̄er werden frey
Vor allen Unglück ym̄er mee
Sein sele befind nim̄er wee",

unmittelbar in der Handschrift folget:

„Von Riedenburg ist er genannt
Gott muß er ym̄er sein bekannt" —

ist es nicht klar, daß der Name Riedenburg sich auf das Vorhergehende beziehen muß? sich auf Den beziehen muß, dem zu

*) Erster Beitrag, S. 22. [Vgl. oben S. 901. — A. d. H.]

1) Gemeint ist bekanntlich Johann von Ringgenberg, † 1340. — A. d. H.

lieb das Buch getichtet sey? Besonders, da gleich darauf ein zweiter Name folgt, welchen übersehen zu haben ich Gottscheden eben verdenke, und welches kein anderer sein kann als der Name Deß, der das Buch gedichtet hat. Um dieses in seinem völligen Zusammenhange einsehen zu lassen, will ich den ganzen Epilog, der in der Bamberger Ausgabe sehr verhunzt und kaum zu verstehen ist, aus dem Manuscript noch einmal hersetzen und ihn zu leichterer Verständniß nothdürftig interpunctiren, jedoch ohne weiter das Geringste darin zu ändern.

Von dem meister der ditz puch von latein zu dewtsch hat pracht.

Wer dy peyspil merken wil,
Der setz sich auf des endes zil.
Der nutz leyt an dem end gar
Diser peyspil, nemt es war.
Dy tat ist nit also gewesen
Der ding, als man hat gelesen.
Darumb list man ein peyspil gut,
Das weiser werden der menschen mut.
Hundert peyspil han ich hy für geleit
An ditz puchlein, die ditz becleyt
Sint mit weysen worten,
Einfelticlich an allen orten.
Doch han ich cluger synnen hort
An weyse, und auch an wort.
Ein durres tal dick treyt
Ein kern der süssikeit.
Ein cleyner gart oft gepirt
Dy frucht, der man getrost wirt.
Schlechte wort und schlechte gericht,
Dy leben nu in der welt nicht.
Vil wort krump sein geflochten,
Der hat nu vast gefochten.
Wem schlechte wort nit nutz sint,
Kein nutz er von den krumen pringt.
Es prediget mancher von hohen rat,
Der er doch selber nicht verstat.
Der wol das sper prechen kan,
Das ist nütz vil manchem man.

Treyt sper, messer und schwert,
Dy doch sint cleins nutzes wert,
In seiner hant. Ein end hat
Das puch, das geschriben stat.
Wer das list oder leßt lesen
Der muß selig ymmer wesen!
Und wem das zu lieb sey
Getîcht, der muß ymmer wesen frey
Vor allem unglück, ymmer me,
Sein sele leyde nymmer we!
Von Rindenperg ist er genant,
Got muß er ymmer sein bekant!
Und der es zu dewtsch pracht
Von latein, des muß ymmer gedacht
Zu gut werden,
In Himmel und in erden!
Er ist genant Bonerius,
Ein ritter gotz alsüs
Er fristet uns vor der yelle glut,
Das wir ymmer sein behut
Vor des tewfels samen.
Sprecht alle, in gotes namen!

Bonerius also, Bonerius, nicht Riedenburg oder Riedenberg, hat unser alter Fabeldichter geheißen. Was kann deutlicher, was kann unstreitiger sein?

Alles, was sich zu Gottsched's Entschuldigung noch etwa sagen ließe, wäre dieses, daß der Epilog, so wie ich ihn hier mittheile, nicht aus ebenderselben Handschrift genommen ist, die ihm zum Gebrauche vergönnt gewesen, sondern aus einer zweiten, und daß in jener die 40ste Zeile allerdings ein Wenig anders und so lautet, daß vielleicht auch ein Anderer seinen Fehler könnte begangen haben, wenn das Vorhergehende und Nachfolgende nicht wäre. Anstatt nämlich:

„Und der es zu dewtsch pracht",

welches sich nicht anders als auf den folgenden Bonerius beziehen kann, heißt es dort:

„Und das er das zu teutsch hat gepracht",

welches von dem vorhergehenden Riedenburg gesagt zu sein scheinen könnte, wenn schon sonst etwas von ihm gesagt wäre,

womit dieses du.ch ein und zu verbinden gewesen, und sich das er in dem

„Von Riedenburg ist er genant"

nicht so genau an Den anschlösse, für den das Buch gedichtet worden. Damit man aber auch nicht meine, daß in unserer Handschrift, welche Gottsched gebraucht, der Nachsatz von dem Bonerius überhaupt fehle, so will ich den ganzen Schluß ebenfalls daraus hersetzen:

„Von Ridenburg ist er genant
Got muß er ymer seyn bekant
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von latein so muß sein gedacht
Ymmer zu gute werden
In himel und auf erden.
Er ist genant Benerius
Gott frist ihn und auch uns.
Er behut uns vor der helle glut
Und helffe uns das wir werden behut
Vor des Lebens taten
Und vor der werlt geraten
Und vor des tewfels samen
Nu sprecht alle Amen."

Daß hier verschiedene Zeilen ganz anders klingen, darf man sich nicht befremden lassen. Es war das Schicksal der deutschen Dichter aus dieser Zeit, daß sich die Abschreiber mit ihnen mehr als mit allen andern Schriften erlaubten. Jeder schaltete ein und änderte, wie es ihm gut dünkte oder aus der Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik sein, die wahre Lesart des Verfassers wieder herzustellen, und oft wüßte ich gar nicht, wie sie es anfangen wollte, wenn sie nicht das Autographon des Verfassers bei der Hand hätte. Wer kann hier z. E. mit Zuverlässigkeit entscheiden, wie eigentlich die 46ste Zeile zu lesen oder auch nur zu interpunctiren sei? und ob es wahr ist, daß Bonerius ein Ritter gewesen, wie die eine Handschrift will, und wovon die andre durchaus nichts weiß? Kaum läßt sich mit einiger Gewißheit sagen, ob die Namen hier oder dort richtiger geschrieben. Denn warum kann Rindenberg nicht ebensowohl eine Familie gewesen sein als Riedenburg? Nur Benerius ist wohl offenbar das Falsche; denn ich wüßte mich

keines solchen Namens zu erinnern. Hingegen ist ein späterer Hier. Boner[1]) sogar unter den deutschen Uebersetzern sehr bekannt.

Da ich nun aber bereits schon zweier Handschriften unserer Bibliothek von diesen Boner'schen Fabeln (wie ich hoffe, daß man sie nun künftig nennen wird) gedacht habe und sie auch noch eine dritte und eine vierte besitzt, so muß ich wohl vor allen Dingen erst einige nähere Nachricht von ihnen insgesammt ertheilen, bevor ich, was ich noch von den Fabeln selbst anzumerken habe, und worauf mich zum Theil diese meine zweite Entdeckung gebracht hat, auskrame.

Die erste also, welches diejenige sein mag, die Gottsched gebraucht hat, ist von ihm hinlänglich beschrieben. Ich darf nur noch hinzusetzen, daß von den 90 Capiteln oder Fabeln, welche sie zählt (die sie aber lange nicht alle mehr enthält), die ersten 84 in der Ausgabe der Schweizer vorkommen, die letzten sechse aber die nämlichen sind, welche ich aus dem Bamberger alten Drucke mitgetheilet habe und sich hier bald besser bald schlechter lesen lassen. Damit man hiervon einigermaßen selbst, zugleich auch von dem Dialekte urtheilen könne, in welchem die ganze Handschrift abgefaßt ist, will ich die eine, nämlich die 88ste, daraus hersetzen. Sie ist überschrieben:

Von unwerdem Ampt.

Von einem Bischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Gelertter pfaffen hett er vil
Sein wirdigkeit was one zil
Nu hette er einen Junglingk
Bey im der was seines vettern kint
Des was der Bischoff gar wol gemint
Er hette auch einen weisen man
Zu Ertzbriester gesetzt hindan
Nu fuget es sich auf einen tag
Das der Ertzbriester lag
Und also siech was das er starb
Der Junglingk umb das Ampte warb

---

1) Schultheiß zu Colmar. Seine von 1531 bis 1543 erschienenen Uebersetzungen verzeichnet Goedeke S. 289. — A. d. H.

Der Bischof tet was er begert
Noch was er des Amptes ungewert
Darnach nicht lange ward ge;part
Dem Bischoff gesandt wardt
Ein korb was guter Biren vol
Des danket er dem boten wol.
Gar lieb was im die beysant
Zu dem gesinde sprach er zuhant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir der Byren huten sol
Wurde mir der Byrn eine verlorn
Das were mir nicht ein cleiner zorn
Zu dem Jungling sprach er do
Mich duncket du seist zu thiñe darzu
Ich getrawe dir nicht über die Byren wol
Einen andern ich sie bevehlen sol
Ich vorcht und gebe ich dir sie in deinen gewalt
Sie wurden alle geßen ungezalt
Ich wil nicht uber die Byrn dir
Getrawen das glawbe mir
Diese Rede hort ein weiser man
Mit ernist sah er den bischoff an
Er sprach im muße erbarmen got
Das ir begangen habt den spot
Des ir sie so manchem bevolhen habt
Dem der euch keñet wol
Und den sein kintheit und Jugent
Davon ir muget die Tugent
Ungemach haben und leyt
Dem ir die Byren habt versеit
Zuhannde sol der pfleger wesen
Wie mage das gut gewesen
Das geschicht so der wolff zu einem huter wirt
Und auf der straßen vert
Wo der blinde furen sol
Den plinden vallen sie beide das ist wol
Die schaff gar verirret sind
Also schir der wirt ein kint
Wie bericht der einen man
Der sich berichten nicht enkan
Wie mag der speisen wol

Die Schaf nemet war
Und lebet in steter geitigkeit
Zu scheren sind sie alle bereit
Speisten sie die schaff als gern
Als recht wol sie konen schern
Die schaff stunden dester baß
Nu gibet ir arge list was
Daß die schoff werden geschorn
Ob die sele wirt verlorn
Darauf haben sie versorget gar
Sie achten nicht wie die sele gefar
Der weise bischoff der bevalhe
Dem Jungen sele onetzale
Und wolde im doch bevelhen nicht
Die Byren des dick geschicht
Das er sele huten sol
Den man noch nicht betrüben sol.

Eben diese Fabel will ich auch aus unsrer zweiten Handschrift hersetzen, um gleichfalls daraus von der Mundart derselben urtheilen zu können und zugleich eine Probe zu haben, wie man aus allen drei Texten nun vielleicht einen vierten zusammensetzen könnte und möchte, der, wenn er auch nicht vollkommen der ursprüngliche Text des Verfassers wäre, dennoch, wenigstens in Ansehung des Zusammenhanges und Verstandes, für denjenigen gelten könnte, der dem ursprünglichen am Nächsten käme. Und dieses will ich lieber gleich sofort thun, auch noch ehe ich diese zweite Handschrift selbst näher beschreibe.

83.

Das man weltliche Dink so wol versorgt und der sel so wenig achtet.

Von einem pischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Nun hört als ich euch sagen wil
Sein wirdikeit was on Zil
Nu het er einen Jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint

Der was dem pischof lip über alle dink
Er het auch einen weysen man
Als ich vernum̄en han
Ein ertzpriester gesetzet ein
Den lewten zu einem guten schein
Nun füget es sich auf einen tag
Das der ertztpriester siech lag
Und also siech starb
Der Jungling um das ampt warb
Der pischoff tet als er begert
Darauff er het gelert
Dornach nit wart gespart
Dem pischoff gesendet wart
Ein korb mit guten pirn vol
Der danket er den poten wol
Gar liep was im das gesandt
Zu den seynen sprach er zu hant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir die pirn behalten sol
Wurd mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu den Jungling sprach er
Mich dunkt du seist nit guter ler
Der pirn der ich dir getrawen sol
Mich dunkt ich find einen peßern huter wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sie werden geßen also pald
Ich wil mit nichte der pirn dir
Getrawen das glaub mir
Diese red hört ein weyser man
Er ließ die red nit lenger stan
Er sprach nu müß erbarmen got
Das ir begangen habt den spot
Dem ir befolhen habt so mancher hant
Dem der euch was bekant
Sein kindheit und sein jugent
Davon ir ymmer muget
Ungemach haben und leyt
Dem ir dy pirn habt verseyt
Der sol der sele pfleger wesen
Wie mag denn genesen

Das schaff so der Wolff zu hirten wirt
Und auf der straß wirt verirrt
Der der den blinden füren sol
Vallen sie peyde das ist wol
Dy schaff gar verirret sint
Wenn zu einem hirten wird ein kint
Wie berichtet der einen man
Der sich selber nit berichten kan
Wie mag der gespeisen wol
Der da nymmer virt vol
Und lebet in steter geytigkeit
Speysten sy die schof als gern
Als recht wol als sie kunen schern
Dy schoff stunden dester paß
Nu get ir arger list auf das
Wie die schoff weren geschoren
Ob die sele wurd verloren
Darauf haben sy versorget gar
Sy achten nit wie ir sel gefar
Der weis pischoff der befale
Dem jungen der sele on zale
Und wolt im befelhen der pirnen nicht
Das noch gar oft geschicht
Das der hüten sol
Dem man über ein pirn nit getrawet wol
Das er sich selber wol behut
Er vint es wol wer recht tut
Ein lon dem im got selber darum wil geben
Got geb uns das ewig leben.

Ich will keine umständliche und langweilige Vergleichung anstellen, die der Leser mit einem einzigen Blicke machen kann. Nur Einiges muß ich berühren. Daß in dem Text unserer ersten Handschrift nach der 5ten Zeile,

„Nun hat er einen junglingk",

die darauf reimende verloren gegangen, ist klar. Wenn aber das gedruckte Bamberger Exemplar diese fehlende Zeile durch:

„Ein schuler kundig auf alle ding"

ergänzt und fortfährt:

„Bey dem was seines vettern kint",

so werden wir wegen des Helden der Fabel völlig ungewiß, und es scheinet, als ob der kundige Schüler und das Kind des Vetters zwei verschiedne Personen sein sollten, deren eine bei der andern sich aufgehalten hätte. Das soll nun aber nicht sein, und die wahre Lesart hat uns unstreitig die zweite Handschrift aufbehalten, wo blos ein guter alter, aber nicht mehr gangbarer Ausdruck zu jenen Verstümmlungen Anlaß gegeben. Es heißt nämlich:

„Nu het er einen jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint",

und dieses verstehe ich so, daß bei einem, worauf ein Komma zu denken, hier so viel heißen soll als außer einem, in welchem Verstande die Partikel bei von Schriftstellern damaliger Zeit häufig gebraucht wird. Das ist: der junge Mensch, welcher des Bischofs Anverwandter war, war in der That auch nicht ungeschickt, er wußte vielmehr Alles und Jedes — gerade wie manche unsrer heutigen theologischen Candidaten —, nur freilich Eines nicht, worauf es doch auch ein Wenig mit ankam: er wußte Alles, nur das Eine nicht, was zu einem Seelensorger gehöre. — Ich will nicht hoffen, daß ich den alten Dichter hiermit zu witzig mache. — Aber ganz gewiß ist die in der so weit guten zweiten Handschrift gleich darauf folgende Zeile:

„Der war dem pischoff lip über alle dinck",

dafür von ihm nicht, sondern die liest nun wiederum die erste Handschrift oder die gedruckte Bamberger Ausgabe besser. Daß hiernächst die 3te und 38ste Zeile der zweiten Handschrift leere Flickzeilen sind; daß das Wort versorgen in der 6ten eben derselben für sich aller Sorge entschlagen, als welches auch die erste Handschrift erkennet, das wahre ächte Wort sei; daß die zwei letzten Zeilen des Bamberger Druckes sowie die vier letzten Zeilen unsrer zweiten Handschrift leere und schale Anhänge der Abschreiber sind: braucht keines langen Beweises. — Doch warum halte ich mich bei diesen einzeln Kleinigkeiten auf und versuche es nicht lieber sogleich, wie aus allen drei Texten ein vierter gezogen werden könne, der sich ohne allen Anstoß noch itzt lesen lasse, ohne gleichwohl modernisiret zu sein oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für sich habe? Er würde etwa so aussehen, dieser Versuch:

„Von einem Bischof liest man das,
Daß er in hohen Ehren saß;
Gelehrter Pfaffen hett er viel,
Sein Wirdigkeit was ohn Zil.
Nun hett er einen Jüngling,
Einen Schüler, kundig auf alle ding,
Bey einem, das was seines Vettern Kind,
Des was der Bischof gar geminnt.
Er hett auch einen weisen Mann
Zu Erztpriester gesetzt hintan.
Nun fügt es sich auf einen Tag,
Daß der Erztpriester siech lag
Und also siech was, daß er starb.
Der Jüngling um das Ampt warb.
Der Bischof thet, als er begert,
Doch des Amptes was er unwerth.
Darnach nicht lange ward gespart,
Dem Bischof gesendet ward
Ein Korp, was guter Birnen voll;
Des danket er dem Boten wohl.
Gar lieb was ihm dis Gesandt.
Zu den Seinen sprach er zuhand:
Wem mag ich getrauen wohl,
Der mir der Birn hüten soll?
Würde mir der Birn eine verlorn,
Das wär mir nit ein kleiner Zorn.
Zu dem Jünglinge sprach er do:
Mich dunkt, du seyst zu dumm dazu.
Der Birn ich dir getrauen soll?
Ein bess'rn Hüter finde ich wohl.
Ich fürcht, gäb ich dir den Gewalt,
Sie würden gessen ungezahlt.
Ich will mit nichte der Birnen dir
Getrauen, das glaube mir!
Diese Rede hört ein weiser Mann.
Mit Ernst sah er den Bischof an.
Er sprach: nun erbarm es Gott,
Daß Ihr begangen habt den Spott!
Daß Ihr befohlen habt so mancherhand
Dem, des Euch was bekannt
Sein Kindheit und sein Jugend,

Davon Ihr immer muget
Ungemach haben und Leid.
Dem Ihr die Birnen habt verseit,
Der soll der Seele Pfleger wesen?
Wie mag denn genesen
Das Schaf, so der Wolf zum Hirten wird,
Und auf der Straße wird verirrt?
Wo der Blinde führen soll
Den Blinden, fallen sie beide wohl.
Die Schafe gar verirret sind,
Wenn zu einem Hirten wird ein Kind.
Wie berichtet der einen Mann,
Der sich selber nit berichten kann?
Wie mag der gespeisen wohl,
Der da nimmer wird voll
Und lebt in steter Geitigkeit?
Zu scheeren sind alle bereit.
Speisten sie die Schaf also gern,
Als wohl sie die Schaf können scheern:
Die Schaf stünden dester baß.
Nun geht ihr arger List auf das,
Wie die Schaf werden geschoren.
Ob die Sele wird verloren,
Darauf haben sie versorget gar.
Sie achten nit wie ihr Seel gefahr.
Der weise Bischof der befahl
Dem Jungen der Seelen ohne Zahl
Und wollt ihm befehlen nicht
Die Birnen! Das noch oft geschicht,
Daß der Seelen hüten soll,
Dem man über ein Birn nit getrauet wohl!"

Ich sage, daß in diesem zusammengesetzten Texte nicht ein einziges Wort enthalten, welches nicht in einem von den alten Texten zu finden. Es ist also Alles alt darin, und nur durch eine kleine Wahl, durch eine nothdürftige Interpunction, durch Beibehaltung der gewöhnlichen Orthographie, wo weder der Reim noch das Silbenmaß noch der Wohlklang die alte unbestimmte Orthographie erfordert, ist Alles wie neu geworden, wenigstens durchgängig verständlich, und es würde bloßer Ekel sein, wenn man dem ungeachtet den alten treuherzigen Erzähler nicht anhören

wollte, falls ihm etwa Jemand von Anfang bis zu Ende diesen Dienst zu leisten bedacht wäre, zu welchem sich ohne Zweifel nur in unserer Bibliothek der nöthige Vorrath finden dürfte. — Freilich will und kann ich nicht behaupten, daß eine solche Behandlung verschiedner Handschriften mit der strengen Wahrheit übereinkomme, weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht sehr weit verschieden sind. Auch wollte ich sie zu Dingen nicht anrathen, bei welchen es auf historische Gewißheit ankömmt, weil durch dergleichen Vermischung das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meine ich, könnte sie gar wohl gebraucht werden, die man blos zum Vergnügen liest, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studiren zu wollen. — Doch dieses bringt mich hier zu weit von meinem Wege, und ich erkläre mich anderweits darüber genauer. —

Unsere zweite Handschrift selbst, aus welcher wir schon die Probe gesehen, verdient in allem Betracht die erste zu heißen. Es ist eben die, aus welcher ich gleichfalls schon den Epilog mitgetheilet, der uns den wahren Namen des Dichters angiebt. Sie ist ein ziemlich großer und starker papierner Foliant, der aber häufig mit pergamenen Blättern untermengt ist, wie man das bei deutschen Handschriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts nicht selten findet. Aus den Grenzen dieser beiden Jahrhunderte mag sie denn auch wohl sein, und wer weiß, ob noch? Denn die Hand ist wirklich leserlicher und zierlicher als die Hand der ersten Handschrift, die nach Gottsched's Angabe, wie wir gesehen, von 1402 sein soll.*) Die Schrift, versteht sich, ist Kanzelei und kömmt der Schrift in unsern ältesten deutschen Drucken sehr nahe. Es ist also auch nicht eigentlich das Alter, welches ihren Vorzug ausmacht, sondern die Vollständigkeit und der Reichthum an bessern Lesarten. Zwar enthält sie auch nicht alle hundert Fabeln, aus welchen das Werk bestanden, sondern nur sechsundneunzig und hatte anfangs deren gar nur fünfundachtzig enthalten, indem nach der fünfundachtzigsten der Epilogus folgt und die übrigen elfe von einer andern Hand nachgetragen sind. Unter diesen sechsundneunzig Fabeln befinden sich sieben, welche in der Ausgabe der Schweizer fehlen, aber unter diesen sieben ist nur eine einzige, welche nicht auch aus dem alten

*) Denn ich möchte nicht darauf wetten, daß er richtig gelesen; worüber der Augenschein das Nähere belehret.

Bamberger Drucke könnte ergänzt werden. Und diese einzige ist sonach denn auch das Kostbarste, was sie enthält. Es ist die vom *Hahn und der Perle*, und ich freue mich, sie daraus retten zu können und hier mitzutheilen.

XC.

Von geschicht es also kam
Eins tags das ein han
Flog auf seins meisters mist
Dasselb dick mer geschehen ist
Er sucht do sein speise
Also thut auch der weise
Er vand das im nicht gevil beschoß
Ein stein edel und groß
Ligen unwirdicliche
Er sprach got herre reiche
Wie hab ich mein freud verlorn
Mich lustet paß des gersten korn
Wann du pist nit nutz mir
Was nutzest mich was sol ich dir
Wiß das es mich nit furtreit
Dein schon noch dein adelkeit
Hett dich meister yppocras
Der konnd dein geniessen pas
Dann ich du pist mir unbekant
Der han warf hin den stein zuhant
Eins haberkorns het er begert
Gaistlich diese beischaft ist geseyt
Dem torn der sein kolben treyt
Der ist im lieber dann ein reich
Dem torn sein alle ding geleich
Die weißheit kunst und ere gut
Verslahen tut ir tummer mut
Die nutzet nit der edelstein
Ein hunt lieber het ein pein
Dann ein edelstein gelaub mir
Also stet auch der torn gir
Ir sitt und ir geperden
Ist auf uppigkeit auf erden
Die erkennen nit des steines kraft

Noch mynner was in der beyschaft
Verborgen guter synn ist
Dartzu vil hoher menger list
Die dem narren gar fremd sind
Gesehent sind die narren blind
Der tor sol für sich gan
Und sol die beschaft lassen stan
Im mag der fruhtt werden niht
Recht als dem hannen nu geschiht.

Wenn wir nun zusammenrechnen, so wird sich finden, daß uns höchstens nur noch eine Fabel fehlt, um sie alle hundert wieder beisammen zu haben. Nämlich die Ausgabe der Schweizer enthält deren *zweiundneunzig*,*) *sechse* hat die Bamberger Ausgabe dazu geliefert, und *eine* liefert hier unsere zweite Handschrift. Das macht neunundneunzig, und vielleicht fehlt uns auf diese Weise auch nicht einmal eine. Denn es wäre möglich, daß der Dichter seinen Epilogus als die hundertste Fabel gezählt hätte, wie er denn auch wirklich in unserer ersten Handschrift als das 91ste Capitel überschrieben ist. Oder es könnte auch sein, daß er dem ungeachtet, was ich unten in der Note gesagt habe, dennoch die 23ste Fabel von den Fröschen mit ihrer vorhergehenden besondern Anwendung auf Athen für zwei Fabeln gerechnet hätte; wie sie denn auch wirklich in allen unsern Handschriften ein doppeltes Gemälde hat, wodurch sie in zwei besondere Stücke abgesondert wird, deren jedes seine eigene Ueberschrift hat.[1]) In der ersten nämlich ist der Eingang *Von Eigenschaft* und die Fabel *Von Freiheit* überschrieben. In der zweiten aber heißt die Ueberschrift des Einganges: *Die im selber Herrschaft kaufen*, und die Ueberschrift der Fabel: *Wer frey ist das sich der nicht zu eygen gib.* — Von den Gemälden, welche sowohl

*) Hier muß ich einen Irrthum verbessern, den ich im ersten Beitrage, S. 24 [oben S. 902], begangen habe. Es ist nämlich falsch, daß der Absatz S. 46 in der schweizer Ausgabe die Zahl XXIV haben müsse. Denn es ist keine besondere Fabel, sondern gehöret zu Nummer XXIII, welches blos die Einleitung dazu ist, die auch bei dem Anonymus des Nevelet, als der Quelle unsers Dichters, nicht für eine besondere Fabel gerechnet wird, sondern blos Similitudo ad sequentem fabulam überschrieben ist. Der Sprung in der schweizer Ausgabe bleibt also zwischen XXIII auf XXVI von zweien, und anstatt der angegebnen XCIV Fabeln enthält sie deren nur XCII.

1) So verhält es sich in der That, und die Selbstverbesserung Lessing's in der vorstehenden Note ist eine irrige. — A. d. H.

in dieser als in jener Handschrift vor jeder Fabel stehen, ist nicht viel zu sagen. Die bessern hat die zweite Handschrift, aber auch diese bessern sind herzlich schlecht, außer daß sie dann und wann einen Blick verdienen, wo der Meister damalige Trachten und Sitten abbilden müssen. In dieser Absicht, weiß man, haben Gelehrte auch wohl noch elendere Figuren zu brauchen gewußt. — Noch muß ich des Titels gedenken, den diese zweite Handschrift hat. Zu Anfang der ersten stehet blos: „Hier hebt sich an ein maister Esopus genañt“, vor dieser aber: „Hie vahet an das puch das ist genant der welt lauff und es hat ein Meister gemacht genandt Esopus, und haysset der guldein stein und strafet reich und arm geystlich und werltlich kunig und kayser und alle welt und ist gemalet mit den Figuren und auch andre meyster getícht mehr hernach sten gar kurzweilig und gut zehoren sind als den ein Register hernach volgent aus weyst mit der Zal der pleter an welchem plat man finden mag ein yclichs stuck.“ Wie man einer Sammlung von Fabeln den Titel Der güldne Stein[1]) geben können, wird der Leser wohl nicht von mir zu wissen verlangen. Eher dürfte er begierig sein, zu wissen, was das für Gedichte andrer Meister sind, welche auf die Fabeln folgen. Aber hierzu muß ich mir einen andern Platz erbitten, weil sie zum Theil wirklich nicht schlecht und von einer ganz besondern Gattung sind. —[2])

Ich komme auf unsere dritte Handschrift, bei der ich mich weniger aufzuhalten brauche, weil sie nur 72 Fabeln enthält, die alle in der Ausgabe der Schweizer vorkommen. Die erste Fabel ist die zwölfte dieser Ausgabe, und so folgen denn die übrigen ohngefähr in der nämlichen Ordnung. Sie ist ebenfalls nur auf Papier um 1458 geschrieben, wie zu Ende der 72sten Fabel zu sehen. Gemälde hat sie bei jeder Fabel auch, sonst aber weder Aufschriften noch Titel. Von den andern alten Gedichten übrigens, die sie gleichermaßen wie jene außer den Fabeln enthält, will ich hier um so weniger reden, da sie zum Theil die nämlichen sind, die in der zweiten Handschrift zu finden, welche mich viel zu sehr ver-

---

1) Den wahren Titel entdeckte erst Oberlin und machte ihn in seiner Schrift Bonerii gemma s. Boner's Edelstein, fabulas C e Phonascorum aevo complexa, Argentor. 1782 bekannt. — A. d. H.

2) Es sind Priameln. Von diesen Gedichten hat Eschenburg 52 im fünften Beitrag S. 198 ff. bekannt gemacht. Vgl. Lessing an Herder vom 10. Januar 1779. — A. d. H.

gnügt haben, als daß ich es vergessen sollte, dieses Vergnügen mit meinen Lesern je eher je lieber zu theilen.

Mit der vierten Handschrift endlich kann ich noch geschwinder fertig werden. Denn diese ist offenbar die allerneueste und eigentlich nur der Anfang einer Handschrift, indem sie blos die ersten 40 Fabeln und in der nämlichen Ordnung enthält, wie sie in der schweizer Ausgabe vorkommen. Zu Gemälden ist Platz gelassen, und daß sie auch nur auf Papier ist, versteht sich. Zum Vergleichen ist sie indeß noch immer gut, und ich könnte aus ihr sowie aus der dritten mehr als eine gute Lesart anführen, wenn ich mich länger hierbei verweilen wollte.

Dafür will ich lieber noch Alles zusammenraffen, was ich über die Quellen und das Zeitalter des Dichters zu sagen habe.

Aus dem Epilogus haben wir gesehen, daß der Dichter selbst bekennet, seine Fabeln nicht erfunden, sondern blos aus dem Latein übersetzt zu haben. Und was hätte ihn bewegen können, dieses Bekenntniß zu thun, wenn es nicht der strengsten Wahrheit gemäß gewesen wäre? Er war ja kein satirischer Dichter, der die Rachsucht irgend eines beleidigten Thoren zu fürchten hatte. Fabeln sind ja auch keine Erzählungen, denen er durch ein solches Vorgeben historische Glaubwürdigkeit etwa hätte verschaffen wollen. Die eigne Erfindung, wenn sie der Reimer auch nicht für das Hauptverdienst halten will, ist doch wohl wenigstens ein Nebenverdienst, dessen er sich nicht zu schämen gehabt hätte, oder nächst der Gabe zu erzählen ein Verdienst mehr. Also noch einmal, was hätte ihn bewegen können, sich nur überhaupt für den Uebersetzer auszugeben, wenn er sich noch eines andern Titels dabei bewußt gewesen wäre? Gleichwohl gab sich Gottsched das patriotische Ansehen, an der Wahrheit eines so treuherzigen Bekenntnisses zu zweifeln. „Daß nun gesagt wird,“ schreibt er an einem Orte, wo er den deutschen Ursprung der bekannten Fabel Vom Müller und seinem Sohne gegen französische Ansprüche erhärten will, „es habe der von Riedenburg diese Fabeln nur aus dem Latein übersetzt, ist freilich von den meisten wahr, die aus ältern Fabeldichtern entlehnet worden. Es ist aber augenscheinlich, daß viele, ja fast die Hälfte aus keinem itzt bekannten ältern Fabeldichter genommen, sondern von ursprünglich deutscher Erfindung sind.“ Es ist keinem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er keine große Belesenheit in den alten Fabeldichtern hat, er muß aber auch nur nicht thun, als ob er sie hätte. Die Wahrheit ist diese: daß drei Viertheil von unsern alten deut-

schen Fabeln aus zwei ganz bekannten alten lateinischen Fabeldichtern genommen sind und ich von den übrigen fünfundzwanzig wenigstens achtzehn in Büchern nachweisen kann, die aller Wahrscheinlichkeit nach älter als unsere Fabeln sind.[1]) Ob aber dem ungeachtet die anderweits entlehnten 25 Fabeln nicht gleichwohl größtentheils deutscher Erfindung sind, das ist eine andere Frage, die sich freilich eher noch bejahen läßt. Denn die alten Bücher, in welchen ich sie nachweisen kann, sind wenigstens in Deutschland geschrieben. Aber was thut das unserm Dichter, der ja nicht einmal etwas Anders sein will als Uebersetzer?

Und zwar sind die zwei alten lateinischen Fabeldichter, aus welchen unser Dichter vornehmlich geschöpft hat, der sogenannte Anonymus des Nevelet und Avianus. Jener Anonymus, habe ich anderwärts erwiesen,[2]) ist nichts als der versificirte Romulus, bis auf das vierte Buch, und von den drei ersten Büchern, die aber bei dem Anonymus ohne Abtheilung fortgehen, hat Boner blos die 39., 49., 50., 51., 52., 53., 56., 57. und 58. unberührt gelassen. Die übrigen finden sich bei ihm nicht nur alle, sondern fast alle*) in der nämlichen Ordnung, bis auf wenige Versetzungen; und daß wir es um so eher glauben können, daß sie auch nicht anderwärts her entlehnt sind, sind einer jeden die zwei Schlußzeilen des lateinischen Dichters beigefügt, in welche dieser die Moral derselben zusammengefaßt hatte. Dieses Letztere gilt wenigstens von der schönen Handschrift der Schweizer, welche das Autographon des Verfassers oder doch wenigstens aus diesem zunächst genommen zu sein scheinet. — Mit der 63sten Fabel fangen sodann die an, welche aus dem Avianus entlehnt sind, von dessen 42 Fabeln ihm aber nicht mehr als 22 beliebt haben, die man in nachstehender Tabelle angegeben finden wird. Diese 22 mit den 52 aus dem gedachten Anonymus machen 74, denen also, wie gesagt, zu den gesammten 99 noch 25 fehlen, deren anderweitige Quellen ich nun hier anzeigen müßte, um mein

*) Selbst die erste Fabel von dem Affen, der die Nuß wegen der äußern bittern Schale verachtet, ist aus diesem Anonymus genommen, ob sie schon da nicht als Fabel vorkömmt, nämlich aus der letzten Zeile seiner Vorrede:
Et nucleum celat arida testa bonum.

1) Diese Quellen sind bisher von Niemand nachgewiesen. Wir finden Fabel 58 und 97 bei Jacobus von Cassalis, Fabel 74, 76, 92 und 100 bei Petrus Alfonsi, aber das ist, abgesehen von den Uebereinstimmungen zwischen Boner's Fabeln und dem Renner, erst der dritte Theil der 18, die Lessing nachweisen zu können behauptet. — A. d. H.

2) Vgl. oben S. 936. — A. d. H.

Wort gut zu machen. Doch weil mich dieses itzt zu weit abführen würde, so will ich von ihrem lateinischen Ursprunge überhaupt einen Beweis geben, den man hoffentlich wird gelten lassen, diesen nämlich: daß, so viel deren in der eben gedachten schönen Handschrift der Schweizer (Anfang und Ende fehlen) befindlich sind, eine jede derselben zwei lateinische Schlußzeilen hat, welche offenbar die Moral des lateinischen Textes gewesen sind. Denn da der deutsche Dichter bei denjenigen Fabeln, welche aus dem Avianus und Nevelet'schen Anonymus sind, die eignen Worte derselben behalten hat, so kann man wohl gewiß sein, daß er auch zu den übrigen die lateinischen Disticha nicht selbst werde gemacht haben. Warum diese beigefügten Disticha überhaupt auch sonst noch ihren Werth haben, wird man im nächstfolgenden Aufsatze[1]) sehen. Itzt erlaube man mir nur noch, folgende Tabelle einzurücken, in welcher man, was ich bisher gesagt, auf einmal übersehen kann, und die Demjenigen einmal nicht wenig Mühe ersparen dürfte, der etwa den Bamberger Druck und das zweite Manuscript in unsrer Bibliothek brauchen und nutzen wollte. Er wird ohne Zeitverlust in derselben sehen können, wo er jede Fabel der schweizerischen Ausgabe in beiden zu suchen habe.[2])

---

1) Was Lessing ausführen wollte, ist nicht mit Sicherheit zu ersehen, da der unvollendet gebliebene Auffatz nicht bis zur Erörterung dieser Frage gefördert ist. Wahrscheinlich wollte er diese Disticha mit seiner Vermuthung über den spätern lateinischen Versifex in Verbindung bringen, der mit einer Uebersetzung aus dem Renner des Hugo von Trimberg den Anonymus des Nevelet vermehrt hätte. Uebrigens liegt die noch ungelöste Frage nach dem Ursprung der lateinischen Epimythien in Breitinger's Handschrift des Boner, zu denen noch eine Reihe andrer aus der Baseler Handschrift hinzukommen, weniger einfach, als Lessing hier zu meinen scheint. Sie weisen durchaus nicht alle direct auf Boner's Quelle zurück; z. B. sind die Verse hinter der 16., 42., 43., 48., 52. und 65. Fabel aus Cato's Distichen entlehnt, die hinter der 71. und 74. Fabel aus dem Anonymus des Nevelet, von dem doch die Fabeln selbst nicht herstammen, und unter der 76. Fabel steht neben einem Hexameter unbekannten Ursprungs ein sehr bekannter aus der „Alexandreis" des Walther von Chatillon. Lessing wird sich bei dieser Gelegenheit eine genauere Untersuchung dieser räthselhaften Verspaare gespart haben, sonst würde er schwerlich unterlassen haben, darauf hinzuweisen, daß verschiedene derselben aus zwei Hexametern bestehen, und ohne Zweifel schon auf den ihm genau bekannten Cato geführt sein. Jedenfalls hat er auf einen sehr beachtenswerthen Punkt bei der Erforschung von Boner's Quellen aufmerksam gemacht. Die neueste Arbeit zur Kritik Boner's in der „Zeitschrift für deutsche Philologie", VI. S. 251 ff., von A. Schönbach, kommt auf diese Frage zurück, ohne über dieselbe mehr zu ermitteln, als Lessing schon gefunden hatte. — A. d. H.

2) Die rechts mit einer Klammer versehenen Zahlen der vordersten Columne bezeichnen die von uns zugefügten Nummern der Pfeiffer'schen Ausgabe. In der 5. Columne sind 4 Druckfehler des ersten Druckes verbessert, die sich in allen Lessing-Ausgaben wiederholt finden, nämlich bei Fab. 3, 80, 90 und 91 der Zürcher Ausgabe. — A. d. H.

	Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
2]	I.	- - 1.	- - 1.	Anony. Nev. Praef.
3]	II.	- - 2.	- - 2.	Avianus fab. XVII.
6]	III.	- - 3.	- - 3.	Anony. fab. III.
7]	IV.	- - 4.	- - 4.	- - IV.
9]	V.	- - 5.	- - 5.	- - V.
12]	VI.	- - —	- - 87.	- - IX.
4]	VII.	- - 6	- - 6.	- - —
5]	VIII.	- - 7.	- - 7.	- - II.
8]	IX.	- - 8.	- - 8.	- - VI.
10]	X.	- - 9.	- - 9.	- - VII.
11]	XI.	- - 10.	- - 10.	- - VIII.
13]	XII.	- - 11.	- - 11.	- - X.
14]	XIII.	- - 12.	- - 12.	- - XI.
15]	XIV.	- - 13.	- - 13.	- - XII.
16]	XV.	- - 14.	- - 14.	- - XIII.
17]	XVI.	- - 15.	- - 15.	- - XIV.
18]	XVII.	- - —	- - 86.	- - XV.
19]	XVIII.	- - 16.	- - 16.	- - XVI.
20]	XIX.	- - 17.	- . 17.	- - XVII.
21]	XX.	- - 18.	- - 18.	- - XVIII.
22]	XXI.	- - 19.	- - 19.	- - XIX.
23]	XXII.	- - 20.	- - 20.	- - XX.
24]	XXIII.	- - 21.	- - 21.	- - XXI.
25]	XXIV.	- - —	- - —	- - —
	XXV.	- - —	- - —	- - —
26]	XXVI.	- - 22.	- - 22.	- - XXII.
27]	XXVII.	- - 27.	- - 23.	- - XXIII.
28]	XXVIII.	- - 28.	- - 24.	- - XXIV.
29]	XXIX.	- - 29.	- - 25.	- - XXV.
30]	XXX.	- - 30.	- - 26.	- - XXVI.
31]	XXXI.	- - 31.	- - 27.	- - XXVII.
32]	XXXII.	- - 24.	- - 28.	- - XXVIII.
33]	XXXIII.	- - 23.	- - 29.	- - XXIX.
34]	XXXIV.	- - 25.	- . 30.	- - XXX.
35]	XXXV.	- - 26.	- - 31.	- - XXXI.
36]	XXXVI.	- - 35.	- - 32.	- - XXXII.
37]	XXXVII.	- - —	- - 88.	- - XXXIII.
38]	XXXVIII.	- - 36.	- - 33.	- - XXXIV.

	Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
39]	XXXIX.	- - 37.	- - 34.	Anony. XXXV.
40]	XL.	- - 38.	- - 35.	- - XXXVII.
41]	XLI.	- - 32.	- - 36.	- - XXXVI.
42]	XLII.	- - 33.	- - 37.	Avian. XXXIV.
43]	XLIII.	- - 34.	- - 38.	- - —
44]	XLIV.	- - 39.	- - 39.	Anony. XLIV.
45]	XLV.	- - 40.	- - 40.	- - XL.
46]	XLVI.	- - 41.	- - 41.	- - XLI.
47]	XLVII	- - 42.	- - 42.	- -XXXVIII.
48]	XLVIII.	- - —	- - 89.	- - —
49]	XLIX.	- - 43.	- - 43.	- - —
50]	L.	- - 44.	- - 44.	- XLII.
51]	LI.	- - 45.	- - 45.	- - XLIII.
52]	LII.	- - 46.	- - 46.	- - —
53]	LIII.	- - 47.	- - 47.	- - —
54]	LIV.	- - —	- - 91.	- - XLV.
55]	LV.	- - 48.	- - 48.	- - XLVI
56]	LVI.	- - —	- - 92.	- - XLVII.
57]	LVII.	- - 49.	- - 49.	- - XLVIII.
58]	LVIII.	- - 50.	- - 50.	- - —
59]	LIX.	- - —	- - —	- - LIV.
60]	LX.	- - 51.	- - 51.	- - LV.
61]	LXI.	- - 52.	- - 52.	- - LIX.
62]	LXII.	- - 53.	- - 53.	- - LX.
63]	LXIII.	- - 54.	- - 54.	Avianus I.
64]	LXIV.	- - —	- - 93.	- - II.
65]	LXV.	- - 55.	- - 55.	- - III.
66]	LXVI.	- - —	- - —	- - IV.
67]	LXVII.	- - 56.	- - 56.	- - V.
68]	LXVIII.	- - 57.	- - 57.	- - VI.
69]	LXIX.	- - 58.	- - 58.	- - VII.
70]	LXX.	- - 59.	- - 59.	- - —
71]	LXXI.	- - —	- - 94.	- - —
72]	LXXII.	- - 60.	- - 60.	- - —
73]	LXXIII.	- - 61.	- - 61.	- - IX.
74]	LXXIV.	- - 62.	- - 62.	- - —
75]	LXXV.	- - —	- - 95.	- - X.
76]	LXXVI.	- - 63.	- - 63.	- - —

	Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
77]	LXXVII.	- - 64.	- - 64.	Avianus XI.
78]	LXXVIII.	- - 65.	- - 65.	- - XIII.
79]	LXXIX.	- - 66.	- - 66.	- - XIV.
80]	LXXX.	- - 67.	- - 67.	- - XXXIII.
81]	LXXXI.	- - —	- - 96.	- - XV.
82]	LXXXII.	- - 68.	- - 68.	- - —
83]	LXXXIII.	- - —	- - —	- - XVI.
84]	LXXXIV.	- - 69.	- - 69.	- - XVIII.
85]	LXXXV.	- - 70.	- - 70.	- - —
86]	LXXXVI.	- - 71.	- - 71.	- - XIX.
87]	LXXXVII.	- - 72.	- - 72.	- - —
88]	LXXXVIII.	- - 73.	- - 73.	- - XXII.
89]	LXXXIX.	- - 74.	- - 74.	- - —
91]	XC.	- - 75.	- - 75.	- - XXVI.
90]	XCI.	- - 76.	- - 76.	- - XXIX.
92]	XCII.	- - 77.	- - 77.	
93]	XCIII.	. - 78.	- - 78.	
94]	XCIV.	- - 79.	- - 79	
95]	- - -	- - 80.	- - 80.	
96]	- - -	- - 81.	- - 81.	
97]	- - -	- - 82.	- - 82.	
98]	- - -	- - 83.	- - 83.	
99]	- - -	- - 84.	- - 84.	
100]	- - -	- - 85.	- - 85.	
1]	- - -	- - —	- - 90.	Anony. I

Ich eile zu dem letztern Punkte dieses Aufsatzes, welcher das Zeitalter unsers ehrlichen Fabeldichters betrifft. — — Sein Herausgeber in Zürich, wie bekannt, ist der Meinung, daß er noch „vor den Tagen Friedrich's des Zweiten gelebt habe. Die Sprache“, sagt er, „die Orthographie, die Einfälle, die Ausdrücke, Alles verräth einen Verfasser aus dem blühenden Alter der schwäbischen Poesie.“ —Je erfahrner und scharfsichtiger der Kunstrichter ist, der einen solchen Ausspruch thut, von desto größerm Gewichte ist er. Gleichwohl aber ist eine Decision des Geschmacks kein historischer Beweisgrund, und es bleibt immer eine sehr mißliche Sache, Facta durch Geschmack entscheiden wollen, wenn er

auch noch so sicher wäre. Denn wenn Andere diesen Geschmack nun nicht haben? Wenn Andere z. E. die Sprache des Dichters gar nicht für die Sprache jenes Alters erkennten, das mir überhaupt ein Wenig zu sehr nach den französischen Siècles geformt zu sein scheinet? Denn Gott weiß, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im Geringsten mehr Verdienst haben als der itzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Literatur die Epoche Friedrich's des Großen zu nennen für gut findet! — Der schweizerische Kunstrichter sagt ja selbst: „Wir haben gegenwärtige Fabeln desto lieber vor der Manessischen Sammlung vorhergehen lassen, weil sie bei ihrer natürlichen Einfalt eine große Leichtigkeit haben, welche sich auch öfters Denjenigen verständlich macht, die nur ein flüchtiges Auge darauf werfen, ohne daß sie sich mit den Schönheiten der alten Sprache eine gelehrte Arbeit machen.“ Was heißt das anders, als: die Sprache dieser Fabeln ist nicht die Sprache der ältern Dichter in der Manessischen Sammlung, sondern ein gutes Theil verständlicher, d. i. ein gutes Theil jünger, unsrer itzigen Sprache näher? — Und was will der gelehrte Mann mit der Orthographie jenes Alters? Giebt es denn eine solche? Wenn er das Glück gehabt, einen Codex zu erhalten, in welchem durchaus eine gleichförmige Orthographie beobachtet worden, ist das darum die Orthographie jenes Alters? Finden sich denn nicht selbst in der Manessischen Handschrift fast so viel verschiedne Orthographien als verschiedne Dichter? — Was endlich den Ausdruck, die Einfälle, die ganze poetische Kunst anbelangt, woraus wir schließen sollen, daß unser Fabeldichter der Zeitgenosse der Minnesinger gewesen, so kann ich nicht bergen, daß ein solcher Schluß zu viel Unkunde mit den spätern Dichtern des 14ten und der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts verräth. Zeiten, welche einen Hugo von Trimberg und einen Herman von Sachsenheim noch gehabt haben, können ja wohl auch einen Fabeldichter hervorgebracht haben wie diesen. Ja, ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß die Fabeln, welche in dem Renner zerstreut sind, nach meinem Geschmacke (ich weiß wohl, daß Gellert's Urtheil[1]) ganz anders ausgefallen

1) Vgl. seine „Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln“ vor der ersten Ausgabe seiner Fabeln und Erzählungen, Leipzig 1746. (Sämmtliche Schriften, I. S. XXV ff.) — A. d. H.

ist) weit lebhafter und unterhaltender erzählt sind als diese vorgegebenen Fabeln des schwäbischen Zeitalters.

Was der schweizerische Kunstrichter von den materiellern Kennzeichen seiner bessern Handschrift sagt, scheint eher noch ein historischer Beweis zu sein. Scheint, sage ich; denn im Grunde ist es doch nur auch dunkle unerklärliche Empfindung. „So viel man“, sagt er, „aus den Charakteren der Buchstaben urtheilen kann, so ist sie gegen dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben worden.“ Wie wohl stünde es mit der Kenntniß der Handschriften, wenn es in irgend einer Sprache von irgend einer Zeit Buchstabenzüge gäbe, aus welchen sich bis auf ein halbes Jahrhundert das Alter derselben mit Zuverlässigkeit angeben ließe! Freilich müßte es wohl dergleichen geben, und sie würden vielleicht auch zu bestimmen sein, wenn man eine große Menge von Handschriften des nämlichen Landes und der nämlichen Sprache vor sich hätte, deren Folge und Ordnung aus andern unstreitigen Gründen bereits bestimmt wäre. Aber wo ist das? und wo hat man das? Da, wo wir in der Diplomatik itzt noch halten, bedarf es schon eines sehr kundigen Mannes, der sich aus den bloßen Zügen der Buchstaben nicht mehr als um ein Jahrhundert irren soll; wie das jeder Gelehrte eingestehen wird, der Erfahrung in solchen Dingen hat und weder sich noch Andere betriegen will. — So ist denn auch bisher schlechterdings noch keine Handschrift von unsern Fabeln bekannt, die sich durch eine ausdrückliche Jahrzahl zu dem 13ten Jahrhunderte legitimirte. Alle übrige, sowohl die zweite der Schweizer als die, welche D. Scherz gebraucht hat, nebst den vieren unsrer Bibliothek, sind wenigstens ein Jahrhundert jünger, ja einige derselben wohl zwei, wie nicht aus bloßer kritischer Schätzung, sondern aus den ausdrücklich beigefügten Jahrzahlen zu erkennen.

Doch ich bin weit entfernt, mich eines ähnlichen Trugschlusses schuldig zu machen und blos daraus, daß alle Handschriften viel neuer sind, den Dichter selbst für so viel neuer zu erklären. Es sind vielmehr ganz andere Umstände, woraus ich schließen zu können glaube, daß er wenigstens jünger sein müsse als der Verfasser des Renners und vermuthlich in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben habe, Umstände, die weniger von Anschein und Geschmack abhangen und fast den Werth förmlicher Zeugnisse haben.

Einmal also, daß unser Fabeldichter jünger als Hugo von Trimberg, der Verfasser des „Renners“, sein müsse, läßt schon

Trimberg's Stillschweigen von ihm vermuthen. Denn Trimberg schweigt nicht allein von ihm, welches so viel als nichts beweisen würde, sondern schweigt an Stellen von ihm, die gerade der Platz gewesen wären, seiner zu gedenken; an Stellen, an welchen er so vieler andern deutschen Dichter des 13ten Jahrhunderts gedenkt, die zu Anfange des 14ten noch gelesen wurden; an Stellen, wo er die ganze deutsche Lectüre seiner Zeit namhaft macht, zu der unser Fabeldichter wohl unstreitig gehöret hätte, wenn er schon vorhanden gewesen wäre. Diese Stellen finden sich auf dem 9ten und 82sten Blatte der einzigen gedruckten Ausgabe des Renners[1]) und sind von solcher Wichtigkeit für den deutschen Literator, daß ich nichts Ueberflüssiges zu thun glaube, wenn ich sie ein andermal mit den nöthigen Erläuterungen und Verbesserungen aus den vortrefflichen Handschriften ganz mittheile, die unsere Bibliothek von diesem merkwürdigen Gedichte besitzt. Itzt will ich blos diesen halben Beweis, der aus einem nicht zu verzeihenden Stillschweigen hergenommen wäre, durch einen Zusatz verstärken, wodurch er zu einem ziemlich vollständigen Beweise erwächst.

Nämlich nicht genug, daß Trimberg von unserm Boner nichts weiß: in Beiden finden sich Stellen, die sich wie Original zur Copie verhalten, und die man nur ein Wenig genauer ansehen darf, um sich zu überzeugen, daß die Originalität völlig auf Trimberg's Seite ist und folglich Trimberg auch früher geschrieben haben muß. Von diesen Stellen will ich nur die hauptsächlichste wählen, welches die Erzählung von dem Prälaten mit den Birnen ist, die ich bereits unter so mancherlei Gestalt als eine Boner'sche Erzählung dem Leser vorgelegt habe. Diese nun hat auch Trimberg, und hat sie so, daß sie sich unmöglich in einem so allgemein bekannten Werke, als Boner's Fabeln seit ihrem Dasein gewesen zu sein scheinen, bereits kann befunden haben. Denn er führet sie ausdrücklich mit den Worten ein:

„Ein war mere ich vernummen han,
Des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre Leut
Dabey sich wollen bessern heut."

Er hat sie vernommen, d. i., er hat sie nicht aus Büchern, sondern aus mündlichem Berichte; sie schwebt ihm noch in frischem

1) Frankfurt 1549 Fol. Ueber Lessing's Arbeit an einer neuen Ausgabe und die Umstände, an denen ihre Vollendung gescheitert, vgl. seinen Brief an Herder vom 10. Januar 1779. — A. d. H.

Andenken; er hält sie für werth, zur Belehrung Anderer niedergeschrieben zu werden. Drückt man sich so aus von einem Märchen, welches nicht allein in einem Buche zu finden, das in Jedermanns Händen ist, sondern auch selbst in diesem Buche nicht zuerst vorkömmt? Denn wie wir gesehen haben, fängt dieses Märchen beim Boner überall an:

„Von einem Bischof liest man das".

Man liest, und ich habe vernommen: aus diesen Worten allein ist klar, wer mit des Andern Kalbe gepflüget oder wenigstens pflügen können. Denn da Boner alle seine Fabeln aus dem Lateinischen genommen zu haben vorgiebt, so kann ich freilich nicht so geradezu behaupten, daß er wenigstens diese aus dem Deutschen des Trimberg's habe. Aber was er nicht unmittelbar von ihm hat, kann er ihm wenigstens mittelbar zu danken haben. Ein spätrer lateinischer Versifex kann sie aus dem Renner übersetzt und damit den Anonymus des Nevelet vermehret haben. Und daß es einen solchen spätern Vermehrer dieses Anonymus giebt, will ich an seinem Orte zeigen. Itzt will ich die Erzählung selbst nach Trimberg's Vortrage nur ganz hersetzen, um urtheilen zu lassen, ob ihre Originalität auch nicht durch ihre innere Güte bestätiget wird.

„Ein war mere ich vernummen han,
des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre leut
dabei sich wollen bessern heut.
Do ein prelate ze imal sas,
und mit seinen gesten as,
Ein schenkart das wart im gesant
mit birn. do sprach er zu hant
Wer behelt mir das schenkar
mit disen birn one var,
Das ir keine werd verloren?
Ob das geschech, das wer zoren.
Si sprachen, das tu ewer schwester son.
Wer solt es billicher denn er ton?
Nein, sprach er, der ist ein tor.
Er nem vil leicht der besten vor,
Und lies mier die bösten ligen.
Damit ward der red geswigen.

Nu sas ein geistlich man do bei,
Der sprach diss: dir geklaget sei
Got herre, das man den nicht sol
Zu sechzig birn getrawen wol,
Dem tausend sele empholen sind!
Ein reich pharre het das kint,
Dem man zu den birn nicht
Getraut, als leider me geschicht,
Das selen bas feiler sind den birn.
Des unbild get mir in mein hirn."

In 28 Zeilen erzählt Trimberg, wozu sich Boner an die 70 nimmt. Und fehlt es dieser Kürze darum an Klarheit? Rollt nicht Alles hier weit besser und überraschender als dort? Welcher Nacherzähler ist nicht weitschweifig und wässrig? und welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sichrer als die Anwendung gerade nur so vieler Worte, als eben zum vollständigen Ausdrucke unentbehrlich sind?

Und nun bediene ich mich abermals einer einzeln Fabel beim Boner, um sein Alter noch genauer zu bestimmen und zu erhärten, daß er wohl nicht früher als gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts möge geschrieben haben. Ich meine die bekannte Fabel Vom Müller, seinem Sohne und ihrem Esel, über die vor zwanzig Jahren zwischen Franzosen und Deutschen ein kleiner Streit vorfiel, welche von beiden Nationen sich die Erfindung derselben zueignen könnte.*) Daß es eine deutsche Erfindung sei, blieb ausgemacht, es sei nun, daß sie Camerarius, wie Gottsched wollte, aus unsers Boner's alten deutschen Fabel entlehnt habe oder aus den Facetiis Poggii, wie ein Franzose für wahrscheinlicher hielt. Denn Poggius selbst bekennet in der Einleitung derselben, daß sie sich aus Deutschland herschreibe, und eben diese Einleitung ist es, die mir zu meiner Absicht hier dienen soll. Dicebatur, schreibt Poggius,**) inter Secretarios Pontificis, eos qui ad vulgi opinionem venirent, miserrima premi servitute, cum nequaquam possibile esset, cum

*) Die Aufsätze, in welchen dieser Streit geführet wurde, sehe man im „*Journal Etranger*" und in Gottsched's Neuesten vom Jahre 1756. Die mancherlei Zusätze und Berichtigungen, deren sie fähig sind, werde ich an einem andern Orte anzeigen.

**) Auf dem XI. Blatte der Straßburger Ausgabe von 1511.

diversa sentirent, placere omnibus, diversis diversa probantibus. Tum *quidam* ad eam sententiam fabulam retulit, *quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset.* Senem, ait, fuisse... und wie die besagte Fabel daselbst weiter lautet, die bei unserm Boner die 52ste ist in der Ausgabe der Schweizer. Wer sieht nicht, daß hier die Worte in Betrachtung kommen: quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset, und besonders das nuper? Das nuper zwar ist sehr bald zu bestimmen. Denn aus der Schlußrede des Poggius zu seinen Facetiis erhellet, daß diese Schnurren aus den vertraulichen Gesprächen entstanden, die er während der Regierung Papst Martinus' V., also von 1417 bis 1431, mit einigen Freunden in dazu eigentlich bestimmten Zusammenkünften gehalten. Also auch von 1417 an gerechnet, kann nuper keine ältere Zeit als den Anfang des 15ten oder das Ende des 14ten Jahrhunderts bedeuten, und das wäre es eben, was ich wollte. Eine Fabel, von der es frühstens um 1417 heißt, daß sie vor Kurzem, nuper, erfunden worden, ist Beweis genug, daß die ganze Sammlung, worin sie sich befindet, nicht älter sein kann. Aber nun ist die Frage: heißen denn die Worte zusammen auch nothwendig das, quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset? Ist nuper nicht ebensowohl zu vidisset zu ziehen als zu scriptam pictamque? Muß eine Sache, die man erst neulich gesehen hat, auch schlechterdings erst neulich gemacht sein? Wahrlich nicht, und dieses ist abermals ein Beweis, wie zweideutig die liebe lateinische Sprache ist. Indeß, was an diesem Exempel für mich das Beste ist, ist dieses, daß der doppelte Sinn, der darin liegt, nicht weit aus einander sein kann. Was Poggius selbst oder sein Bekannter in der Art, an der sie so reich, mit der sie so bekannt waren, erst neulich gesehen hatte, geschrieben und gemalt gesehen hatte, muß wohl auch erst neulich gemacht sein, wenigstens nicht sehr viel früher, weil es wohl sonst schon längst zu ihrer und ihresgleichen Kenntniß gekommen wäre. Nichts breitet sich leichter und geschwinder aus als Histörchen, die eine unstreitige Wahrheit auf eine so sinnreiche Art unsrer Anschauung darstellen. Ich sagte „Poggius selbst oder sein Bekannter"; denn es wäre möglich, daß Poggius hier von sich selbst in der dritten Person spräche. Er war, wie bekannt, während des Conciliums zu Costnitz in diesen Gegenden von Deutschland gewesen und hatte die Bibliotheken der Klöster mit vielem Nutzen durchsucht. Da konnte ihm denn leicht in mehr als einer eines von den oben beschriebenen Exemplaren der Boner'schen Fabeln mit Gemälden

zu Gesichte gekommen sein, auf die er mir so deutlich durch das scriptam pictamque anzuspielen scheinet.

Noch muß ich eine Kleinigkeit mit einem Worte berühren, die jedoch hier so gar Kleinigkeit nicht ist. Was mich in der Meinung bestärket, daß Boner nicht früher als in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts könne gelebt haben, ist dieses, daß er sich nicht Boner, sondern Bonerius nennet. Denn ich denke, es ist ausgemacht, daß der Gebrauch, seinem deutschen Namen eine lateinische Endung zu geben, erst um diese Zeit aufgekommen ist, als der Vorläufer der noch pedantischern Sitte, ihn nach seiner Bedeutung in eine gelehrte Sprache zu übersetzen, welche gegen das sechzehnte Jahrhundert und weiterhin so annehmlich befunden wurde.[1])

Nachschrift.

Ich darf diese zweite Entdeckung über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger nicht in die Welt schicken, ohne Gottscheden, mit dem ich es so vielfältig darin zu thun habe, eine Gerechtigkeit zu erzeigen, die er sich selbst widerfahren zu lassen, wenn er noch lebte, ohne Zweifel nicht ermangeln würde. Ich habe nämlich geglaubt, daß er von unsern Handschriften dieser Fabeln nicht mehr wisse, als er gelegentlich im Brachmond 1756 seines Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit beibringen wollen. Nun aber finde ich, leider zu spät, daß er schon zehn Jahre vorher ein Programma De quibusdam Philosophiae Moralis apud Germanos antiquiores speciminibus geschrieben, aus welchem zu ersehen, daß er auch den alten Bamberger Druck gekannt, von welchem ich am Ersten anzumerken geglaubt, daß er die nämlichen Fabeln enthalte, welche Scherz zu allererst herauszugeben vermeinte. Wie nachlässig er aber diese Entdeckung genutzt, wie sorglos er ebendaselbst nicht nur die Fehler in Ansehung unserer Handschrift begangen, die ich an seinem Neuesten gerügt, sondern auch wie viel plumper diese Fehler dort erscheinen, mag selbst nachsehen, wer Lust und Gelegenheit dazu hat. Ich kann mich nur nicht genug wundern, theils wie den Schweizern so viel früher die

1) Die Abfassungszeit der Boner'schen Fabeln fällt nachweislich zwischen 1330 und 1340. — A. d. H.

Gottschedische Anzeige unbekannt bleiben können, theils wie Gottsched es versäumen können, als die Ausgabe der Schweizer erschien, es der Welt mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit anzuzeigen, wie viel diese Herausgeber schon längst von ihm hätten lernen können. Aber so ging es damals: Jeder schimpfte auf den Andern, und Keiner las den Andern.

Ueber den

Anonymus des Neveset.

Ueber den Anonymus des Nevelet.[1])

Man verstehet unter dieser Benennung den ungenannten halbbarbarischen lateinischen Dichter, dessen elegieische Fabeln in der Sammlung des Nevelet unmittelbar auf die Fabeln des Avianus folgen. Da er in der Geschichte der Fabel vieler Umstände wegen sehr merkwürdig ist; da ich bereits Zweierlei von ihm erwiesen habe, nämlich daß er im Grunde nichts als ein versificirter Romulus sei,*) und daß er eine von den Hauptquellen unsers Boner's gewesen:**) so will ich, was ich sonst für Nachforschungen über ihn gemacht habe, hier mittheilen. Sie werden nicht allein die Neugierde des Literators unterhalten, sondern können einmal demjenigen Gelehrten nützlich sein, der etwa diesem Anonymus eben die Ehre erweisen wollte, die Cannegieter dem Avianus erwiesen hat.[2]) Denn wir wollen nur immer die Zunft der Scholiasten noch eine Weile bestehen lassen! Wenn sie mit den guten classischen Schriftstellern fertig ist, kann sie ja die Schriftsteller der spätern Zeiten vornehmen, welche aufzuklären und zu berichtigen gewiß nicht weniger Scharfsinn und Kritik erfordert. Annehmen und voraussetzen, daß dieses überflüssig und jenes schon geschehen sei, heißt ein Wenig zu viel Unkunde in dieser Art von Gelehrsamkeit verrathen. —

1. Die Zeit, in welcher der Ungenannte, von dem die Rede ist, gelebt, läßt sich bis itzt noch ebenso wenig mit Gewißheit angeben als sein Name. An Versuchen, Beides zu leisten, haben

*) Beitrag I, S. 67 [oben S. 936].
**) S. 26 dieses fünften Beitrags [oben S. 970].

---

1) „Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Fünfter Beitrag von Gotthold Ephraim Lessing und Johann Joachim Eschenburg", Braunschweig 1781, S. 43—58. — A. d. H.
2) Seine Ausgabe erschien Amsterdam 1731. — A. d. H.

es die Gelehrten zwar nicht fehlen lassen, aber diese Versuche zu widerlegen, ist leichter, als etwas Zuverlässigers an ihre Stelle zu setzen. Sie reiben sich zum Theil unter einander selbst auf, und da ihre Verschiedenheit gewissermaßen von der Verschiedenheit des Urtheils abhängt, das Jeder von dem innern Werthe des Gegenstandes gefället, so verlohnt es sich schon der Mühe, vorher einen Blick darauf zu werfen; wäre es auch nur, um an einem Exempel mehr zu zeigen, daß der Geschmack in solchen kritischen Untersuchungen zwar nichts entscheiden, aber doch auch (man erlaube mir dieses Wort) der Mißgeschmack selbst den gelehrtesten Mann gewaltig irreführen kann.[1])

2. Also vom Gyraldus anzufangen, dem ersten und wohl noch dem einzigen kritischen Geschichtschreiber der Poesie. — Gyraldus nennt unsern Ungenannten Romulus. **Posset et inter hos poetas,** schreibt er,*) **reponi Romulus ille, qui ad Tybertinum filium librum scripsit, quem ab imitatione apologorum Aesopi illius Phrygis** *fabulas Aesopi* **nuncupavit, non, ut aliqui rati sunt, transtulit. Mirum vobis dicam, quam anxie Parmenses quidam non Romulum hujus libelli autorem asserunt, sed suum quendam Salonem municipem, qui Poeta dum Athenis studeret, e Graeco fabulas has nostris moribus (ut ajunt) aptando, carmine composuerit. Sed certe hoc ipso vel Romulo vel Salone me puero nullus liber aeque trivialibus magistris terebatur post Alexandri ineptias.** Wie Gyraldus zu diesem Irrthume gekommen, dem Versificator den Namen des Urhebers beizulegen, kann ich leicht begreifen, wenn ich annehme, daß zu seiner Zeit in den Schulen Italiens eben solche Sammlungen von Fabeln gänge und gebe gewesen, dergleichen ich an der Steinhöwel'schen in dem ersten Beitrage beschrieben, in welchen die elegieischen Fabeln unsers Anonymus den prosaischen des Romulus untergeordnet waren. Indeß kann Gyraldus nicht einmal diese Schulbücher genau angesehen haben, geschweige, daß er gar Handschriften darüber zu Rathe gezogen hätte. Denn in diesen steht die Zuschrift des Romulus an seinen Sohn Tybertinus oder Tyberinus jederzeit vor den prosaischen Fabeln, und der Eingang zu den elegieischen enthält von diesen Namen keinen. Auch sagt Romulus in jener Zuschrift ausdrücklich: **Id ego**

*) ***De Poetarum historia,*** **Dial. V. circa finem.**

1) Vgl. oben S. 974 f. - A. d. H.

Romulus transtuli de graeco in latinum. Woher nun Gyraldus das besser wissen wollen, aus welchem Grunde er einen Schriftsteller, der sich selbst für nichts weiter als Uebersetzer ausgiebt, zum Erfinder machen zu müssen geglaubt hat, wünschte ich wohl belehrt zu sein. Noch begieriger aber wäre ich zu wissen, wer der Salo von Parma sein sollte, mit dem seine Landsleute den Romulus so gern verdrängen möchten. Noch habe ich nirgends etwas von ihm in Erfahrung bringen können, und auch Gesner kannte ihn nicht weiter als aus dieser Stelle des Gyraldus. Daß aber unter den Ineptiis Alexandri nichts Anders zu verstehen sei als die Grammatik des Alexander de Villa Dei, ist wohl unstreitig. Sie ist in Leoninischen Versen, führt den Titel Doctrinale und war seit der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts in allen Schulen eingeführt. Wenn wir nun annehmen dürften, daß die Fabeln unsers Anonymus sofort an die Stelle der Nugarum Maximiniani getreten, welche Alexander gleich zu Anfange seines Doctrinale aus den Schulen verweiset, so wäre das die älteste Spur, die mir noch von ihrem Dasein vorgekommen. — Doch Gyraldus soll ja ausdrücklich sagen, daß ihr Verfasser bereits im 12ten Jahrhunderte gelebt habe? Wenigstens versichert dieses de la Monnoye in seinen berichtigten Menagianen:*) Lilius Gyraldus attribue ses Fables à un *Romulus* ou *Salo* et le fait vivre dans le 12. siècle. Allein dieser sonst so genaue Literator hat sich hier wohl ein Wenig übereilt, wenn er darauf fußen zu können geglaubt, daß Gyraldus kurz vorher den Hildebertus namhaft macht, der 1100 gestorben, sodann des Gildas gedenkt und fortfährt: posset et inter hos etc. Denn Gyraldus beobachtet überhaupt keine chronologische Ordnung, und das inter hos beziehet sich nicht auf den Hildebertus und Gildas, sondern auf die spätern lateinischen Dichter insgesammt, qui nihil ad linguae nitorem castimoniamque, sed ad eruditionem et historiam non nihil aliquando faciunt, wie er sich gleich Eingangs über sie erkläret.

3. Nach dem Gyraldus ist J. C. Scaliger zu hören, der in seinem Hypercritico ebenso viel scharfe und gesunde als schiefe und abgeschmackte Urtheile über Dichter gefällt hat. Scaliger nennt unsern Anonymus Accius und zählt ihn zu den ganz neuern Dichtern seines Jahrhunderts. Accius, schreibt er, quem faciunt Aesopicarum autorem fabularum, si quis alius, tum

*) T. I. p. 173.

accuratus, tum argutus poeta est. Illud observarunt praeceptores nostri: ab eo nusquam Ecthlipsin ullam factam in carmine syllabarum. Videmur tamen nos alicubi unam aut alteram deprehendisse. De ipso vero ita judico: quae dixit, a me nullo modo melius dici posse. Quare eum poetis novitiis non solum ediscendum ob fabularum utilitatem, sed etiam propter versuum munditias imitandum, parcius tamen concludendum sententias arctissimis illis gyris moneo. Quod unum sane illi potest objici, cujusmodi est illa vocum allusio:

Assuitur muro reptile muris onus.

Neque enim ejusce generis agnominationes nisi in argutiis epigrammatum commendantur. Daß Scaliger hier von unserm Anonymus rede, ist aus dem angeführten Verse klar, welcher in der 12ten Fabel De mure urbano et rustico vorkömmt. Aber welch ein Urtheil für solch einen Mann! Wenn er diesem Urtheile zu Folge unsern Anonymus für einen alten Dichter genommen hätte, sollte es mich weit weniger wundern, als daß er ihn dem ohngeachtet für so neu erkläret. Unterdeß ging auch dieses natürlich zu. Denn vermöge seiner Erziehung kannte der ältere Scaliger die gemeinen Schulbücher nur wenig. Da kam ihm nun dieses mit der italienischen Uebersetzung eines gewissen Accio Zucco in die Hände; er glaubte, wer die italienischen Reime gemacht habe, werde auch die lateinischen Verse gemacht haben, und so entstand ein lateinischer Dichter Accius, von dem bis auf den nämlichen Augenblick kein Mensch in der Welt etwas gehört hatte. Diese Bemerkung hat de la Monnoye über den Baillet*) gemacht, welcher, wie von ihm zu vermuthen, dem Scaliger blindlings gefolgt war. Wenn aber de la Monnoye auch das dem Scaliger nicht will gelten lassen, daß er allerdings einige Ekthlipses bei unserm Anonymus will gefunden haben; wenn de la Monnoye behauptet, daß an dem einzigen Orte, wo eine hätte sein müssen,

In gallo stolidum, in jaspide pulchra sophiae
Dona notes — —,

unser Versificator sie dennoch lieber gar nicht machen wollen: so muß ich in Ansehung dieses Exempels wenigstens anmerken, daß alle unsere Handschriften und alten Ausgaben diese Zeile so lesen, daß die Ekthlipsis gar nicht stattfindet, nämlich:

*) *Poëtes modernes*, §. 1238.

Tu gallo stolidum, tu jaspide pulchra sophiae
Dona notes — —.

Ueberhaupt scheint mir, daß Scaliger unter Ekthlipsis nicht blos die Herausdrängung des m mit seinem vorhergehenden Selbstlauter, sondern eine jede Elision überhaupt verstanden habe. Denn noch zur Zeit habe ich auch deren keine in allen den Fabeln finden können, die man von dem nämlichen ersten Verfasser zu sein erachten kann, und nur in den letzten Fabeln, die offenbar von einer spätern Hand zu sein scheinen, auch nicht einmal in allen Ausgaben befindlich sind, kommen einige derselben vor.[1]) So, denke ich, haben auch neuere Grammatici den Scaliger verstanden, z. E. die Poetica major der Gießen'schen Professoren, wo es im zweiten Buche S. 156 heißt: A paucitate elisionum celebratur Accius is, quem faciunt Aesopicarum fabularum autorem etc.

4. Um wie viel besser, obschon neuer, als er Beides ist, Scaliger unsern Anonymus macht, um so viel schlechter, obschon vielleicht auch um so viel älter macht ihn Barth. Aber das 22ste Capitel des 3ten Buchs seiner Adversariorum, welches er ihm gleichwohl gewidmet, ist offenbar zu zwei ganz verschiedenen Zeiten geschrieben. In der ersten Hälfte giebt er ihn für einen ganz unbekannten alten barbarischen Dichter aus, den er zu allererst bekannt mache. In potestatem meam venit fabularum Poeta *priscus* in *obsoletissimas* membranas exaratus, sed valde ineptus atque barbarus; quia tamen non nescio homines esse usque adeo talium studiosos, ut nil quicquam interire velint, quod in membranis offenditur, vincam me ipsum patientia et specimen producam, unde de universo opere judicari possit. Und hierauf läßt er den Eingang des ersten Buches nebst der ersten Fabel desselben folgen und setzt hinzu: Talis est universa illa poesis. Wahrlich scheint mir Barth hier ekler gewesen zu sein, als ich ihn sonst an zwanzig Stellen finde, und ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich selbst Einer von Denen bin, die durchaus nichts wollen untergehen lassen, was auf sehr altem Pergamen (obsoletissimis membranis) stehet, wenn es auch schon noch ein Wenig schlechter ist, als die angeführten Zeilen doch wirklich nicht sind. Wüßten wir übrigens, was denn Barth eigentlich obsoletissimas membranas nenne, so wüßten wir vielleicht doch auch schon etwas mehr von der Zeit des darauf ge-

1) Vgl. Eschenburg's Zusätze zu diesem Fragment, S. 68 ff. (unten S. 999). — A. d. H.

schriebenen Dichters. Allzu hoch zwar mag er in seinen Gedanken wohl nicht damit hinaufgestiegen sein, wenn wir aus dem schließen sollen, was er nach meiner Vermuthung zu einer andern Zeit beizufügen für gut befunden. Denn nun hatte er erfahren, daß schon Nevelet den Fabeldichter ganz herausgegeben, von dem er gewiß keine Probe würde mitgetheilt haben, wenn er diesen Umstand vorher gewußt hätte. Ja, er würde diese Probe ohne Zweifel völlig aus seinen Adversariis ausgestrichen haben, wenn ihm nicht noch eine Vermuthung wegen des wahren Verfassers beigefallen wäre, um derentwillen er glaubte, daß Alles schon so stehen bleiben könnte, wie er es einmal geschrieben. Et jam quidem, sind seine Worte, edita et recensita (universa illa Poesis) a Neveleto Doschio. Si quis me auctoris nomen roget, dicam Bernardum esse, cujus ad oculum similes versus de Castoris fabula producit Silvester Gyraldus et hic forte exciderunt. Sed ne quis auctorem certiorem quoque ignorare possit, quae de eo reperi, adjungam. *Aesopus magister Atheniensium fuit. Quidam vero Imperator Romanorum rogavit magistrum Romalium, ut sibi aliquas jocosas fabulas conscriberet ad removendum publicas curas. Magister Romalius non audens precibus tanti viri contradicere, auctorem Graecum in Latinum transtulit.* Haec membranae. Also auf einen Bernhard räth Barth, auf einen Bernhard! Und auf welchen? Denn es sind dieses Namens Mehrere, die Alle lateinische Verse gemacht haben und auf unsre Fabeln Anspruch machen könnten. Auf ebenden, von welchem beim Silvester Gyraldus einige Zeilen aus einer Fabel vom Biber vorkommen, die hier in seinen Adversariis, in die er sie ehedem eingetragen, verloren gegangen wären. Denn so verstehe ich die Worte: et hic forte exciderunt. Das hic ziehe ich auf die Stelle in den Adversariis und nicht auf die alten Fabeln, aus welchen die ganze Fabel vom Biber sich verloren habe, als welches man sich vielleicht daher desto eher einbilden könnte, weil wirklich unter den griechischen Fabeln des Aesopus eine vom Biber enthalten ist, welche das bekannte Märchen von dessen Geilen enthält.*) Ich schlage also im Silv. Gyraldus die Stelle nach, die Barth kann gemeinet haben, und finde im zweiten Buche des Itinerarii Cambriae, im dritten Capitel folgendes Distichon eines Bernardus, den er weiter als mit diesem seinem bloßen Namen nicht angiebt:

*) *Collect. Planud.*, Fab. 34.

Prodit item castor proprio de corpore velox
Reddere, quas sequitur hostis avarus opes.

Und das sind die Zeilen, die ad oculum den Zeilen unsers Anonymus gleich sein sollen? Die ersten Worte zeigen deutlich, daß sie aus dem Zusammenhange gerissen sind, in welchem sie vermuthlich mit mehrern Beispielen einer ähnlichen Befreiung gestanden; wenigstens daß der einzelne Fall des Bibers nicht als Aesopische Fabel hier kann abgehandelt sein, ist offenbar. Das Latein ist freilich ebenso schlecht, als es bei dem Anonymo oft vorkömmt, aber wo ist die geringste Spur von dem Lieblingsfehler Desselben, durch den er nach Scaliger's obigem Urtheile der poetischen Jugend minder nachahmungswürdig sein soll? von seinen so häufigen Assimilationen? von der kindischen Wortklapper, ohne welche der Anonymus fast keine Zeile schreiben kann? Ich wollte ganz einen Andern nennen, der ihm nicht allein in diesen Tändeleien, sondern auch in der affectirten Vermeidung aller Elisionen vollkommen gleich kömmt, welches denn eine weit schließendere Aehnlichkeit geben würde. Und das wäre Alanus.[1]) Doch ich will mich selbst nicht in Vermuthungen verlieren, indem ich Anderer Vermuthungen widerlege. Ich will vielmehr gänzlich den gänzlich gelehrten Männern entsagen, die so reich an Muthmaßungen und so arm an Urtheilskraft sind, wenn ich vorher nur noch Einen werde gehört haben, der so ganz in diese Classe nicht zu bringen, indem er seine kühnen und oft seltsamen Einfälle wenigstens mit einer sehr ausgesuchten Belesenheit zu belegen wußte.

5. Und dieser ist unser Christ. Christ, welcher in der Hauptsache von Phädro unstreitig Recht hat, in der er bisher weder widerlegt worden, noch schwerlich jemals widerlegt werden dürfte,[2]) Christ hielt auch, wie bekannt, die Fabeln des Avia-

---

1) Alanus. Diese Vermuthung Lessing's hat Legrand durch die Conjectur Compilacio Ysopi Alani statt alata in der Ueberschrift des französischen Ysopet zu stützen versucht. Die Handschriften des Anonymus geben die Namen Garicius, Garritus, Galfredus, Hildebertus, Ugobardus de Sulmone, Waltherus, von denen nach Grimm's Vorgang, „Reinhart Fuchs", S. CCLXX, Galfredus zeitweilig gebräuchlich geworden war. Die Gedichte des Alanus von Lille (1178—1294), auf die Lessing sich beruft, stehen bei Leyser, S. 1012 ff. — A. d. H.

2) Nämlich darin, daß die unter Phädrus' Namen erhaltenen Fabeln in der Gestalt, wie sie uns vorliegen, nicht das Werk eines Schriftstellers des ersten Jahrhunderts sein können, sondern durch Umarbeiter verschiedener Jahrhunderte und durch fremdartige Einschiebsel entstellt sein müssen. Bekanntlich ist nach der Beseitigung der unhaltbaren Perottus-Hypothese Christ's die Frage nach der Authen[tie] des Phädrus bis auf den heutigen Tag ungelöst. — A. d. H.

nus, so wie sie Cannegieter herausgegeben hat, für ein untergeschobnes Werk, an welchem Rufus Festus Avienus wenig oder gar keinen Antheil habe. Höchstens könne dieser in einer eignen und besondern, größern und bessern Sammlung von Fabeln den Stoff zu einigen derselben und hin und wieder ein Wort oder einen Ausdruck hergegeben haben. Das Uebrige sei aus einem barbarischen Zeitalter und von einem ebenso geschmacklosen als unlateinischen Scribenten*): Ediderat Avienus fabulas multo plures, aliquanto melius, ut opinor, non elegiaco carmine. Has diu post homo nactus infelicis saeculi scholasticus, ad quadraginta duas, argumentis suo judicio delectis quibusdam, ut opinor, etiam additis, redegit et omnia suis elegis pro lubitu comminuit: nihil aliud pensi, ut istud erat saeculum, habiturus, nisi ut versibus duodecim aut sedecim ineptis inscitae brevitatis studio coarctaret, quae viginti fortassis aut triginta luculentis scripserat Avienus. *Ut istud erat saeculum!* Und welches war das Jahrhundert, das durch sein inscitae brevitatis studium so vorzüglich berühmt ist? Ich kenne keines. Es ist vielmehr der Fehler aller barbarischen Jahrhunderte, daß ihre Schriftsteller an beiden Enden ausschweifen und ebenso oft Schwätzer als Wortsparer sind, ihre guten Muster nicht seltner in einem Schwall von Worten ersäufen als verstümmeln. Doch Christ hat ohne Zweifel hiedurch auch kein eigentlich chronologisches Merkmal angeben wollen, und Alles, was er Positives von dem Alter dieses Pseudo-Avienus sagt, ist nichts mehr als dieses, daß er schwerlich älter als unser Anonymus sein könne. Hoc, quem descripsi, Pseudoavieno nisi vetustior et multo recentior esse non videtur incertae aetatis anonymus, a *Neveleto* etiam denuo publicatus, quem Accium subinde vocavi, non quod verum hoc nomen putarem, sed ut aliquo non obscuro designarem, atque ut obiter distinguerem ab alio fabularum scriptore, quem *Nilantius* dedit. Hiermit meinet Christ nicht die Fabulas antiquas, auf die es dem Nilant vornehmlich angesehen war, sondern er meinet den Romulus selbst, den Nilant auf diese Fabulas antiquas folgen lassen, ob er schon bereits längst in der Steinhöwel'schen Sammlung vollständiger und besser vorhanden war. Denn unter diesem Namen, welcher eigentlich nur den prosaischen Fabeln gehört, verstand man auch nicht selten die elegieischen unsers Anonymus, woraus eine Verwirrung erwuchs, der man doch einmal abhelfen

*) *Prolus. de Phaedro*, p. 54.

mußte, und der man nicht besser abhelfen konnte, als wenn man dem Einen und dem Andern den Namen eines besondern Verfassers beilegte, gesetzt auch, daß man den Irrthum eines großen Mannes dazu brauchte, wenn man nur weiß, daß es ein Irrthum ist. Die übrigen Vermuthungen, die Christ von diesem seinem Accius macht, gründen sich auf die leeren Aeußerungen des armseligen Scholiasten, der sich in einigen alten Drucken und Handschriften bei den Fabeln findet. Nugae glossarum veterum ineptissimarum modo scriptorem earum elegiaco carmine fabularum faciunt, *Magistrum Esopum de civitate Atheniensi*, modo *Gualterum anglicum*, qui, ut puto, est inter cathedrae Romanae purpuratos, dictus *a Winterborn*, quem tradunt diem suum obiisse a. C.N. MCCCV, modo subobscure aliquid ex hoc libro tribuunt *magistro Romulio*, quatenus fortassis argumenta praebuit. Ich kann nicht sagen, auf welchen Währsmann sich Christ wegen des Gualterus Anglicus hierbei bezieht. Ich finde in den alten gedruckten und geschriebenen Büchern, die ich vor mir habe, davon nichts.[1]) Aber daß mit dem Magister Aesopus blos auf den Inhalt und den Urstoff gesehen worden, so wie unter dem Romulius der mehrgedachte Romulus zu verstehen, ergiebt sich ja wohl von selbst; und wie es gekommen, daß dieser Namen beiden Fabeln, den prosaischen sowohl als den elegieischen, gegeben worden, habe ich schon gesagt. Auf Veranlassung der alten Fabelbücher nämlich, in welchen die elegieischen, so weit sie langten, den prosaischen untergeordnet waren, wie in dem Steinhöwel'schen zu sehen. Vielleicht aber, daß selbst Christ von diesem keine klare Idee hatte, indem ihm überhaupt bei seiner Nachricht so viele Bücher selbst nicht vor Augen gewesen. Wenigstens kann es nur aus dieser Ursache geschehen sein, daß er zwei deutsche Schriftsteller mit einander verwechselt hat, von welchen sich unsere gedruckte Literatur, so zu reden, anfängt, und die sich beide um unsere Sprache im funfzehnten Jahrhunderte so verdient gemacht haben, daß ihr Andenken wohl erneuert zu werden verdienet, welches schwerlich aus einer Bibliothek vollständiger geschehen kann als aus unserer. Nämlich Heinrich Steinhöweln selbst, der

---

1) Die Quelle Christ's hat Eschenburg (Vorrede zum 5. Beitrag, S. VI.) aus Tyrwhitt's Commentar zum Chaucer, V. S. 280, in der 1503 gedruckten englischen Bearbeitung des Anonymus durch Wynkyn de Worde nachgewiesen. Merkwürdig ist, daß Lessing nicht an die ihm bekannte Stelle in Kropff's „Bibliotheca Mellicensis", S. 45 gedacht hat, wo der Anonymus als Waltheri Aesopus vorkommt. — A. d. H.

ein Arzt in Ulm und von Weyl gebürtig war, mit Niklas von Wyle, der Kanzler bei dem Grafen Ulrich von Württemberg und aus Eßlingen[1]) gewesen. Eines Jeden besondere Schriften sollen ein andermal angezeigt werden.

Itzt bleibe ich blos bei der Hauptsache stehen, die das Urtheil betrifft, welches Christ über den classischen Werth unsers Anonymus ausspricht.[2]) Wenn dieses Urtheil sehr gemäßiget zu sein scheint, indem es gleichsam zwischen den Meinungen des Barth und J. C. Scaliger mitten inne liegt, so ist es doch darum nicht minder paradox, indem es der Rangordnung, nach welcher man gewöhnlich die spätern römischen Autores auf einander folgen läßt, so gewaltig widerspricht. Aus einem barbarischen Versmacher nämlich wird Christ auf einmal ein Scribent, wie wir uns nur immer einen virum consularem des 4ten Jahrhunderts, wenigstens einen Höfling der Antoniner gedacht haben. Denn nicht allein in diese Zeiten erhebt er ihn, sondern erkennt ihn auch an Sprache und Geschmack dieser Zeiten für würdig. Scilicet, sagt er ausdrücklich — — —[3])

---

1) Geboren war er vielmehr zu Bremgarten in der Schweiz, aber nachmals Stadtschreiber in Eßlingen. — A. d. H.

2) Vgl. die folgende Note, unten letzte Zeile u. ff. — A. d. H.

3) Eschenburg's Fortsetzung und Schluß dieses Aufsatzes: „Hier bricht die Handschrift dieses Aufsatzes ab, die der sel. Lessing nicht lange vor seinem Tode in die Druckerei gab, und bis itzt hat sich von ihrer Fortsetzung unter seinen Papieren nichts gefunden. Auch zweifle ich sehr, daß sich etwas Vollendetes darunter finden wird, welches das Resultat dieser literarischen Untersuchung enthielte; denn Lessing war, wie er mir oft selbst gesagt hat, von je her gewohnt, seine Arbeiten erst während ihres Abdrucks zu vollenden, und bei der gegenwärtigen war dies ganz gewiß der Fall. Ob er sich gleich über seine Nachforschungen in der Literatur der Aesopischen Fabel zum Oeftern mit mir unterredet hat, so bin ich doch nicht im Stande, seine eigentliche Entdeckung oder Vermuthung über diesen Anonymus des Nevelet und über die Entstehungsart seiner elegischen Fabeln dem Leser mitzutheilen, und ebenso wenig wissen seine übrigen Freunde, mit denen er sich darüber hätte besprechen können, das Ziel anzugeben, auf welches er diese ganze Untersuchung hinzuführen dachte. So viel sieht man wohl aus ihrer Einleitung, daß Lessing weder den eigentlichen Namen noch das Zeitalter dieses Ungenannten mit Gewißheit herausgebracht hatte; nur über die eigentliche Bewandniß, die es mit seinen Fabeln und ihrem Ursprunge hat, scheint er mir bessere Aufschlüsse als die bisher gegebnen im Sinne gehabt zu haben, und wie gesagt, diese kenne ich nicht und getraue mir ebenso wenig, sie zu errathen oder nur zu muthmaßen. Lieber setze ich einige einzelne Anmerkungen und Beiträge zu dieser Untersuchung her, die sich mir bei dem vergeblichen Versuche, ihre Spur zu verfolgen, dargeboten haben.

„Die Stelle in Christ's Abhandlung, mit deren Anfangsworte das Lessingische Manuscript abbricht, ist höchst wahrscheinlich folgende: Scilicet sunt Ano-

nymi aut Romuli aut Accii cujusdam nomine, eodem carminis genere, quae illis Avieno inscriptis nisi meliores, inferiores re atque oratione non sunt. Licuerit Perotto libros habere, in quibus hae quoque Avieno inscriptae essent, vel licuerit ei sic opinari aut judicare denique, utrasque, vel has maxime scitiores, Avieni esse.*) Es scheint, daß Lessing von diesem, allerdings paradoxen Urtheile über den Vorzug dieses Anonymus vor dem Avianus unmittelbar den Uebergang zu seinem eignen Urtheile und Aufschlusse über den Erstern machen wollte; denn in seiner Handschrift finde ich folgende Worte durchstrichen, die er zuerst zum Anfange dieses seines letzten Absatzes bestimmt hatte, und die sich auf die am Schlusse des vorhergehenden Absatzes gerügte Namenverwechselung beziehen: „Nur itzt kann ich mich mit Christen darauf nicht einlassen, dessen Urtheil von unserm Anonymus mir von einer ganz andern Seite wichtig ist." In diesen letztern Lessingischen Worten würde ich einen Wink seiner Entdeckung ahnen, wenn ich nicht alle hier mögliche Muthmaßung für gar zu unsicher und mißlich hielte.

„So viel bleibt nun wohl ausgemacht, daß dieser Anonymus des Nevelet nichts Anders als ein versificirter Romulus ist, und daß hauptsächlich wegen dieser Aehnlichkeit und Verwandtschaft ihrer Fabeln, wegen ihrer gleichartigen Folge auf einander und wegen ihres gemeinschaftlichen Abdrucks für die Schulen, dergleichen der Ulmische**) ist, Beide oft für eine Person gehalten, Beide Romulus oder Romulius genannt sind. Aus dieser Quelle scheint auch der von Lessing oben bemerkte Irrthum des Gyraldus geflossen zu sein. Indeß konnten ihn auch die Ueberschriften und Vorreden einiger gedruckten Ausgaben dieser Fabeln und selbst einer oder andern Handschrift gar wohl dazu verleiten. Wenigstens sagt Nilant***) ausdrücklich, daß einige Handschriften der elegischen Fabeln diesen Namen ihres Verfassers angeben, und beruft sich dabei auf einen gewissen G. Erhard, der bei der Petronischen Erzählung von der Matrone von Ephesus die poetische Bearbeitung dieser Fabel durch unsern Anonymus als die Arbeit eines alten Grammatikers Romulus anführt.

„Ohne mich hier in eine lange Untersuchung über diesen Romulus einzulassen und dasjenige weiter zu verfolgen, was der sel. Lessing in dem ersten dieser Beiträge von ihm und seinen Fabeln mit so vielem Scharfsinn ins Licht gesetzt hat, kann ich doch meine Vermuthung nicht ganz verschweigen, daß dieser Name vielleicht völlig erdichtet†) und nicht der Name des wirklichen Urhebers weder der prosaischen noch poetischen lateinischen Fabeln sei, die man ihm beilegt. Was

*) *Prol. de Phaedro*, p. 39.

**) Diese hat der sel. Lessing im ersten Beitrage, S. 64 ff. umständlich beschrieben. Es ist wohl keine andre, die Warton in der dem dritten Bande seiner *Hist. of Engl. Poetry* vorgesetzten Abhandlung über die *Gesta Romanorum*, S. LXXIII erwähnt, und die er ums Jahr 1470 gedruckt glaubt, obgleich die von ihm angeführte Eintheilung in sechs Bücher nicht so genau zutrifft als seine Anzeige ihres Inhalts. Dieser erwähne ich hier nur wegen der hinzugefügten Bemerkungen, daß Wynkyn de Worde die elegischen Fabeln des Anonymus im J. 1503 mit wenigen Abänderungen ins Englische übersetzt habe, und daß die ganze Ulmische Sammlung bald hernach ins Französische und daraus von Caxton ins Englische übertragen sei.

***) *Fabulae antiquae*, in Praef. ad fin.

†) Eben sehe ich, daß auch Nilant auf der vorletzten Seite der Vorrede zu seinen *Fabulis antiquis* diesen Zweifel äußert; nisi, sagt er von diesem Romulus, nisi illud nomen plane fictitium

diesen Zweifel zuerst in mir rege machte, waren die Worte in der kurzen Vorrede zu dem Deventerischen Esopus moralisatus von 1502: Post hoc a *romulo imperatore romano* ad instruendum filium suum in latinum venit. Der Zusatz *imperatore romano* war mir hier ganz neu und auffallend, und ich sah hernach erst in der Ausgabe des Nilant, die mir damals noch nicht zur Hand war, daß in seinem Manuscripte die Zuschrift des Romulus an seinen Sohn gleichfalls die Ueberschrift hatte: Romulus *urbis Romae Imperator* Tiberino filio suo salutem mittit. Nilant bezeugt in der Note seine Verwunderung über diesen Zusatz und geräth dadurch auf die Vermuthung, die auch nach ihm Christ*) und Hr. Hauptmann**) geäußert haben, es sei hier der letzte abendländische Kaiser Romulus oder Momyllus Augustulus gemeinet. Wie ungewiß und unwahrscheinlich diese Voraussetzung sei, darf ich wohl kaum bemerken; wenigstens führt sie uns um keinen Schritt weiter. Aber wahrscheinlicher dünkt es mir, daß man in jenem barbarischen Zeitalter, in welchem diese Fabeln entweder entstanden oder wenigstens gangbarer zu werden anfingen, ihr Ansehen dadurch zu heben gesucht habe, daß man ihnen einen römischen Kaiser zum Urheber oder Dolmetscher und den Unterricht seines Sohns zur nächsten Bestimmung gab. Um den Namen dieses Kaisers und dieses Sohns war man nicht lange verlegen. Daß er römischer Kaiser war, oder daß der Stifter Rom's so geheißen hatte, reichte vielleicht schon hin, jenen Romulus zu nennen; und da der zweite römische Kaiser Tiberius hieß, so gab man dem Sohn einen ähnlichen Namen. Wer mit dem Dichtungsgeiste jenes Zeitalters näher bekannt ist, wer sich erinnert, wie viele Geschichtchen z. B. in den Gestis Romanorum einem römischen Kaiser Lucius, Cajus, Claudius u. dergl. angedichtet werden, wer an die Fabeln denkt, die man dem Könige Alfonsus als Urheber beilegt, wird diese Vermuthung vielleicht um so viel wahrscheinlicher finden.

„Viel unwahrscheinlicher ist sie wenigstens nicht als ein ähnlicher Beweis von der Unwissenheit des damaligen Zeitalters, der sich in einem andern Zusatze andrer Handschriften und Abdrücke zu dem Namen dieses Romulus wirklich findet, und dessen Entdeckung, so leicht sie war, doch, so viel ich weiß, den bisherigen Forschern entgangen ist. In der alten Ulmer Ausgabe fängt die Zuschrift des vorgeblichen Romulus an seinen Sohn mit diesen Worten an: Romulus tyberino filio de civitate attica S. Esopus quidam homo graecus et ingeniosus etc., und in der darunter befindlichen Steinhöwelischen Uebersetzung: Romulus synem sun von der statt athenis, hail. Esopus ist gewesen ein synerycher man vß kriechen u. s. w. Der Zusatz *de civitate attica*, wem ist er hier nicht sehr befremdend? — Mehrere Gelehrte haben ihn auf guten Glauben angenommen und nachgeschrieben, selbst Christ, S. 55 seiner Prolusion, ob er gleich ebendaselbst am Rande diesen Fabulisten spöttelnd *Esopum Athenis Atticis semilatinum* nennt und auf der folgenden Seite, da er wieder auf ihn zurückkommt und der prosaischen Metaphrase der Phädrischen Fabeln erwähnt, die Erinnerung hinzusetzt: At haec tam barbara ab ipso Romulo, *Atheniense praesertim*, esse profecta, cum ratio et Gyraldi testimonium, tum argumenta e Theotisco Romulo petita, non patiuntur. Keiner äußert den geringsten Zweifel über die Richtigkeit dieses Zusatzes. Und doch dünkt

est. Auch Gudius sagt auf dem Titel seiner Abschrift des *Cod. Divion.*: „sub nomine Romuli cujusdam . . . quisquis ille fuerit. *nam nomen nobis confictum* videtur". S. Beitrag I. S. 54 [oben S. 927].

*) *Fabular. veterum Aesopiar. Libri II.* 1749. 8. p. 77.

**) *Notitia brevior auctor. veterum Gr. et. Latinor.* Gerae et Lips. 1779. 8. p. 267.

es mir ganz auffallend zu sein, daß er durch Versetzung oder nur durch irrige Interpunction entstanden sei. Er gehört nämlich nicht zum Romulus, sondern zum Aesopus, mit dessen Charakterisirung sich die gedachte Vorrede anhebt. Daß dies mehr als bloße Vermuthung sei, wird aus der richtigern Leseart einer andern Handschrift augenscheinlich, die Nilant S 65 anführt, ohne jedoch irgend eine Folgerung daraus herzuleiten. Sie heißt: Romulus Thiberino filio. *Civitate attica Aesopus* quidam homo graecus et ingeniosus fabulis suis docet homines etc.

„Und fast noch deutlicher ergiebt sich die Gewißheit dieses Mißverstandes aus einer Stelle des bekannten Vincent von Beauvais,*) auf die mich Warton in der oben angeführten Abhandlung zuerst aufmerksam machte. In der zu Lübeck 1475 gedruckten Chronik, *Rudimentum Novitiorum*, kommt**) nämlich eine kurze Lebensbeschreibung Aesop's und der summarische Inhalt einiger von seinen Fabeln vor. Die ganze Stelle ist fast wörtlich aus jenem Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts, Vincent von Beauvais, genommen, und bei ihm lautet ihr Anfang so: Extant Esopi fabulae elegantes et famosae. Quas Romulus quidam de graeco in latinum transtulit et ad filium suum Tybertinum dirigit, ita scribens: *De civitate Attica* Esopus quidam, homo graecus et ingeniosus, famulis suos docet u. s. w. — Hieraus läßt sich denn auch erklären, was die Anfangsbuchstaben *C. A.* sagen wollen, die nach Christ's Zeugniß in einigen dieser Ueberschriften vorkommen, und die er *incertas* praenominis literas nennt Sie sollen wohl gewiß nichts Anders bedeuten als: *Civis Atticus* oder *Atheniensis*.

„Doch es ist Zeit, auf den ungenannten Verfasser der elegischen Fabeln wieder zurückzukommen In der Wolfenbüttel'schen Bibliothek sind zwei Handschriften von ihm befindlich, die beide schon von dem sel. Lessing in diesen Beiträgen***) bei Gelegenheit einer Anfrage wegen des Theodulus beschrieben sind. Es sind die erste und dritte der daselbst erwähnten Handschriften. Nur in der Würdigung ihres Alters möchte ich der dritten vor der ersten einen beträchtlichen Vorzug geben und diese lieber als jene in das zwölfte Jahrhundert setzen, da mir hingegen die erste wenigstens um zweihundert Jahre jünger zu sein scheint Jener dritten lasse ich daher auch hier den Vorrang Sie enthält gleich anfangs die Fabeln unsers Anonymus, blos mit der Ueberschrift: *Incipit liber apologorum Esopi*. Bis zur 35sten gehen die Fabeln in eben der Ordnung fort wie beim Nevelet, die 37ste aber steht in dieser Handschrift vor der 36sten, und die 38ste erst nach der 41sten. Auf die letzte, 60ste Fabel folgen dann noch zwei andere, die sich weder in dem alten Zeinerischen Abdrucke noch beim Nevelet finden, wahrscheinlich also noch nicht gedruckt und vielleicht in wenigen oder gar keinen andern Handschriften, auch in unsrer zweiten nicht, befindlich sind. Antriebs genug, sie hier einzurücken. Beide sind auch dadurch merkwürdig, daß sie, so viel ich weiß, weder beim Aesopus,†) Phädrus, Avianus und den übrigen bekannten, vom Nevelet gesammelten ältern Fabelerzählern, noch beim Romulus und dem Anonymus des Nilant vorkommen.

*) *Specul. hist.*, L. IV. c 2. (Warton citirt unrichtig L. III.)

**) Fol. 237 a. — Es sind daselbst nicht, wie Watton sagt, neunundzwanzig Aesopische Fabeln, sondern nur so viel Auszüge ihres Inhalts eingerückt.

***) St. I. S. 249 f.

†) Mit der zweiten hat die 240ste Aesopische Fabel nach ihrer Folge beim Nevelet einige Aehnlichkeit.

I.

Quaerere diffugium, domino veniente, caponem
  Audax accipiter dum videt, inquit ei:
Quid fugis? exsulta, dominum cum cernis adesse,
  Cujus in adventu plaudere nitor ego.
Me, capo respondit, fratrum diversa meorum
  Terret poena; tibi non timor ullus adest.
Nil magis horrendum, quam flebilis aula tyranni,
  Qua pietas omnis cum ratione perit.
Raptores famulique truces scelerumque ministri
  Injustis dominis impietate placent.
Qui sine vi, sine fraude manent, hi fraude necantur;
  Nullo damnantur crimine saepe boni.
Sic fratres periere mei. Te reddit amicum
  Impietas domino nequitiaeque vigor.
Hi proprias lavere stolas in sanguine; passos
  Martirium sepelit venter avarus eos.
Illius ergo timens adspectum credo latere
  Tutius, ut morti me rapuisse queam.
Non amat insontes, sed sontes aula tyranni;
  Complacet injusto raptor iniquus hero.

II.

Cum pastore lupus sociale foedus inivit,
  Interius totus dissociatur ei.
Ergo dolum sub melle tenens lupus inquit: amice,
  Sum pavidus crebera garrulitate canum.
Ille suo nostrum latratu scindit amorem,
  Ille bonum pacis dissociare petit.
Si me securum, si me vis reddere tutum,
  Obses tutelae sit datus ille mihi.
Exhibito vigili lupus intrat tutus ovile,
  Dilanians missas opilionis oves.
Pacis amatorem simulat se perfidus hostis,
  Cautius ut vulnus exitiale ferat.
Cujus semper eges, rem nulli tradere debes.
  Blanditiae plus quam dira venena nocent.

„Die zweite Handschrift ist, wie gesagt, eben die, welche in Lessing's gedachter Nachweisung die erste ist, und außer diesen Fabeln des Ungenannten noch die Disticha des Cato, die Ekloge des Theodulus, die Fabeln Avian's und Gedichte vom Zosimas und einem Matthias Vinborinensis, Bischofe von Tours, enthält. Unsre Fabeln haben die Ueberschrift: *Incipit Esopus*, und folgen bis zur 35sten völlig so auf einander wie beim Nevelet. Die 37ste steht hier vor der 36sten, die 38ste folgt erst nach der 41sten; die übrigen gehen in gleichförmiger Ordnung fort. Nach der 60sten oder letzten hat diese Handschrift noch eine ziemlich lange Erzählung, die ich sonst nirgend finde, und auf die vornehmlich Lessing's obige Anmerkung*) zutrifft, daß die letzten dieser Fabeln offenbar von einer spätern Hand zu sein scheinen. Denn ihre Sprache und ihr meistens Leoninischer Versbau ist merklich schlechter. Der Inhalt dieser Erzählung verdient indeß

---

*) S. 50 dieses fünften Beitrags [oben S. 989].

auch deswegen Aufmerksamkeit, weil er mit dem Subject von Molière's *Médecin malgré lui* übereinstimmt, obgleich Molière seinen Stoff wohl schwerlich unmittelbar aus dieser Quelle geschöpft hat. Eher noch kann er ihn aus einer alten französischen Erzählung hergenommen haben, die *Ci du Vilain Mire* überschrieben*) und mit dieser fast durchgängig einerlei Inhalts ist:

De fero rustico et saeva conjuge.

Rusticus impatiens sociatur forte rebelli
Sponsae, quam nescit conjugis ira pati.
Namque virum spernit factis probrisque lacessit,
Provocat hunc variis in sua damna modis.
Litibus in litem demens stimulatur agrestis;
Esse quieta nequit femina mente levis,
Sed semper sponso violentior angue repugnat;
Sponsus eam multo verbere saepe domat.
Sic feritate pares par copula copulat ambos,
Par amor atque fides dissidet inter eos.
Forte domum fessus ex agro more regressus
Quem comedat nullum repperit esse cibum.
Intonat uxori: cur nil, maledicta, parasti?
Sic memor absentis est tua cura mei?
Illa refert: ego te dignum dedignor honore
Deque tua minime curo studere dape.
Fortiter uxorem caedit vir acerba loquentem,
Haeret caesa malis firmiter illa suis.
Hic panis modicum capit, iratus petit agrum;
Haec exit, clamat, flet sequiturque virum.
Retro jacente coma velut ebria, veste soluta,
Currens per latos flendo vagatur agros.
Ora rigans lacrimis tandem sistit prope tectum,
Dum colit incultam durus arator humum.
Interea natam regis dolor ulceris angit,
Colla tumore premit, hic male viva jacet;
Gutturis arteriae connexaque lingua palato
Perfecto nequeunt reddere verba sono.
Non cibus infirmae nec opum sibi copia prodest,
Spes ejus vitae fine salutis adest.
Praecipit hunc quaeri rex, qui sciat arte mederi,
Paret praeceptis turba ministra suis.
Mendicat medicum jussus meat ordo clientum,
Casu praeteritum praeterit ante rubum.
Femina luget adhuc, nunquam cessura dolori,
Donec de socio sit prius ulta tori.
Praeteriens igitur videt hanc visamque salutat,
Rem quaerit luctus; illa referre negat.
Hinc instant famuli frustra mulcendo precantes,
Non recipit blandas rustica dura preces.

*) Sie steht gleich zu Anfange des ersten Bandes der *Fabliaux et Contes des Poëtes François des XII., XIII., XIV., XVes Siècles.* **Par. 1756. 3 Voll. 12.** — Ueber Molière's anderweitige Quellen dieses Lustspiels s. *De l'Art de la Comédie, par Mr. de Cailhava* **(Par. 1772. 4 Voll. gr. 8) T. III, p. 279 sqq.**

Sic ajunt iterum: si nosti, pandito solum
  Illum, qui medicam reddere norit opem.
Haec respondit eis: medicina valde peritum
  Hic prope, ni fallor, credite, nosco virum
Ite cito; studet, en, solito sua rura colendo.
  Mores mutandi contigit usus ei.
Ni bene caedatur, non medicus esse fatetur.
  His dictis, abeunt hi medicumque petunt.
Quo siquidem campo, ceu dixerat illa, reperto,
  Mutuo congaudent, talia verba movent:
Frater, ave; dotis medicae bonus auctor haberis;
  Nunc fer opem; pretii munere dives eris.
Ne timeas, aratro nobiscum perge relicto,
  Nata dolet regis ulcere laesa nimis.
Rusticus attonitus negat artem scire medendi,
  Verbere continuo caeditur ille gravi.
Caesus ait caeso: medicus sum, parcite quaeso;
  Parent; his pretiis victus obaudit eis.
Servorum coetus posthaec redit ad sua laetus;
  Invitus pariter carpit agrestis iter.
Offertur medicus mox coram rege novellus;
  Rex laetatur, ei panditur ordo rei.
Nescio, cultor ait, medicinam. Verbera hic optat,
  Respondent famuli, quem sua poena juvat.
Ergo flagellatur, jussusque flagella fatetur
  Se medicum; falso laesio nulla datur.
Rusticus afferri medica taratantara poscit;
  Affertur; solus strata dolentis adit.
Clauditur in thalamo, taratantarizare jacendo
  Incipit, aegra stupet, huic locus ille placet.
Ridet et instantis ridens oblita doloris
  Offendit morbum moribus ipsa suum.
Ulcere putredo manat cum sanguine foedo,
  Fit sospes, claros elicit illa sonos.
Vox foris auditur, rex, regia turba resultat,
  Undique jucundis plausibus aula sonat.
Laudatur medicus, cunctis veneratur amicis,
  Filia sana manet, janua clausa patet.
Rusticus egreditur, dotis opibusque potitur,
  Jam recedit eques, qui fuit ante pedes.
Consilio, monitis plebs regi consulit omnis,
  Ut redeat medicus rege jubente bonus
Perque suos fines sanet communiter omnes;
  Hunc famuli revocant, hic revocatus adest.
Praemia rex spondet majora prioribus illi,
  Si sanet regni languida cuncta sui.
Qua causa revocer? quid quaeritis? inquit arator,
  Arte frui nequeo, vivo labore meo.
Vi fieri medicus cogor, si vera fateri
  Fas est; fortassis accidit illud heri.
Tertio vexatur; vexatus talia fatur:
  Sistite, sum medicus! vos removete manus.
Infirmi latum cuncti ducantur ad agrum,
  Apteturque mihi maximus ignis ibi.

Quod jubet, impletur, aegros curare videtur,
Hic favet, abscedit, anxius arva petit.
Illic languentes spatioso lite jacentes
Separat et turbas efficit inde duas.
Parte locat dextra quosdam quosdamque sinistra,
In medio positum spectat utrumque rogum.
Quisque timore tremit, cur fiant ista requirit,
Dum tacet loquitur murmure; cultor ait:
Hoc ideo feci, quod pars infirmior igni
Indita cum fuerit factaque pulvis erit,
Facto de cinere dabitur parti minus aegrae,
Suspicor hinc cultor ferre salutis opus.
Praeteriens igitur se flammis esse daturum
Aggreditur celerem languida turba fugam.
Et qui jam fragiles fuerant, currunt quasi fortes;
Vires debilibus suggerit ipse metus.
Ille ruens fugit, cui sors negat invida lucem,
Nec baculum quaerit claudus habere ducem.
Rex novitate rei, populo mirante, stupescit,
Ditatus duplici dote bubulcus abit.

Sic, dum laedit eos, ditat fortuna misellos;
Saepe ferunt magnum damna minora lucrum.
Interdum prodest hostis fraus perfida nolens,
Profuit agresti nupta nocere volens.

„Nach dieser Erzählung, die, wie gesagt, in der angezeigten Handschrift die letzte ist, stehen erst die beiden Zeilen, mit welchen sich sonst die 60ste Fabel des Anonymus und zugleich die ganze Sammlung schließt:

Fine sui versus gemio quod convenit omni*)
Fabula declarat datque quod intus habet.

Auf dies Distichon folgen noch drei Hexameter, die offenbar ein Zusatz des Abschreibers sind:

Explicit esopus, peccat qui dicit ysopus. **)
Scriptor sum talis, demonstrat litera qualis.
Est liber hic scriptus; qui scripsit, benedictus.

---

*) Beim Nevelet heißt dieser Vers:
Fine sui *versu gemino*, quod *continet omnes*,
in der ersten Handschrift:
Fine *fruor* versu gemino, quod *cogitet omnis*;
die alte Ulmer Ausgabe hat diese Fabel gar nicht, und die Deventrische liest hier:
Fine sui *gemino versu* quod *continet omnis*.
Dies erklärt der Scholiast ziemlich kümmerlich: In fine dicit, quod moralitas cujuslibet fabulae in fine semper concluditur versibus. Die obige Leseart unsrer zweiten Handschrift giebt allerdings einen bessern Sinn, wenn sie gleich nicht die älteste zu sein scheint.

**) Ich finde in der sehr brauchbaren Ausgabe des Phädrus von Herrn Schwabe, P. I. Praef. de editt. Ph. p. XXXX, daß, nach dem Labbé, *Bbl Nov. MSS.*, p. 66. ein Codex des Romulus in der königl. Bibliothek zu Paris Liber *Hisopi* überschrieben ist.

Und dann noch:

Explicit esopus, deo gratias, amen.

„Ehe ich diese Abhandlung völlig schließe, sei es mir erlaubt, dem Leser eine Probe vorzulegen, wie viel sich aus den beiden gedachten Handschriften und aus der Vergleichung der beiden zu Ulm und Deventer gedruckten Ausgaben mit dem vom Nevelet gelieferten Texte, der dabei vornehmlich nur den ersten dieser Abdrücke und ein pfälzisches Manuscript zu Rathe zog, in Ansehung der Lesearten anmerken und berichtigen lasse. Ich wähle zu dieser Probe zwei Fabeln, wie sie mir zuerst ins Auge fallen, lege dabei den von Nevelet gelieferten Text zum Grunde, zeige die abweichenden Lesearten blos an und überlasse dem Leser ihre kritische Prüfung und Würdigung.

FABULA XII.*)

De mure urbano et rustico.

Rusticus urbanum mus murem suscipit, aedem
Commodat et mentem, mensaque mente minor.
In mensa tenui satur est immensa voluntas,
Nobilitat viles frons generosa dapes.
Facto fine cibis, urbanum rusticus audit,
Urbani socius tendit in urbis opes.
Ecce penu subeunt, inservit amicus amico,
Invigilant mensae, fercula mensa gerit.
Emendat conditque cibos clementia vultus;
Convivam satiat plus dape frontis honor.
Ecce, serae clavis immurmurat, ostia latrant,
Ambo timent, fugiunt ambo, nec ambo latent.
Hic latet, hic tenebras cursu mendicat inepto,
Assuitur muro reptile muris onus.
Blanda penu clauso parcit Fortuna timenti,
Ille tamen febrit, teste tremore timet.
Exit qui latuit, timidum sic lenit amicum:
Gaude, carpe cibos, haec sapis esca favum.
Fatur qui latuit: latet hoc in melle venenum,
Fellitumque metu non puto dulce bonum.
Quam timor obnubit, non est sincera voluptas.
Non est sollicito dulcis in ore cibus.

*) FAB. XII. ad v. 1. suscipit *aede*, Ms. 1. 2. Ed. Ulm. Daventr. — v. 2. *Comedat ut secum*, Ed. Ulm. *mensam*, Ed. Daventr. — v. 3. *In tenui mensa satis*, Ms. 1. Edd. Ulm. Dav. *satis* Ms. 2. — v. 4. *mens* generosa, Ed. Ulm. — v. 5. *adit*, Ed. Ulm. — v. 6. *ad* pro *in*, Edd. Ulm. Dav. — v. 9. *dapes*, Ed. Dav. — v. 11. *laxat*, Ed. Dav. — v. 13. *latebras*, Ms. 1. *incepto*, Ed. Ulm. — v. 14. *muri*, Ms. 2. — v. 15. *timori*, Ms. 1. 2. — v. 16. *trepidat*, Ed. Dav. *tremore timor*, Ms. 1. *timore timor*, Ms. 2. *tremore timet*, Ed. Ulm. *timore tremens*, Ed. Dav. — v. 17. *solatur* amicum, Ed. Ulm. — v. 19. qui *timuit*, Ms. 1. 2. Ed. Ulm. *sub* melle, Ed. Ulm. — v. 20. *esse* bonum, Ed. Ulm. — v. 22. *sollicitus*, Ms. 2. *favus*, Ms. 1. 2. Edd. Ulm. Dav. —

Rodere malo fabam, quam cura perpete rodi;
Degenerare cibos cura diurna facit.
His opibus gaude, qui gaudes turbine mentis;
Pauperiem ditat pax opulenta mihi.
Haec bona solus habe, quae sunt tibi dulcia soli,
Dat pretium dapibus vita quieta meis.
Finit verba, redit, praeponit tuta timendis,
Et, quia summa timet, tutius ima petit.
Pauperies si laeta venit, tutissima res est,
Tristior immensas pauperat usus opes.

FABULA L.*)

De vipera et lima.

Vipera fabrilem, dapis anxia, tendit in aedem,
Incipit haec limam rodere, lima loqui:
Nescis posse meum, quae sit mea gloria nescis,
Dente meo pateris, non ego dente tuo.
In tenuem ferrum forti molo dente farinam,
Et cadit attritu dura farina meo.
Ferrea mordaci castigo tubera morsu,
Aspera plano, seco longa, foranda foro.
Deliras igitur, cum dente mineris inermi,
Rideo quum ferior, vulnera ferre gemis.
Fortis fortem amat; nam fortem fortior angit;
Majori metuat obvius ire minor."

v. 23. *rodi perpete cura*, Ms. 1. — v. 26. *ditet*, Ms. 1. *meam*, Ed. Dav. — v. 28. *det*, Ms. 1. — v. 30. *qui*, Ms. 2. Edd. Ulm. Dav. *timent* — *petunt*, Ed. Ulm. — v. 31. *paupertas*, Ed. Dav. *ditissima*, Ms. 1.

*) FAB. L. ad v. 4. *tereris*, Ed. Daventr. — v. 5. *Nos terimus*, Ms. 2. — v. 7. *parcenti* pro *mordaci*, Ms. 1. 2. Ed. Dav. — v. 9. *minaris*, Ms. 1. 2. Ed. Dav. — v. 10. *dum*, Ms. 2. *vereor* — *genis*, Ed. Ulm. — v. 11. *Fortem fortis amet*, Ms. 1. 2. *amet*, Ed. Ulm. *Fortem fortis amat*, Ed. Dav. — v. 12. *timeat*, Ms. 1. 2. Edd. Ulm. Daventr. — A. d. H.

Aus Lessing's Nachlaß.

Anmerkungen über den Aesopus.[1])

Fab. IV.

Der Fuchs und der Bock.

Im Griechischen wird diese Fabel auf zweierlei Art erzählt. Das eine Mal nämlich springt der Fuchs nicht mit in den Brunnen hinab, sondern kommt nur dazu, als der Bock sich vergebens herauszukommen bemüht. Und so ist die Fabel einfacher und besser. Der Umstand zwar, daß der Fuchs über die Hörner des Bocks herausspringt, ist sinnreich, allein er macht den Fuchs einer gleichen Unvorsichtigkeit schuldig. Denn wußte es auch der Fuchs schon ganz gewiß, daß der Bock so dumm sein und sich dazu bequemen würde?

Fab. VIII.

Der Fuchs und der Dornstrauch.

Der Fuchs war auf einen Zaun gesprungen, und als er darauf ausglitt, daß er fast herabgefallen wäre (ὀλισθεω heißt in den Wörterbüchern labor, cado, es muß aber **ausgleiten** heißen, weil ὀλισθος nicht allein lapsus, sondern auch lubricitas heißt), hielt er sich an einen Dornstrauch fest. Als er nun von den Stacheln desselben schmerzlich verwundet wurde, sprach er zu **ihm u. s. f.** — Hier sollte sich die Fabel enden, und die Moral sollte die sein, welche in folgender Sentenz des **Publ. Syrus** enthalten ist:

---

1) Herausgegeben von J. J. **Eschenburg** unter den Zusätzen zum ersten Theile der „Collectaneen", S. 452. — A. d. H.

Quam miserum auxilium est, ubi nocet, quod sustinet!

Und wie der lateinische Uebersetzer die ersten Worte: Ἀλωπηξ φραγμον ἀναβαινουσα, durch Insiluerat forte in spinosas vepres vulpecula habe geben können, begreif' ich nicht.

Fab. IX.

Diese Fabel ist nach der lateinischen Uebersetzung durchaus unverständlich, und auch dem Originale selbst sind gewisse Erläuterungen aus der Gymnastik der Alten durchaus nothwendig.

Fab. X.

Die Moral der lateinischen Uebersetzung ist ganz anders als die Moral des Originals und trifft den Zweck der Fabel gar nicht.

Fab. XI.

Der Fuchs und die Larve.

Warum hat der lateinische Uebersetzer aus dem Zimmer eines Schauspielers die Werkstatt eines Bildhauers gemacht?

Fab. XIII.

Die Fischer.

Ἀποτυχια heißt nicht sowohl ein Unglück als das Ausbleiben eines gehofften Glücks, eine fehlgeschlagene Hoffnung.

Fab. XVI.

Der Arglistige.

Von dieser Fabel verlohnt es sich der Mühe, eine philosophischere Auflösung zu geben. Was sollte Apollo im Ernste antworten? War es ihm möglich, eine eintreffende Antwort darauf zu geben? Ja, aber nicht mündlich, sondern schriftlich, so, daß der Versucher sie nicht eher wußte, ehe er, was er thun wollte, that. Denn die Antwort selbst mußte auf seinen Entschluß keinen Einfluß haben.

Fab. XXIV.

Die Frau und die Henne.

Aus dieser simpeln und schönen Fabel scheinen die Neuern die alberne Fabel von der Henne gemacht zu haben, welche ein

goldnes Ei legte. Die Moral ist bei beiden ebendieselbe. Wozu also der unnatürliche Umstand eines goldnen Eies? — Unterdessen ist diese Fabel von dem goldenen Eie nicht so ganz neu.

Fab. XLII.

Die Fledermaus, der Dornstrauch und der Taucher.

Diese Fabel scheint blos gemacht zu sein, um die natürlichen Eigenschaften der drei Dinge zu erklären. Sie gehört daher nicht mit Recht zu den Aesopischen.

Fab. XLIV.

Der Holzhauer und Mercur.

In des Apostolius Erzählung dieser Fabel (Adagior. p. 291) gefällt mir dieses, daß der Gott des Flusses selbst die Aexte heraufslangt, und nicht Mercur, und auch dieses, daß er ihm zuerst eine silberne und hernach eine goldne weist, welches beim Planudes umgekehrt ist.

Fab. XLVI.

Der Vogelsteller und die Lerche.

Diese Fabel kann ein Beispiel sein, daß man die Moral aus der Handlung der Fabel und nicht aus den Reden der aufgeführten Personen ziehen müsse. — Auch muß die Handlung nicht anders verstanden werden, als sie wirklich ist. Diesen Fehler hat die 78ste und 126ste Fabel.

Fab. XLVII.

Der Wanderer.

Ist nicht sowohl eine Fabel als ein bloßes Bild.

Fab. LII.

Die Wespen und die Rebhühner.

Das ἐπαγγελλομενοι ist ganz falsch übersetzt durch promittentes. Ἐπαγγελλομαι heißt significo me velle, significo, quod mihi opus sit. In der 126sten Fabel heißt es zwar offenbar versprechen.

Fab. XC.

Mercur und der Bildermacher.

Das übel verstandne Wort *ἀγαλματοποιος*, welches der lateinische Uebersetzer durch statuarius giebt, macht die ganze Fabel sinnlos. Denn wenn es ein Bildhauer heißt, wie könnte eine Mercurs-Säule wohlfeiler sein als eine Bildsäule Jupiter's? Der Künstler läßt sich ja nicht den Gegenstand, den er ausdrückt, sondern seine Mühe bezahlen. *Ἀγαλμα* muß daher keine Bildsäule, sondern eine Art von Amuleten bedeuten, auf welchen Gottheiten ausgedrückt waren.

In den Worten: *πολυν αὐτου παρα τοις ανθρωποις εἶναι τον λογον*, scheint mir vor *αὐτου* *περι* ausgelassen zu sein und der Sinn dieser, daß man unter den Menschen viel von ihm rede, viel nach ihm frage. Denn daß *λογος* so viel als Werth, Ansehen heißen könne, davon finde ich kein Beispiel.

Fab. XCI.

Mercur und Tiresias.

Ich möchte wohl wissen, wie die Ausleger diese Fabel mit der 98sten und 99sten verglichen, wo von der *κορωνη* ausdrücklich gesagt wird: *οἰωνισμον οὐκ ἐχει.* Wer diese Schwierigkeit nicht aufzulösen weiß, versteht die ganze Fabel nicht.

Sie muß aber so aufgelöst werden, daß Tiresias den Mercur eben daran erkannte, daß er ihm schon zum zweiten Mal einen unrechten Vogel nannte, aus dem nichts zu schließen war.

Aelian sagt (L. III. c. IX.): qui sedes avium et volatus observant, cornicem, si sola apparuerit, captantibus auguria inauspicatam esse dicunt.

Fab. CIII.

Mercur.

Daß diese Fabel besonders auf die Schuster (*σκυτευς* ist Einer, qui artem sutoriam exercet) eingerichtet sei, drückt die Uebersetzung nicht aus. Sie hat sie vielmehr gleich allgemein gemacht, daß man anstatt der Schuster jede andre Handwerker setzen kann.

Fab. CIV.[1]

Jupiter.

Anstatt *δια του ὀχλου* muß man lesen: *δια του ὀχθου*, d. i. durch die Lippen. Und nunmehr erst kömmt in die ganze Fabel ein Verstand. *ὁ ὀχθος* aber heißt eigentlich littus, ripa, im figürlichen Verstande aber bedeutet es auch die Lippen, so wie auch *το χειλος* labium und ripa bedeutet.

Fab. CXXII.

Der Reiche.

Das *ἀλλοτριας συμφορας ἐργολαβειν* ist schlecht übersetzt durch quaestui habere alienas calamitates. Es heißt vielmehr nur überhaupt: sich fremder Zufälle unterziehen.

Fab. CLIV.

Der Fischer.

Diese Fabel ist ein bloßes Gleichniß, weil sie keine Handlung hat, oder wenn man das Durchschlüpfen der kleinen Fische auch für eine Handlung wollte gelten lassen, es gleichwohl ohne Absicht geschieht. — So auch Fab. 268.

Fab. CLVIII.

Der hungrige Fuchs.

„Ein hungriger Fuchs erblickte in einem hohlen Eichbaum von den Schäfern zurückgelassenes Fleisch und Brod. Er ging hinein und fraß es auf. Itzt war sein Bauch angeschwollen, er konnte nicht wieder heraus und fing an zu heulen und zu schreien. Ein andrer Fuchs ging vorbei und fragte, was ihm fehle. Jener erzählte, wie es ihm gegangen war. So bleib itzt hier, sagte der andre, bis Du wieder so wirst, wie Du beim Hineingehen warst, so wirst Du leicht wieder herauskönnen."

Nachahmung.

„Ich bin zu einer unglücklichen Stunde geboren!" so klagte ein junger Fuchs einem alten; „fast keiner von meinen Anschlägen will mir gelingen." — „Deine Anschläge", sagte der ältere Fuchs,

1) Vgl. den Artikel „Fabel" in den „Collectaneen". — A. d. H.

„werden ohne Zweifel doch klug sein. Laß doch hören, wann machst Du Deine Ansch äge?" — „Wann ich sie mache? Wann anders, als wenn mich hungert?" — — „Wenn Dich hungert?" fuhr der alte Fuchs fort. „Ja, da haben wir es! Hunger und Ueberlegung sind nie beisammen. Mache sie künftig, wenn Du satt bist, und sie werden besser ausfallen!" [1])

Fab. CLXXXIV.

Die Otter und die Feile.

Dentibus ut attereret, ist nicht im Griechischen und verderbt Alles.

Fab. CLXXXVI.

Jupiter und der Fuchs.

Ich halte diese Fabel nicht für Aesopisch. Die Thiere sind menschlich darin: in lectica dum vehitur (vulpes), und das ist ein neuerer Fehler. — Dergleichen Spuren finden sich auch in der 228sten Fabel.

Fab. CXCI.

Hercules und Plutus.

In der Moral dieser Fabel hat der Grieche ungemein verstoßen: *Ουτω πολλοι δια την έαυτων άβουλιαν δυςτυχουντες την αιτιαν ἐπι το θειον ἀναφερουσιν.* Sic multi propria infelices imprudentia, causam in numen referunt.

Fab. CXCVIII.

Die beiden Käfer.

Aus dieser Fabel folgt durchaus ganz und gar nichts.

---

1) Lessing hat in diesen Anmerkungen über den Aesop verschiedne seiner Nachahmungen oder Umändrungen Aesopischer Fabeln zuerst entworfen. Die obige ist indeß die einzige ungedruckte, die er vermuthlich, weil sie keine Handlung hat und mehr Gespräch als Fabel ist, in die Sammlung seiner gedruckten Fabeln nicht gleich den übrigen mit aufnahm. Bei diesen letztern machte mir indeß die Wahrnehmung seiner kritischen Sorgfalt in mehrern durchstrichnen und verbesserten Stellen kein geringes Vergnügen. — Anm. Eschenburg's.

Fab. CCXIX.

Der Löwe und der Fuchs.

Es ist unglaublich, wie Camerarius diese ganze Fabel in seiner lateinischen Uebersetzung verhunzt hat. Er verstand sie ganz falsch und machte eine ganz andre, nämlich eine schlechte daraus. Die Moral, wie sie beim Gabrias kurz und gut ausgedrückt wird, ist diese: *ὅτι οὐ δει και μικραν περιφρονησιν ἀποστρεφεσθαι*, daß man auch keine kleine Verachtung dulden müsse. Eine Maus läuft dem schlafenden Löwen über die Mähne; er erwacht, springt auf und sieht sich fürchterlich um, *φοβερον ἀπεβλεπε*, und *φοβερος* kann sowohl fürchterlich als furchtsam heißen. Der Fuchs lacht darüber, der Löwe aber sagt: *οὐ τον μυν ἐφοβηθην, ἀλλα την κακην ὁδον και συνηθειαν ἀνατρεπω.* Ich wollte dies letzte Wort lieber in *ἀποτρεπω* verwandeln. Und was meint er für einen *ὁδον και συνηθειαν*, von welchem er abschrecken (*ἀποτρεπειν*) will? Den Weg ohne Zweifel, den die Maus über seine Mähne nahm. Camerarius aber muß es von einem ganz andern Wege verstanden haben, wenn er sagt: et iter convertit neque, quo coeperat, pergere voluit. Diesen Zusatz muß man nothwendig ausstreichen, wenn nicht eine ganz andre und weit schlechtere Fabel daraus entstehen soll.

Bei dem Tzetzes, der diese Fabel nach dem Aesop und Gabrias anführt, liest man die letzten Worte: *την δε ὁρμην ἐκτρεπω*, impetum deflecto. Das kann hier gar keinen Verstand haben. Man muß offenbar anstatt *ὁρμην* lesen *ὁδον*.

Fab. CCXXXII.

Der Wolf und das Pferd.

Ist bei dem Nevelet sehr fehlerhaft, wegen des *ἐπει και ἡδεως*, welches er auch ganz falsch übersetzt hat.

Fab. CCXXXVI.

Der Wolf und der Esel.

Anstatt *ὀνου* muß man *λεοντος* lesen. Nothwendig! — Der Esel hätte so frei mit den Wölfen nicht sein dürfen. Auch das folgende *χαιτη*, welches nur einem Löwen zukömmt, zeigt es zur Gnüge.

Ueber den Phäder.[1])

I. Buch. 1. Fabel.[2])

V. 4. **Jurgii causam intulit**; die Ursache aber, warum der Wolf dieses that, ist im Griechischen sehr wohl ausgedrückt, weil er das Schaf wollte *μετ᾽ εὐλογου αἰτιας καταθοινησασθαι.* Fontaine ist noch plumper zu Werke gegangen; denn ohne zu sagen, daß der Wolf eine Gelegenheit zum Zanke vom Zaune brechen wollen, damit er am Ende das Schaf mit gutem Fuge zerrissen zu haben scheinen möge, läßt er ihn auf einmal losbrechen

Qui te rend si hardi etc.

v. 1, 2. **Ad rivum eundem Lupus et Agnus venerant**
Siti compulsi — —

Das mußte sich wunderbar schicken, daß Beide zu gleicher Zeit durstete und Beide an einen Fluß ihren Durst zu löschen kamen! Und warum dieses Wunderbare? Der Grieche sagt viel natürlicher: *Λυκος θεασαμενος ἀρνα ἀπο τινος ποταμου πινοντα.* Denn wozu muß auch der Wolf durstig sein?

v. 7. **Qui possum, quaeso, facere quod quereris, Lupe?**
A te decurrit ad meos haustus liquor.

Der Grieche läßt vor dieser Entschuldigung noch eine andre vorhergehen; denn das Schaf sagt: *τοις ἀκροις χειλεσι πινειν,* es berühre das Wasser ja nur mit den äußersten Lippen, und alsdann fährt es erst fort: *και ἀλλως οὐ δυνατον, αὐτον ἑστωτος κατω.* Und ist es nicht auch sehr natürlich, daß dem Schafe jene Entschuldigung zuerst einfallen mußte?

v. 9. **Repulsus ille veritatis viribus.**

---

1) Ein Heft von drei Octavbogen, welches sich jetzt unter den Breslauer Papieren befindet, von Karl Lessing in die Fragmente zu einer Geschichte der Aesopischen Fabel (unten S. 1022 ff.) eingeschaltet, Verm. Schr., II. S. 230—248. — A. d. H.

2) La Fontaine, I. 10. — A. d. H.

Das ist zu gut für den Wolf. Was geht dem Wolf die Wahrheit an? Er will das Schaf blos in die Verlegenheit setzen, daß es nichts zu antworten weiß. Der Grieche sagt daher viel schöner: ὁ λυκος ἀποτυχων ταυτης της αἰτιας, da er mit diesem Vorwande nicht fortkam.

2. Fabel.[1])

Die Fabel an sich ist gut erzählt. Aber die Gelegenheit, die Phäder dazu erdichtet, ist nichts weniger als passend. Die Frösche wollten durchaus einen König haben, das wollten die Athenienser nicht. Die Frösche klagten, als sie das Kloß zum Könige bekommen hatten, nicht daß sie einen König bekommen hätten, sondern daß sie einen so unwirksamen, unthätigen König erhalten hätten &c.

Im Griechischen ist die Gelegenheit nicht, bei welcher sie Aesopus soll erzählt haben, und auch Fontaine hat sie weggelassen. Aber welcher läppische Einfall von dem Letztern, dem Kloß eine Schulter, ein Gesicht zu geben!

Sans oser de longtems regarder au visage
Celui etc. —
Jusqu'à sauter sur l'épaule du Roi.

Nach der Application des Phädrus liegt in dieser Fabel weiter nichts als das minimum de malis, welches Tanaquil Faber auch zur Aufschrift gemacht hat. In der griechischen Fabel hingegen liegen zwei weit größere und kühne Wahrheiten, 1. die Thorheit überhaupt (der Grieche nennt es την εὐηθειαν, eine ehrliche Dummheit, eine gutmeinende Einfalt), einen König zu haben, 2. die Thorheit, nicht mit einem schläfrigen, unthätigen Könige zufrieden zu sein, einen großen, anschlägischen Kopf auf den Thron zu wünschen (ἀναξιοπαθουντες τοιουτον ἐχειν βασιλεα: sie hielten es sich für eine Schande, für etwas, das mit ihrer Ehre stritte, einen solchen König zu haben).

Von Pisistrato siehe Just., 2. 8. 6.

3. Fabel.

Die Gelegenheit, bei welcher es der Krähe eingekommen, sich mit fremden Federn zu schmücken, ist in dem Griechischen wohl ersonnen, Aphthonius aber hat diese Fabel unter Allen am Besten erzählt. Pulchritudinis erat certamen, et ad Jovem ut disceptaretur haec controversia, omnes iverunt volucres ac Mercurio

1) La Fontaine, III. 4. — A. d. H.

quidem diem praefiniente fluviosque et lucos omnes petiere deformibusque pennis abjectis elegantiores nitidabant. At cum e natura decoris nihil haberet graculus, quae reliquis exciderant, inde se ille exornavit. Sola tamen noctua, cum nosset, id quod suum erat, a graculo auferebat ac ut reliquae idem facerent, persuasit. His autem ab omnibus ita exutus graculus, nudus omnium venit ad judicium Jovis.

4. Fabel.[1])

v. 2. Canis per flumen, carnem dum ferret *natans*,
Lympharum in speculo — —.

Dieses natans ist sehr abgeschmackt, 1. weil durch das Schwimmen das Wasser nothwendig getrübt wird, daß es unmöglich ein Spiegel mehr sein kann, 2. weil der Hund nur seinem Stücke Fleische, welches er fallen ließ, hätte nachschwimmen dürfen, um es wieder zu bekommen.

Die griechische Fabel sagt blos: *Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε*, d. i. er ging über den Fluß. Wer heißt es aber die Uebersetzer durch *nando* fluvium trajiciebat geben? Aphthonius, der diese Fabel gleichfalls erzählt, sagt: *Κρεας ἁρπασας τιςκυων παρ᾽ αὐτην διηει την ὀχϑην του ποταμου*, d.i., er ging an (neben) dem Ufer des Flusses. Christ, dessen Kritik sich über die Worte nicht erstreckte, hat diesen fehlerhaften Umstand beibehalten:

Viator amnem fors natatu transiens
Ferebat exta rapta dentibus canis.

Fontaine aber hat ihn verbessert. Er läßt den Hund vom Ufer herabspringen und noch dazu den Fluß auf einmal ungestüm werden, daß er nur mit Mühe und Noth wieder an das Land kommen konnte. Aber wie schleppend und nichtssagend ist er sonst!

Chacun se trompe ici bas.
On voit courir après l'ombre
Tant de fous qu'on n'en sait pas
La plupart du tems le nombre.

Warum la plupart du tems? Man weiß die Anzahl dieser Narren niemals.

Tale exemplum, sagt Hoogstratanus in seinen Anmerkungen, videri potest in Perdicca, duas simul uxores quae-

[1] La Fontaine, VI. 17. Vgl. Lessing's Bemerkgn. Th. X. S. 83 ff. — A. d. H.

rente, unde neutram obtinuit. Adi Justinum, L. XIII. c. 6. Et vide, quid idem referat de Demetrio Syriae rege. Huc quoque pertinet fabula de Camelo, qui cornua affectans, etiam aures perdidit. Sed et Cures (ut ad historiam revertamur) Pacinacorum Princeps Moscorum ducem Sloslaum insidiis exceptum interfecit et ex cranio ejus poculum fieri curavit, cui haec verba inscripta fuere: *Quaerendo aliena, propria amisit.* Vid. et Camerar. fab. 171, et Faernum Amst., p. 105.

5. Fabel.

Die Kuh, die Ziege, das Schaf, der Löwe — welch eine Gesellschaft! Und wie war es möglich, daß sich diese Viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? und noch gar zur Jagd!

Im Griechischen ist diese Fabel vortrefflich, und zwar zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (ὀναγρος). Die Theilung ist besonders sinnreich. Nachdem sie nämlich einige Thiere gefangen, so macht der Löwe drei Theile. „Das erste Theil", sagt er, „gehört dem Könige der Thiere, und der bin ich. Das zweite ist meine nach der Billigkeit der Theilung; denn von dem, was übrig bleibt, nachdem der König sein Theil bekommen, muß ich ebenso viel haben als Du. Und das dritte Theil — — das soll Dir übel bekommen, wenn Du Dich nicht gleich mit der Flucht davon machst."

6. Fabel.1)

v. 1. Vicini Furis celebres vidit nuptias
Aesopus, et continuo — — —

Wie paßt immer und ewig die Fabel auf diesen Fall! Müssen denn die Kinder eines Diebes auch nothwendig Diebe werden?

Bei dem Gabrias ist diese Fabel weit anders und weit besser. Es liegt auch dort eine ganz andre und schöne Moral darin, nämlich *προς τους ἐπι ἰδιᾳ βλαβῃ ἀγνωσιας χαιροντας*. Was *ἀγνωσιας* hier heißen solle, weiß ich nicht; ohne Zweifel muß *ἀγνως* (aus Unwissenheit) dafür gelesen werden.

Daß Christ aus diesem Diebe einen öffentlichen Dieb gemacht, der das gemeine Wesen bevortheilt hat, macht die Sache nicht besser, sondern vielmehr schlechter. Denn war es denn gewiß und nothwendig, daß die Kinder eben die Gelegenheit, das Publicum zu bevortheilen, haben würden?

1) La Fontaine, VI. 12. — A. d. H.

Fontaine macht noch am Allerglücklichsten einen Tyrannen daraus, der allem Ansehen nach das Volk noch mehr pressen wird, wenn er Familie bekömmt und auch alle seine Kinder groß und reich machen will. Und alsdenn liegt auch eine ganz andre Moral darin als die, welche Faber zur Aufschrift macht: improborum improba soboles.

7. Fabel.

v. 2. O quanta species, cerebrum non habet!

Im Griechischen klingt es so sinnreich nicht und folglich viel natürlicher: *ὠ οἱα κεφαλη και ἐγκεφαλον οὐκ ἐχει.* Welch ein schöner Kopf und nichts darin! Denn *ἐγκεφαλον* heißt Alles, was in dem Kopfe ist, und also freilich auch das Gehirn.

v. 1. Personam tragicam — Warum personam? Persona war die ganze *σκευη*, die ganze Kleidung des Schauspielers. Und hier ist ja nur von der Larve die Rede. Und warum tragicam?

8. Fabel.[1])

v. 5. — — — — — coepit singulos
Inlicere pretio, ut illud extraherent malum,
Tandem persuasa est jurejurando Gruis
Gulaeque credens colli longitudinem
Periculosam fecit medicinam Lupo.

Diese Zeilen sind nicht übel, sie haben ihre kleine Schönheiten. Aber nur hier taugen sie nicht, weil die Antwort des Wolfs bei Weitem nicht so frappirt, als sie es in dem Griechischen thut, wo die Gefahr des Kranichs und sein Weigern so sorgfältig nicht beschrieben wird. Auch Fontaine eilet hierüber weg, um geschwinder zum Ziele zu kommen, ob ihn schon der Breslauische Uebersetzer des Phäder's deswegen tadelt.

9. Fabel.[2])

Diese Fabel ist unter den griechischen nicht zu finden. Fontaine macht aus dem Sperlinge ein Rebhuhn und sagt in dem Eingange seiner Erzählung, daß Aesopus ein oder zwei Märchen gleichen Inhalts habe. Mir sind sie nicht vorgekommen.

---

1) La Fontaine, III. 9. Der Breslauische Uebersetzer ist wohl Lieberkühn, dessen „Fabeln aus dem Alterthum", Breslau 1760, 73 Fabeln des Phädrus enthalten. — A. d. H.

2) La Fontaine, V. 17. — A. d. H.

10. Fabel.[1])

Auch diese Fabel ist nicht unter den griechischen. Die Moral, die Phäder daraus zieht, ist viel zu allgemein. Die eigentliche Moral ist diese, daß es eine sehr kitzliche Sache sei, eine Streitigkeit zu schlichten, wo beide Theile als Betrieger bekannt sind. So hätte man zum Exempel bei dem Processe, welchen Voltaire und der Jude Hirsch vor einigen Jahren hier hatten, sehr wohl zu dem Juden sagen können:

Tu non videris perdidisse quod petis,

und zu Voltairen:

Te credo surripuisse quod pulcre negas.

11. Fabel.

v. 9. 10. Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis adfliguntur horrendo impetu.

Die Art, wie der Löwe und der Esel mit einander jagen, ist nicht wohl zu begreifen. Der Löwe verbirgt den Esel in das Gebüsche und Gestrütte; da läßt er ihn schreien, und die Thiere, die sich durch ihre gewöhnlichen Schlupflöcher retten wollen, fallen dem Löwen in die Klauen. Entweder die Thiere wußten nur einen Ausgang, oder der Löwe konnte überall sein, oder er fing nur sehr wenige.

Wie vortrefflich fallen alle diese Schwierigkeiten im Griechischen weg! Sie kommen Beide zusammen vor eine Höhle, in welcher sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe lauert an dem Eingange und schickt den Esel hinein, der die wilden Ziegen mit seiner fürchterlichen Stimme herausscheucht und sie dem Löwen in die Klauen treibt.

12. Fabel.[2])

Diese Fabel ist vortrefflich erzählt. Und wie sehr hat sie Christ verhunzt! Phäder sagt:

Ad fontem Cervus, *quum bibisset*, restitit.

Schön! als er getrunken hatte; denn alsdenn verhinderte ihn der Durst nicht mehr daran. Christ aber sagt:

In fonte Cervus cornua adspexit *bibens*.

Und wie elend ist das folgende *timendum* vertice arduo decus! Das timendum verderbt Alles. Das Geweih muß hier nicht von seiner nützlichen Seite gezeigt werden.

---

1) Vgl. Lessing's Sinngedicht „Auf . . . .", Th. I. S.150. — A. d. H.
2) La Fontaine, VI. 9. — A. d. H.

Bei dem Fontaine sind die vier letzten Zeilen das Beste, und die übrige Erzählung taugt nichts.

In dem Griechischen ist statt der Jäger ein Löwe, welches der einzige Unterschied ist, den es mit der lateinischen Fabel hat.

13. Fabel.[1])

In den griechischen Fabeln, des Aphthonius ausgenommen, ist weit schicklicher anstatt des Käses ein Stück Fleisch. Denn dieses läßt sich ohne Zweifel weit leichter im Schnabel wegtragen als jener.

Die erste von den griechischen ist die artigste, weil die Lehre, die der Fuchs dem Raben giebt, gleichwohl noch mit seinen Schmeicheleien zusammenhängt. Erst sagt er, er verdiene über Alle zu regieren, wenn es ihm nicht an der Stimme fehle, und hernach, wenn es ihm nicht am Verstande fehle.

Beim Fontaine spricht der Sittenlehrer allzu sehr durch den Fuchs.

Die zwei letzten Zeilen bei dem Phäder sind überflüssig und schlecht.

14. Fabel.

Die vierte und fünfte Zeile müssen nothwendig eingeflickt sein, und es wundert mich, daß dieses noch Niemand bemerkt hat. Denn man mag nun die Krankheit auf den König oder auf den Schuster ziehen, so ist dieser Umstand doch höchst unsinnig angebracht. Der Zusammenhang und die Construction leidet auch nicht das Geringste, wenn man sie wegläßt.

> Malus cum sutor inopia deperditus
> Medicinam ignoto facere coepisset loco
> Et venditaret falso antidotum nomine,
> Rex urbis, ejus experiendi gratia etc.

15. Fabel.[2])

Diese Fabel ist eine von den schönsten des Phäder's und findet sich in dem Griechischen nicht.

Der Eingang der Fontaine'schen Nachahmung taugt nichts und verdirbt viel. Denn es war doch ein großes Verdienst des Alten gegen den Esel, daß er ihn auf eine so schöne Weide brachte.

16. Fabel.

Diese Fabel kömmt im Griechischen nicht vor, aber sie ist auch sehr mittelmäßig.

---

1) La Fontaine, I. 2. — A. d. H. 2) L. c., VI. 8. — A. d. H.

Die zweite Zeile scheint mir nichts weniger als lateinisch zu sein. Mala videre expetit. Wessen mala? was für mala? Könnte man nicht vielleicht malam lesen und es auf das vorige rem ziehen?

17. Fabel.[1])

Diese Fabel ist sehr schlecht, und die alte Fabel bei dem Romulus, nach welcher Christ seine gemacht hat, ist schöner, obgleich auch nicht sehr schön.

18. Fabel.[2])

Kömmt in dem Griechischen gleichfalls nicht vor. Scrofa, welches Christ aus den alten Fabeln anstatt der andern Hündinnen gesetzt hat, ist keine gute Verbesserung. Es ist natürlicher, daß sich einer Hündin eine Hündin erbarme, als daß es eine Bache thue.

19. Fabel.[3])

Im Griechischen ist es die 208. Fabel. Die Moral, welche Phädrus daraus zieht, ist nicht allein höchst gemein, sondern auch ganz die unrechte. Der Grieche trifft sie weit besser. *Πολλοι, δι' ἐλπιδα κερδους ἐπισφαλους, μοχθους ὑφισταμενοι, φθανουσι πρωτον καταναλισκομενοι*, d. i., Viele, die in Hoffnung eines unsichern Gewinnstes sich einer schweren Arbeit unterziehen, kommen um, ehe sie zum Zwecke gelangen.

Warum Fontaine aus dem Leder einen todten auf dem Wasser schwimmenden Esel gemacht habe, ist schwer einzusehen. Und welch ein elender Eingang, der uns die wahre Absicht der Fabel ganz aus den Augen bringt! Nach seiner Erzählung sollte man glauben, diese Fabel lehre weiter nichts, als daß der Hund sot und gourmand sei. Phädrus hat Fontainen verführt, aus einer seichten Moral eine noch seichtere zu machen. Der schöne Schluß soll den Fehler einigermaßen wieder gut machen, aber umsonst. Wenn der Schluß zu Anfange stünde und der Anfang gar wegbliebe!

Ohne Zweifel hat Fontaine mit dem weitschweifigen Anfange es wahrscheinlicher machen wollen, daß Hunde einen so albernen Anschlag fassen können. Allein wozu diese ängstliche Wahrscheinlichkeit?

---

1) Romulus, I. 4. — A. d. H. 2) I. 19. Fabel. — A. d. H.
3) I. 20. Fabel; La Fontaine, VIII. 25. — A. d. H.

Zwölf Fragmente

zu einer

Geschichte der Aesopischen Fabel.

I.[1]

Hier sind die ersten Linien einer Geschichte der Aesopischen Fabel, Demjenigen vielleicht nicht unwillkommen, der es mit einem Blicke übersehen will, wie und von wem dieses Feld angebauet worden.[2]

Jotham.

Seine Fabel von den Bäumen, die sich einen König wählen. B. der Richter 9, 8.

Nathan.

Seine Fabel vom geraubten Schafe.[3]

Hesiodus.

Quintil. Orat., L. V. c. 11.[4]

---

1) Ein Heft von acht Quartblättern, aus dem Besitze von Meusebach's in den der Königl. Bibliothek zu Berlin übergegangen. Blatt 2 bis 7, welche die Namen von Jotham bis Omnibonus enthalten, sind in drei Columnen getheilt, Blatt 8 ist ganz leer. — A. d. H.

2) Hierunter hat Lessing angemerkt: „Suidas citirt oft ohne Namen des Verfassers: ἐν μυϑιχοις oder ἐν Μυϑοις oder ἐν Μυϑῳ. Aus dem Babrias führt Suidas verschiedne Stellen an, die ich unter keine bekannte Fabeln zu bringen wüßte; als unter Ἀχαιϊνη cerva (Κωτιλλω ebendasselbe). Ἡρα amabat. Κωλωτης stellio. Νεβρος hinnulus. Πυῤῥιχαις." — A. d. H.

3) 2. Sam. 12, 1 ff. — A. d. H.

4) Hesiod's Fabel vom Habicht und der Nachtigall, W. u. T. 203 ff. — A. d. H.

Aesopus.

Aus des Aristophanes οὐδ' Αἴσωπον πεπάτηκας (in Avibus, v. 387) ist mehr nicht zu schließen, als daß eine Sammlung seiner Fabeln vorhanden gewesen, nicht aber, daß er sie selbst geschrieben. Das Zeugniß des Phäder und des Aphthonius beweisen dieses auch nicht.

Fabeln, die nach dem Zeugnisse der Alten gewiß von ihm sind.

1. Der Igel, der dem Fuchse die Fliegen verjagen will. Aristoteles.

2. Der Adler und der Käfer. Plutarchus.

3. Cassita. Gellius.[1])

Myro Rhodia

fabulas scripsisse perhibetur a Suida.

Locman.

Am Wahrscheinlichsten ist, was Herbelot sagt, S. 518 a.[2])

Pilpai.

Gellert's Irrthum[3]) p. 31, als ob Sandaber's Fabeln andere wären als des Pilpai. Es ist der nämliche Mann, der

---

1) Vgl. Th. XI. Abth. 1. S. 946, „Leben des Sophokles" (OO). Die angeführten Fabeln sind bei Halm Nr. 36, 7 und 210; vgl. Arist. Rhet., II. 20 und Gell., II. 29. In Beziehung auf die zweite Fabel scheint Lessing zu irren. Bei Plutarch wird die Fabel vom Fuchs und Kranich als Aesopisch genannt. Adler und Käfer aber wird von Lucian im „Icaromenippus", 10 citirt. — A. d. H.

2) Il paraît donc par ce calcul que Locman qui vivait du temps de David mort l'an 2928 du monde, ne peut être le même qu'Esope (3350—3390), à moins qu'il n'ait vécu quatre ou cinq cents ans; c'est peut-ê re la cause de ce que les Arabes, qui ont copié ou traduit nos fables d'Esope en leur langue sous le nom de Locman, lui ont donné une très-longue vie: et il est fort vraisemblable qu'ils n' ont donné à Esope le nom de Locman, qu'à cause qu'il y a un chapitre de l'Alcoran (ch. 31) qui porte son nom, dans lequel Dieu dit qu'il lui a donné la sagesse. — A. d. H.

3) De poesi apologorum eorumque scriptoribus. Lips. 1744. Lessing ist hier im Irrthum. Die sog. Fabeln des Bidpai, oder Kelila ve Dimna (d. h. der blöde und gehässige sc. Schakal) sind persische und arabische Bearbeitungen des indischen Hitopadesa und haben nichts mit den Mischle Sandabar (übersetzt von Sengelmann, Halle 1842), dem hebräischen Original des Romans von den sieben weisen Meistern, zu thun. Der französische Uebersetzer ist Galland. — A. d. H.

in der persischen Sprache Pilpai und in der hebräischen Sandaber heißt.

Der franz. Uebersetzer des Pilpai hat Gellerten verführt. S. Dessen Avertiss., welcher noch dazusetzt, daß aus den Fabeln des Sandaber die Franzosen ihren Roman von den sieben Weisen gemacht.

Pilpai oder Bidpai war ein Bramine und schrieb sein Werk für einen König von Indien, Namens Dabschelim. Herbelot, S. 456.

Socrates.

Daß Sokrates einige in Verse gebracht, beweiset wenigstens, daß die damals vorhandene Sammlung in Prosa gewesen. Plutarchus, De aud. poetis, cap. 6. Suidas in voce *Σωκρατης*.

Has pro exemplo fabulas et Socrates divinis operibus indidit, sagt Avianus in seiner Präfation; welches aber wohl mehr von den Fabeln zu verstehen sein muß, die Plato seinen Gesprächen eingeflochten.

Demetrius Phalereus,

welcher nach dem Laërtius, Lib. V. sect. 80, *λογων Αἰσωπειων συναγωγας* hinterlassen haben soll.

Babrias

oder Babrius, von dem Avianus sagt: quas (fabulas) Graecis jambis Babrius repetens in duo volumina coartavit.

Cannegieter meinet, daß Babrias und Babrius zwei verschiedne Fabeldichter gewesen; in s. Anmerk. zur Präf. p. 8.

Suidas sagt ausdrücklich, daß er seine Fabeln aus dem Aesopus genommen und in Verse gebracht, choliambische[1]) nämlich. Seine Sammlung bestand aus zehn Büchern.

Stelle des Seneca.

Logos Aesopios intentatum Romanis opus; in s. Consol. ad Polyb., c. 27.

1) Bei Suidas irrthümlich choriambische — ein Fehler, der in alle Lessing-Ausgaben überging, während Lessing's Manuscript deutlich choliambische hat. — A. d. H.

Phaedrus.

Phaedrus partem aliquam quinque in libellos resolvit, sagt Avian.

Vielleicht gedenkt auch seiner Martial, III. 20.

Canius Rufus.

Vielleicht; beim Martial, III. 20.

Aphthonius.

Sophista saeculi II.

Avianus.

Cannegieter[1]) macht ihn älter als den Titian, weil er seiner nicht gedenke. Nach ihm hat er unter den Antoninis gelebt und ist keinesweges der Rufus Festus Avienus.

Titianus.

Dessen Apologi beim Ausonius, epist. XVI.

Cannegieter hält ihn für den Julius Titianus, welcher des Maximini junioris Präceptor gewesen, also um 234.

Romulus.[2])

Anonymus Nilantii.[3])

Magister *Rufus.*[4])

Ignatius Diaconus,

dem die vierzeiligen griechischen Fabeln gehören sollen, die gemeiniglich den Namen des Gabrias führen.

1) Flavii Aviani fabulae, S. 273 ff. — A. d. H.
2) Vgl. oben S. 921 ff. — A. d. H.
3) Vgl. oben S. 930. — A. d H.
4) Vgl. Romulus, IV. 23. Lessing wird den Namen aus der Vorrede des Cod. Wisseburgensis haben. — A. d. H.

Vossius, Inst. Orat., II. c. 15. §. 2.
Henr. Canneg. Dissert., p. 289.
Vixit Ignatius ille sub initiis saeculi IX., v. Gellert, p. 35.

Alfred,

König von England, starb 901, der die Fabeln des Aesopus in das Angelsächsische übersetzen lassen, nach der Vorrede zum Aesopo moralis., wo er zwar Afferus[1]) geschrieben ist.

Es ist keine angelsächsische Uebersetzung des Aesop itzt mehr vorhanden, v. Introduct. discourse to the Canterbury Tales, p. 179, so viel dieser Verfasser erfahren können. Er hätte aber deswegen nicht dürfen auch an der ehmaligen Existenz derselben zweifeln, welches auch jene Citation aus dem Aesopo moralisato beweiset.

Anonymus Neveleti,[2])

S. Cyrillus.[3])

Simeon Sethus,[4])

der griechische Uebersetzer des Kelila und Dimna, der, wie Desbillons bemerkt, um 1100 gelebt.

Tebaldus,[5])

dessen Novus Avienus ohne Zweifel auch Fabeln enthält; v. Giornale de' Letterati, T. IV. p. 181.

Der provençalische Uebersetzer,

oder vielmehr eine französische, und zwar von einem Frauenzimmer, Namens Maria,[6]) welche die angelsächsische Uebersetzung ins Französische gebracht hat.

1) Alle Ausgaben haben das sinnlose Alfredus nach einem Schreibfehler in Lessing's Manuscript. Die Stelle des Esopus moralisatus lautet: Deinde rex anglie Afferus in anglicam linguam eum etiam transferri praecepit. — A. d. H.
2) Vgl. oben S. 985 ff. — A. d. H.
3) Vgl. unten Zettel VI. S. 1034. — A. d. H..
4) *Τὰ κατὰ Στεφανίτην καὶ ἰχνηλάτην.* — A. d. H.
5) Vielleicht identisch mit dem Novus Avianus aus der Mölker Bibliothek in Wien; vgl. E. du Méril, Poésies inédites. S. 268 ff. — A. d. H.
6) Ueber die vielleicht gemeinsame Quelle der „Marie de France“ und der beiden Lessing noch nicht bekannten niederdeutschen „Esopus“ vgl. jetzt Oesterley's

Ihre Arbeit ist noch vorhanden. I. den Schluß davon führt Pasquier an, Recherches de la Fr., VII. I. II., und eine Fabel aus ihr der Commentator des Chaucer, p. 177.

Alexander Neckam,[1])

anno 1215 diem obiit.

Unter seinen MSS. befindet sich ein Novus Aesopus und Novus Avianus; v. Balens De sc. Britt. cent., 3. n. 86 et Pol. Leyseri Hist. Poet. m. ae., p. 992.

Ioannes de Capua, 1262,[2])

der lateinische Uebersetzer des Kelila und Dimna; v. Bibl. med. ae. Fabr., Tom. I. p. 332.

Vincentius Bellovacensis,[3])

starb um 1289. Die Fabeln in seinem Speculo doctrinali.

Fabeln aus den Minnesingern.[4])

Hugo von Trimberg.[5])

Boner,

oder die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Adolphus, 1315,

dessen Fabeln Leyser aus einem MS. unsrer Biblioth. herausgegeben, p. 2007.

Romulus, S. XXVII ff. Die Gedichte der Marie hat de Roquefort, Paris 1820, herausgegeben. — A. d. H.

1) Geb. 1157 zu St. Albans. Seinen „Novus Aesopus", 42 Fabeln, findet man jetzt bei Ed. du Méril, „Poésies inédites du moyen âge", Paris 1854, S. 176 ff., ebenda S 262 ff. Proben des „Novus Avianus". — A. d. H.

2) Directorium humanae vitae alias parabolae antiquorum sapientum. — A. d. H.

3) Es sind 29 Fabeln des Romulus, die in der ursprünglichen Reihenfolge auch in seinem „Specimen historiale" stehen; vgl. unten S. 1035, Zettel VII, und Oesterley's Romulus, S. XXI f. — A. d. H.

4) Lessing denkt dabei an den Stricker, den Marner, den Kanzler Reinmar, Spervogel u. A. — A. d. H.

5) Sein „Renner" war 1300 fertig. — A. d. H.

Gesta Romanorum.[1])

Planudes.

Constat Planudem anno 1347 adhuc inter vivos extitisse. Desbillons, p. 219.

Rabbi Hanakdan.[2])

1326.

Die ungedruckten Fabeln aus dem Multifario.[3])

Mensa Philosophica.[4])

Poggius, 1431.

Dessen Facetiae.

Laurentius Valla, 1436.[5])

Rimicius.

Leonh. Dati.[6])

1461.

Bamberger gedruckte Ausgabe von Boner's Fabeln; ohnstreitig also die ersten gedruckten Fabeln.

---

1) Vollständigste Ausgabe von Oesterley, Berlin 1872. Lessing hat sie weitläufig beschreiben wollen; vgl. an Eschenburg, 4. Januar 1774 und Th. XII. S. 709 f. — A. d. H.

2) Vgl. Th. IX. S. 97 ff. — A. d. H.

3) Welches Buch mit dem Multifarius gemeint sei, haben wir nicht ausfindig machen können. — A. d. H.

4) Ein Werk des Michael Scotus, das auch dem Irländer Theobald Anguilbertus zugeschrieben wird — A. d. H.

5) 1436 Schreibfehler für 1438; vgl. unten Zettel IX. S. 1037. — A. d. H.

6) Vgl. unten Zettel VIII. S. 1036. — A. d. H.

1498.

Der Reineke Fuchs ist nicht zu übergehen. Und unter dieses Jahr müßte ich ihn setzen, wenn ich Gottsched's Meinung wäre, daß Heinrich von Alkmar der Urheber desselben sei. Aber es ist unstreitig, daß ein älteres französisches Gedicht davon existiret, wenn es auch weder der Nouveau Regnard noch der Regnard Contrefait sein sollte, die Gottsched anführt. Ein drittes französisches Gedicht dieses Namens, welches blos Le Roman du Renard heißt, führt du Fresnoy unter Romanus an, und die ausgezogne Stelle beweiset, daß auch Isegrimm seine Rolle darin gespielt.

Steinhöwel.

Sebastian Brant.

Abstemius,[1])

dessen zweites Buch 1505 ans Licht kam.

Omnibonus Leonicenus,[2])

starb 1524. Uebersetzte Fabeln Aesopi ins Lateinische, welche Uebersetzung in der Königl. Bibliothek zu Paris, Nr. 6614 beim Montf.

II.[3])

Ich habe ehedem an einer vollständigen Geschichte der Aesopischen Fabel gearbeitet und in dieser Absicht eine Menge Dinge zusammengetragen, deren Menge selbst mich nunmehr von der Ausführung abschreckt. Damit indeß mein Fleiß nicht ganz vergebens angewendet worden, so will ich hier das Beste davon

1) Vgl. unten Zettel IX. S. 1037 f. und Th. VIII. S. 263 f. — A. d. H.

2) Vgl. oben S. 932 — A. d. H.

3) Auf einem besonderen einzelnen Bogen geschrieben. — Dieses und alle folgenden, auf einzelne Zettel geschriebenen Stücke sind jetzt unter den Breslauer Papieren. Karl Lessing hat sie im zweiten Theil der „Vermischten Schriften" mit dem Entwurf unter Nr. I in Verbindung gebracht und sie, ebenso wie das Fragment über den Phäder (S. 1014 ff.), an verschiedenen, ihm passend erschienenen Stellen dieses Entwurfes eingeschaltet. — A. d. H.

mittheilen. Ich nenne aber das Beste das Unbekannteste, und nächst dem das, was mehr als bloße Compilation ist, indem es zu Berichtigung irriger Nachrichten dient, mit welchen man sich bisher begnügen müssen.

Besonders werde ich dabei auf das sehen, was Gellert und Christ für würdig geschätzt haben, daß es der Vergessenheit nicht gänzlich überlassen werde.

Gellert geflissentlich in seiner Dissertation De Poesi Apologorum eorumque scriptoribus von 1744 und in seiner „Nachricht von alten deutschen Fabeln", dem ersten Theile seiner „Fabeln" 1746 vorgesetzt.

Christ beiläufig in seiner akademischen Schrift De Phaedro ejusque Fabulis, ebenfalls von 1746, aber nach jener Nachricht.

Und um einen Faden zu haben, an welchen ich wenigstens anreihen kann, was ich nach seinem Werthe nicht zu ordnen weiß, will ich der chronologischen Ordnung folgen, nicht in welcher die Fabeldichter gelebt haben, sondern in welcher ihre Werke im Drucke erschienen sind. Dieses wird bei den Neuen auf das Nämliche hinauskommen, und bei den Alten wird es das Bequemere sein.

Einen kleinen Anlauf will ich jedoch von den Zeiten nehmen, in welchen in dem einzigen Italien die Wissenschaften wiederum zu blühen anfingen und in den übrigen europäischen Ländern noch Unwissenheit und Barbarei herrschte.

So sehr hatten Unwissenheit und Barbarei aber nie geherrscht, daß —

III. [1]

1461.

Das erste gedruckte deutsche Buch sind Aesopische Fabeln und die ersten gedruckten Aesopischen Fabeln sind deutsche.

Der Ort, wo sie gedruckt worden, ist Bamberg, welche Stadt sonach in dem Verzeichnisse der Städte, in welchen die Druckerei zuerst geübet worden, unmittelbar auf Mainz folgen muß. Wenigstens hat sich noch bis itzt kein Buch gefunden, in welchem eine

1) Diese Stelle, bis sich darauf gründen dürfte, hat mein Bruder auf einem halben Bogen besonders und kann einen Vorschmack geben, wie er den ganzen Plan ausgearbeitet haben würde. — [Anm. K. Lessing's.]

deutsche Stadt ausdrücklich genennet sei, die Bamberg diese Ehre streitig machen könnte.

Man hat nicht den geringsten Grund, eine Verfälschung oder einen Fehler oder ein Mißverständniß in gedachten Datis zu argwohnen. Unsere Fabeln sind gewiß zu Bamberg, und zwar 1461 gedruckt, oder es ist nichts in allen solchen Dingen gewiß. Wie sie aber gedruckt worden, ob mit geschnittenen Tafeln oder mit beweglichen Lettern, ob mit hölzernen oder mit gegossenen Lettern, das ist eine Frage, bei der es, glaub' ich, noch freistehet, sich für das Eine oder das Andere zu erklären. Es finden sich bei dem Einen sowohl als bei dem Andern Gründe dafür und Gründe darwider.

Das Typographische dieser alten Fabeln nun aber beiseite gesetzet, habe ich eine doppelte Entdeckung darüber zu machen Gelegenheit gehabt.

Vors Erste hab' ich entdeckt, daß sie nichts als die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger sind, von welchen die Schweizer glauben, daß sie selbige zuerst aus Handschriften herausgegeben, Scherzens Probe ungerechnet. Zugleich habe ich gefunden, daß die Schweizer nicht allein nichts drucken lassen, was nicht schon gedruckt gewesen, sondern daß sie es nicht einmal so vollständig drucken lassen, als sie es mit Hülfe dieser ersten ihnen unbekannt gebliebnen Ausgabe hätten thun können. Denn der alte Dichter hatte gerade hundert Fabeln gemacht, von welchen sie uns nur 89 aus ihren Handschriften mitgetheilet. Und obgleich auch die alte Ausgabe nur derselben 90 enthält, so sind es doch nicht die nämlichen, die hier und dort fehlen, und durch Zusammenhaltung läßt sich die Zahl bis auf eine einzige wieder vollständig machen.

Zweitens habe ich aus Handschriften, die in unsrer Bibliothek von diesen Fabeln sich befinden, entdeckt, daß der Verfasser derselben kein Riedenburg ist, wie Gottsched, obschon aus einer von diesen Handschriften selbst, hat vorgeben wollen, und wie ihm Jedermann, die Schweizer selbst nicht ausgenommen, geglaubt hat. Gottsched hat auch dieses Manuscript nach seiner gewöhnlichen Art gelesen, das ist mit halb offnen Augen. Er sahe, daß da und dort etwas zu sehen war, aber selten sah er das Rechte. Der Mann, dem zum Besten der Dichter sagt, daß er seine Fabeln aus dem Lateinischen übersetzt habe, heißt R i e d e n b u r g, und der Dichter selbst heißt B o n e r i u s.

Alles dieses habe ich umständlicher an einem andern Orte angezeigt und wiederhole es hier nur summarisch, weil Einiges von dem Folgenden sich darauf gründen dürfte.

IV.

1461.

Das Bambergische Fabelbuch.

1471.

Die erste Ausgabe von Poggii Facetiis. Facetiarum libri IV; v. Maittaire, Tom. I. p. 310.

1473.

Gesta Romanorum. S. P. Marchand, Histoire de l'Imprimerie.

1476.

Die Mailändische Ausgabe von des Rimicius übersetzten Aesopischen Fabeln.

Es waren die Planudeischen.

Diese erste Ausgabe findet sich bei dem Maittaire nicht. Aber Quirinus hat sie beschrieben. Spätere Ausgaben beim Müller sind: Mediol. 1480 4to., Venetiis 1482 fol., Parmae 1487.

1476.

Um diese Zeit ohne Zweifel, obschon ohne Jahrzahl, die erste griechische Ausgabe des Lebens und der Fabeln Aesopi, welche Bonus Accursius besorgt hat, griechisch und lateinisch; v. Maittaire, Tom. I. p. 97. Denn sie ist völlig so gedruckt als des Lascaris Grammatica von diesem Jahre.

Die Uebersetzung ist von dem Rynucius Thettalus, wie aus eben des Accursii vorgesetztem Briefe zu den Selectis fabulis von 1497 erhellt. Diesen Rynucius nennt er daselbst virum mea sententia doctum et disertum. In diesen Selectis war das Griechische gegenüber, in der vollständigen Ausgabe folgte die Uebersetzung nach.

1476—1484.

Die Steinhöwel'sche Sammlung. Denn sie ist zu Ulm bei Johann Zeinern gedruckt, von dem von 1473—1484 Werke vorkommen.

1483.

Der alten Weisen Exempel; 1)
v. Freytag, Adparat., Tom. III. p. 117.

V.

Baldo.

Beim Jeremias Paduanus *2) werden eines Baldo Rhythmi fabulares öfters angeführt. Diesen hält Reinesius ** für den Waldo, welcher 779 Abt zu St. Gallen war. Grund hierzu hat er nun freilich nicht sehr wohl; denn er schreibt blos an den Daumius: Non credis? alium ergo mihi nomina, divinator felicior. Von seinen Versen urtheilt er sehr gut. Sunt ejus rhythmi mire simplices facilesque, accurati tamen prae ceteris hoc genus et jucundi. Die ganzen Fabeln dieses Baldo oder Waldo finden sich in der Bibliothek des Klosters zu Mellen; aber so, wie sie Kropff anführt, kann ich weiter nichts davon sagen, als daß sie in elegieischen Versen sind. ***

---

1) Nicht etwa, wie der Titel erwarten läßt, das Buch der sieben weisen Meister, sondern eine von Eberhard I. von Württemberg verfaßte oder veranlaßte Uebersetzung des Kelila ve Dimna nach dem Lateinischen des Johannes von Capua. Sie heißt eigentlich „Das Buch der Weisheit der alten Weisen von Anbeginn der Welt von Geschlecht zu Geschlecht"; vgl. Gellert, S. 31, und Kästner, Vermischte Schriften, I. S. 219 ff. — A. d. H.

2) * ** *** Diese Sternchen sind in der Handschrift, und er hat vermuthlich Anmerkungen dazu schreiben wollen, die ich aber nirgends finden können. — (Anm. K. Lessing's.) — Diese Anmerkungen sind aber nicht schwer zu ergänzen. Zu dem ersten Namen war anzuführen „Compendium moralium notabilium compositum per Hieremiam, judicem de Montagnone, civem Paduanum, Venetiis 1505", wo u. a. Baldo's 34. Fabel als vorletzte citirt wird. Zu Reinesius gehört das Citat „Epistolae ad Chr. Daumium" Jena 1670, S. 212, und zu Kropff aus der Beschreibung des 86. Manuscriptes der Bibliothek von Mölk (Bibliotheca Mellicensis, Vindob. 1747, S. 45) die Worte: „Baldonis Aesopus novus, seu liber fabularum aesopicarum carmine elegiaco. Die letzte Stelle erklärt auch Lessing's Irrthum über das Metrum. Baldo's Fabeln sind in Leoninischen Hexametern gedichtet, wie die 28 bei du Méril, Poésies inédites, S. 217—259 abgedruckten zeigen. Du Méril verschönert übrigens die Confusion des fehlerhaften Lessing'schen Textes noch durch die Erfindung, daß Lessing in der gar nicht existirenden Abtei Mellen Baldo's Fabeln selbst gesehen hätte. — A. d. H.

VI.[1]

Apologi morales S. Cyrilli gab Balth. Corderius zu Wien 1630 in kl. 12. heraus und glaubte sie zuerst herauszugeben, ungewiß, ob es des Hierosolymitani oder Alexandrini Werk wäre.

Bald darauf, 1639, merkte Aubertus Miräus über den Gennadius, c. 57, an, daß sie titulo Speculi sapientiae Parisiis a Joanne Parvo schon längst gedruckt worden, ist aber noch ebenfalls ungewiß, ob sie dem Cyrillo Alexandrino gehören.

Diese Anmerkung des Miräus wiederholt der Verfasser der Lebensbeschreibung S. Cyrilli Episcopi Alexandrini in den Actis sanctorum (Januarii d. 28., p. 354) und fügt hinzu: de illius libelli (nämlich der Apologorum) auctore Cyrillo agemus IX. Martii.

An dieser Stelle nun, p. 19, setzt ohne Zweifel der nämliche Verfasser hinzu: sed hic Libellus, ut de Scriptoribus Ecclesiast. censet *Philippus Labbeus* noster, ab auctore latino scriptus est, utque observavit quem et ipse citat Aubertus Miraeus in opere de script. Ecclesiast. ad cap. 57 Gennadii Massiliensis, titulo *Speculi Sapientiae* Parisiis a Joanne Parvo jam olim publicatus. Pridem mihi vir doctus ajebat, suspicari se, conscriptum eum libellum a S. Cyrillo hoc nostro Sclavorum Apostolo. Investigandum esset, num ejus extet aliquod in Sclavorum scriptis vestigium.

Cyrillus, der Slaven Apostel, lebte um 875. Aber auch so alt ist der Apologenschreiber nicht, und meine Muthmaßung ist weit wahrscheinlicher.[2]

---

1) Unter den Breslauer Papieren mit dem Titel: „XXIII. Cyrillus der Fabeldichter.“ Wahrscheinlich sollte es das 23ste Stück der Beiträge zur Geschichte und Literatur werden. — [Anm. Lachmann's.]

2) Worin sie bestanden, haben weder K. Lessing noch Eschenburg anzeben können. Daß Jöcher einen Baseler Bischof Cyrillus durch Nichtbeachtung eines Komma's in dem Titel der anonymen deutschen Uebersetzung von 1520 als Verfasser erfunden, wird Lessing bekannt gewesen sein. Vielleicht ist er zu derselben Annahme gekommen, die Eschenburg im „Deutschen Museum“, August 1783, aufgestellt hat, daß nur der Nebentitel des ersten Druckes, quadripartitus apologeticus, dazu verleitet habe, die 95 Fabeln eines unbekannten Mönchs dem Alexandrinischen Cyrill, dem Verfasser zweier Apologetici, irrthümlich beizulegen. Nach Dobrowsky, „Gesch. der böhmischen Sprache“, S. 295 f., nennt eine Handschrift als Verfasser den gekrönten Poeten Cyrillus von Guidone aus dem 13. Jahrhundert. — A. d. H.

VII.

Vincentius Bellovacensis.[1])

Dominicaner im 13ten Säculo. Informirte die Söhne Ludovici IX., Königs von Frankreich. In seinem Speculo Doctrinali, Lib. III. cap. 114–124, hat er auch einige Aesopische Fabeln mit eingerückt, von welchen ich mich wundere, daß man sie noch nicht zur Verbesserung des Phädrischen Textes gebraucht hat. Es sind aber folgende:

1) Lupus et agnus. Phaedr. I. 1. (Fab. ant. III.)
*2) Mus flumen transire volens et rana. Anony. 3. (Fab. ant. IV.)
*3) Luscinia et accipiter. Anonym. 45. (Fab. ant. XXXIX.)
4) Canis flumen transiens. I. 4. (Fab. ant. VII.)
5) Simia a vulpe partem caudae petit. Anony. 56.
6) Nocturnus fur cani panem mittens. I. 23.
7) Vacca, capella, et ovis sociae leonis. I. 5.
8) Grus et lupus. I. 8.
9) Cervus in fonte se videns. I. 12.
*10) Homo ab arboribus manubrium petens. Anony. 53.
11) Vulpes et corvus rapto caseo. I. 13.
12) Leo annis defectus. I. 21.
*13) Asinus blandiri volens sicut catellus. Anony. 17.
14) Mons parturiens. IV. 22.
*15) Lepores se praecipitare volentes in aquam. Anony. 28.
16) Asinus, ex cujus pelle tympana facta. III. 20. Anony. 57. (Fab. ant. XLVII.)
17) Graculus pennas pavonis tollens. I. 3.
18) Formica et musca contendentes. IV, 23.
19) Rana inflans se et bos. I. 24.
*20) Mus et leo. Anony. 18. (Fab. ant. XVIII.)
*21) Equus et asinus. Anony. 43.
*22) Vespertilio ex avium et quadrup. partibus. Anony. 44.
**23) Verax et fallax in provincia simiorum. (Fab. antiq. LI.)
*24) Manus, pedes et venter. Anony. 55.
*25) Cicada et formica. Avienus 34.
26) Vulpes ad uvam. IV. 2.
27) Leo et asinus rudens. I. 11.
**28) Leo languorem fingens et vulpes.
29) Canis pinguis et lupus macer. III. 7. (Fab. ant. XLV.)

---

1) Vgl. oben S. 1027, Anm. 3. — A. d. H.

VIII.[1])

Dieser Leonhardus Dati ist bekannt. Vid. Ughellius, Jöcher rc. Ob aber dieser seiner Fabeln wohl in seinem Leben gedacht wird, welches Laurentius Mehus 1744 nebst einigen seiner Briefe herausgegeben hat?

Es sind deren 40, wenn ich in der Geschwindigkeit recht gezählt habe, und ziemlich von den bekanntesten. Er hat sie den Gregorio Corrario dediciret, dessen ich bei dem einen Manuscripte des Senecä Tragici, bei Gelegenheit seiner Progne,[2]) gedacht.

Leonardi Dathi ad Gregorium Corrarium Venetum in quasdam fabellas Aesopi praefatio.

Gregori, neque enim Aesopum sprevere Poetae
 Inter Philosophos nec minor ille fuit.
Ludit fabellas, et eas bene condit olentes,
 Et cavet a vitiis et benefacta docet.
Nonne vides alium periisse poemata mille!
 Nesciat*) Aesopi dulce poema mori.
Quas legis, ex ipso legi, cantoque latinas
 Pisani suasu fretus et auctus ope.
Ille dat ad verbum, quod non mihi littera graeca est,
 Et mea in hos Elegos lenta Thalia refert.
Forsan et ad reliquas pergam, nisi lora retorques.
 Prosequar an taceam, si sapis, ipse jube.

Er gestehet also, daß er selbst kein Griechisch verstanden, sondern daß sie ihm Pisanus von Wort zu Wort aus dem Griechischen übersetzt und er sie sonach in Verse gebracht. Wer ist dieser Pisanus? Im Manuscripte stehet bei dieser Zeile Pisani suasu etc. mit ebenderselben Hand geschrieben Palm, welches ich allenfalls für Pauli II. lesen würde, als unter welchem Papste Dati gelebt.

*) Vielleicht Nescit at.

---

1) Auch das Folgende handschriftlich unter den Breslauischen Papieren. Vorher geht eine Nachricht über zwei Gedichte des Campani und zwei des Panormita in derselben Wolfenbüttel'schen Handschrift. — [Anm. Lachmann's.]

2) Die 1558 zuerst gedruckte Tragödie „Progne" des päpstlichen Protonotars Gr. Corrarius wurde eine Zeit lang für ein Werk des L. Varius gehalten; vgl. Lessing's philologischen Nachlaß bei Fülleborn, III. 290. — A. d. H.

Das Schlußgedicht ist an den Marrasius gerichtet, dem er verspricht, auch die übrigen Aesopischen Fabeln zu übersetzen:

Traducam et faciam cuncta latina sonent,
Dummodo non reprobes, quae jam vigilavimus hisce
Noctibus, alterno facta latina pede,
Vel non displiceant tibi soli, o maxime Vatum
Marrasi, o animae dimidiumque meae.

Wer dieser große Dichter Marrasius gewesen, weiß ich nicht.

Die Poesie des Dati taugt nicht viel. Dabei hat er eine Menge barbarischer Wörter, die niemals, so viel ich wenigstens weiß, lateinisch gewesen sind. So ist z. E. die Fabel Felis et Venus von ihm überschrieben: Musipula, Adolescens et Venus, und fängt an:

Formosum juvenem nimio affectabat amore
Musipula.

Was musipula heißt, weiß ich nicht; muscipula heißt eine Mausefalle; aber wie sich die in einen Jüngling verlieben könne, weiß ich nicht. Doch eine Katze und eine Falle fangen beide Mäuse; warum soll der Dichter nicht also einen Namen für den andern brauchen können? — Die Fabel Felis et Gallus gallinaceus überschreibt er Martur et Gallus, und fängt an:

Gallum martur habet etc.

Wenn es noch Martes hieße! — Die Fabel Lima et Vipera heißt bei ihm Musio et Lima.

Introgressa casam fabri vaga musio limam
Inspectam lingit.

Die letzten beiden Worte hat Dati nach dem Italienischen gemacht; denn da heißt martora ein Marder und musino eine Art von Schlangen.

IX.

Abstemius.

Wenn er eigentlich das erste Hundert seiner Fabeln herausgegeben, kann ich nicht sagen, aber gewiß vor 1499,[1]) von welchem Jahre eine Venetianische Ausgabe in 4to in der Bibliothek ist,

---

1) Sie erschienen zuerst Venedig 1495 mit 33 Fabeln des Valla. — A. d. H.

welcher ein Dominicus Palladius ein Schreiben vorgesetzt, in welchem hic apologorum libellus, nuper impressus heißt (Quodl. 171. 28. 4to). Dieser Ausgabe sind 30 Aesopische Fabeln, von Laurent us Valla 1438 übersetzt, beigefügt.

Bayle weiß nicht, ob er lange nach 1505 gelebt. Ich weiß, daß er noch 1516 am Leben gewesen; denn als in diesem Jahre Beatus Rhenanus das Enchiridium Xysti Philosophi Pythagorici hinter dem Aeneas Gazaeus Plat. de immortalitate animae zu Basel in 4to (nach der Uebersetzung des Ambrosius Camaldulensis, sowie den Xystus nach der vermuthlichen Uebersetzung des Rufinus, aus einer alten Handschrift, die Selestadii in Bibliotheca divae Fidis servabatur) herausgab, so setzte dem Erstern Abstemius ein kleines Empfehlungsgedicht von 7 Hexametern vor.

Das andre Hundert Fabeln hat er 1505 hinzugefügt, wie aus seiner eignen Zuschrift an einen Angelus Grypho erhellt.

X.

Einzelne zerstreute Fabeln.

1. Beim Bruder Michael Styfel in der Auslegung seines Liedes Von der christförmigen Lehre Luther's, gedruckt um 1520 in 4°, kömmt folgende Fabel vor (Sig. CII), ist aber wohl schwerlich von ihm selbst:

„Der Zorn ist eine Wurzel des Todtschlags, darum wird er auch gar von Christo so schwerlich verdammt. Hier hilft dich auch keine Entschuldigung, daß dir Unrecht geschäh, daß man den Zorn an dich mach. Also beklaget sich einer gar hoch vor einem andern. Da antwortet er ihm mit diesem Gleichnuß. Ein Einsiedel kam auf ein Zeit mit seinem Krüglein zu einem Bronnen, der da was an dem Boden schlymig; und als er das Krüglin hinyn stieß, do gieng der Schlym über sich häruf. Da sprach der Bronn: Bruder, du betrübst mich. Antwurtet der Bruder: Ich betrüb dich nit, dein böser Grund betrübt dich. Also sag ich dir auch: ein schlechte Gedult ist das, so du nit zürnest, wann man dir nichts übels thut, oder guts thut. Also seind auch gedultig die unvernünftigen Thier.“

XI.

Gilbertus Cognatus Nozerenus.

Die erste Ausgabe seiner Sylva narrationum ist Lugduni 1548 in 12°, oder vielleicht, daß es eine noch frühere giebt; denn seine Zueignungsschrift an den Johann Metellus ist von 1537 und Nozerethi datirt.

Diese war nur ein Vorschmack des vollständigen Werkes, welches 1567 zu Basel in 8° herausgekommen und aus 8 Büchern bestehet, wovon das erstere Apologos cum suis interpretationibus enthält.

Unter diesen merke ich an,

I. p. 1. Die Erschaffung des Dichters, aus dem Philo.

p. 18. De Asino et Equo; wird auch von ein paar Fuhrleuten oder Postknechten erzählt.

p. 34. De quodam. Der Eine will dem Andern etwas sagen, und dieser heißt ihm, es bis nach Tische zu versparen. Er verbrannte sich das Kleid.

p. 40. De Vulpe quadam (Asini testiculos manducandi cupida).

p. 49. De anu multibiba. Ist wie die Fabel beim Neckam vom Wolfe, der 365mal zublinzt und dieses für ein Jahr rechnet.

p. 78. De Muliere pro Pulice Pediculum proferente.

XII.

Ochini Fabeln [1]) sollen 1554 zuerst herausgekommen sein. Es sind deren fünf Bücher. Ich habe sie aber weder italienisch noch nach der lateinischen Uebersetzung des Castellio jemals gesehn, sondern blos deutsch nach der Uebersetzung des Christoph Wirsung in 4° von 1559. Und auch in dieser Uebersetzung nur die ersten vier Bücher, ob ich schon in der Salthenischen Bibliothek finde, daß sie alle fünfe übersetzt worden. Vogt scheint deren nur gar zwei Bücher gekannt zu haben und sagt, daß der erste Druck des ersten

1) Bernardo Ochino aus Siena (1487—1564). Seine Fabeln erschienen o. O. (zu Genf) 1554 unter dem Titel: „Apologi nelli quali si scuoprono li abusi, sciocheze, superstitioni, errori, idolatrie ed impietà della sinagoga del Papa: e specialmente de suoi Preti Monaci et Frati". — A. d. H.

von 1556 sei, in welchem Jahre wenigstens die Zueignungsschrift des Wirsung an Otto Heinrich, Pfalzgrafen am Rhein, unterschrieben, und zwar datirt in Augsburg (um darnach das Deutsch des Wirsung beurtheilen zu können).

Wirsung's Leben muß beim Adami stehen. Er war anfangs Prediger in seiner Vaterstadt.

Es sind nicht eigentlich Aesopische Fabeln, sondern wahre und erdichtete Geschichtchen und sinnreiche Einfälle, durch welche die mancherlei Thorheiten des Papstthums und die Laster ihrer Glieder ins Licht gestellt werden. Sehr viel sinnreiche darunter, als I. 40.

Es wird Alles als wahre Geschichte erzählt. Aber sonst Einer, der es glaubt! Z. E. I. 41 von den Juden in Rom, die Christen werden und Juden bleiben wollten.

Schmotzen, was wir sonst schmunzeln nennen; halb gern halb ungern lachen und es zu verbeißen suchen. 45. S.

Viel Histörchen vom Tridentinischen Concilio, die er für wahr ausgiebt. I. 56. 57.

Melbig. Es ist nicht müglich, wer mit Müllern zu handeln hat, daß er nicht melbig werde. S. 66.

Du bist meines Fugs nicht. S. 66. Du bist nicht, wie ich Dich verlange.

Des wäre sich nicht zu verwundern. S. 68.

Ich hab eines Regens und nit einer Güß begehrt. S. 73.

Dessen unterstund sich ein Jüngling. S. 74.

Zauffen? II. 44.

Ein fast zarter und heygkler Mann? II. 47.

Unwürsch. ib. Unglaublich von Julio III. II. 49.

Rassler u. Spieler III. 24? vielleicht vom Rasseln der Würfel.

Eis dinges hab ich mich besint. Fab. der Minnes. 49. 24. Und dieser Genit. bei besinnen, bedenken ist ohne Zweifel besser als die Construction mit auf.

Entsprechen für: widerhallen. Si schrei das ihr der walt entsprach. Fab. 49. 71.

Wer ihres Gesindes für: welche von ihrem Gesinde. Fabeln LIII. 11.

Begehren gleichfalls mit dem Genit. „Das min niemandt begehrt." Fab. d. M. LVIII.

Weigern, sich einer Sache.

Alphabetische Uebersicht
der in diesem Bande enthaltenen Aufsätze ꝛc.

Verlag von Gustav Hempel in Berlin.

Leipzig.
Druck des Textes von Walter Wigand.
Druck des Umschlags von A. Waldow.

Lessing, Gotthold Ephraim,

Lessing's Werke

Bd.: 11,2

Berlin [ca. 1872]